Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Die Familie Nordorf.

Roman

von

H. F. Ewald.

Nach dem Dänischen bearbeitet

von

Dr. A. Brunelewki.

Erster Theil.

Bremen, 1871.
Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung.
U. L. Fr.-Kirchhof Nr. 4.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Leben und Tod.

Am Nachmittage des letzten April 1856 zog ein heftiges Gewitter über die Residenz, einen jener gewaltigen Regengüsse entladend, die uns hie und da die Wohlthat erzeugen, die Straßen der Hauptstadt schneller und besser zu reinigen, als dies ein ganzes Bataillon Straßenkehrer vermögen, die eine Freude der Gassenjungen und ein Schrecken für diejenigen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, welche die Kellerwohnungen bevölkern.

Die Rinnsteine schwollen zu Bächen an und begegneten sich mitten auf der Straße in lustiger Vereinigung, so daß die ganze Straße einem Flusse gleichsah; die Rinnsteinbretter fühlten eine angenehme Veränderung in ihrem sonst so stabilen Dasein und begannen zu segeln, jedoch gegen alle Regeln der Nautik, der Quere

nach; der Strom ergoß sich hie und da in einen Keller-
hals, welche Bezeichnung dadurch eine praktische Erklärung
fand; verwirrte Laute von fliehenden Bewohnern und
klirrenden Tellern ertönten aus den Kellern, während
verwunderte, joviale oder ärgerliche Gesichter aus den
Fenstern aller Etagen schauten.

Die Bewohner der Großen Königsstraße befanden
sich gerade nicht in der glücklichsten Lage in Bezug auf
die Ansehnlichkeit der Wassersfluth und der Lebhaftigkeit
der Scene, und doch war auch diese Straße in ihrer
Art munter genug, besonders bei Beginn des Theaters,
wo die eilenden Fußgänger durch ihr bedauernswerthes
Aeußere den Beweis lieferten, daß weder Oberkleider,
noch Regenschirme, noch Gummischuhe verschlagen, wenn
der Himmel seine mächtigen Schleusen öffnet. Steif-
beinige Droschkenpferde fanden die Friction schmählich
vermehrt, indem sie die überfüllten Fuhrwerke durch die
überschwemmte Straße schleppten, Privatequipagen zeigten
sich wohl dazwischen, machten aber wieder „kehrt", um
eine trockene Passage zu finden, und bald war kein
lebendes Wesen zu sehen, ausgenommen zwei Portiers,
die einen harten Kampf mit den widerspenstigen Rinn-
steinbrettern bestanden, und einige Gassenjungen, die,

weder durch sonderliche Eleganz in der Kleidung, noch durch honnete Ambition genirt, einen praktischen Beweis lieferten, daß das Wasser der Weg der Seestädter sei — in diesem Falle zwar nicht zu Ruhm und Macht, aber doch zum Vergnügen.

Ein Haufen Gassenjungen wurde eben durch einen jungen Mann zerstreut, der unbekümmert um den Segen von oben und das Wasser von unten die vom Markte herführende Straße entlang kam. Er war nachlässig gekleidet und hatte keinen Regenschirm. Seine bleichen Züge und die rücksichtslose Art, womit er einen der Jungen zur Seite puffte, verriethen eine trübe Stimmung, die ihm die Empfänglichkeit für alltägliche Eindrücke raubte. Es galt ihm blos, das Ziel zu erreichen, und jetzt war er da; die Thüre stand offen, der Portier war eben in einen Zweikampf mit seinem Rinnsteinbrette verwickelt; der Fremde lief hinein, sprang die Treppe hinauf und klingelte heftig im ersten Stocke.

Ein Mädchen öffnete, und während er in athemloser Hast fragte, ob Doctor Grant zu Hause sei, musterte sie sein wenig empfehlendes Aeußere, und war offenbar ärgerlich über die nassen Fußspuren, die er auf der reingescheuerten Treppe hinterlassen hatte.

„Der Herr Hofrath ist nicht zu Hause,“ antwortete sie endlich.

„Ich muß absolut mit ihm sprechen,“ sagte der Fremde ungeduldig; „meine Frau ist todtkrank; sagen Sie mir um Gotteswillen, wann er heimkommt oder wo ich ihn vielleicht treffen kann?“

„Ja, das ist eben schwer zu sagen,“ antwortete das Mädchen trocken und phlegmatisch; „der Herr Hofrath ist kein Mann, den man da wieder wegnehmen kann, wo man ihn hingesetzt hat.“

„Wissen Sie, wo er hingegangen? Sagen Sie mir's geschwind und verlieren Sie nicht die Zeit mit unnützem Geschwätze,“ rief der Fremde und stampfte mit dem Fuße.

„Hingegangen!“ versetzte das Mädchen gekränkt; „der Herr Hofrath ist gefahren, in seiner Equipage gefahren; vermuthlich fuhr er zu Geheimerath Prunk in der Amalienstraße, aber deswegen kann er ganz gut jetzt am anderen Ende der Stadt sein; er kann in einer halben Stunde nach Hause kommen, oder heute Nacht 12 Uhr, das ist die gleiche Möglichkeit. Der Herr geht am besten zu einem anderen Arzte.“

Damit schlug sie dem Fremden die Thüre vor der Nase zu, und dieser flog ohne sich lange zu bedenken

die Treppe hinab und zur Thüre hinaus, wobei er fast den Portier überrannte, obwohl dieser eine imponirende Stellung mitten in der Hausthüre einnahm und dick genug war, sie auszufüllen.

Er lief nun in die Amalienstraße, wo das über die Straße gebreitete Stroh ihm bald die Wohnung des Geheimeraths Prunk verrieth. Hier erfuhr er, daß Hofrath Grant den kranken Geheimerath vor länger als einer halben Stunde verlassen, und ein noch tieferer Schatten von Bekümmerniß legte sich über seine bleichen Züge. Er eilte nun wieder der Heimath zu, durch die Kanal- und Zeughausstraße den nächsten Weg nach der Langenbrücke, denn er wohnte in Christianshafen, in der Nähe des Walls; aber als er etwa die Mitte der Brücke erreicht schienen die Kräfte ihn verlassen zu wollen; er lehnte sich betäubt über das Geländer und schaute hinab in das Wasser.

Geschwächt von Nachtwachen und aufgeregt von Seelenangst hatte er Visionen wie ein Fieberkranker; er sollte ja nach Hause eilen, wo er sein junges, einst so blühendes Weib auf dem Krankenlager, oder, wie er fürchtete, auf dem Sterbebette verlassen, und doch war er in diesem Augenblicke wie gelähmt und konnte

sich nicht von der Stelle rühren. Das Wasser übte eine dämonische Anziehungskraft auf ihn aus, er glaubte die geliebten, aber bleichen Züge der Kranken in der Tiefe zu sehen; er bog sich noch weiter über das Geländer, da fühlte er plötzlich einen leichten Schlag auf die Schulter: er wandte sich um und vor ihm stand eine Gestalt, die unter anderen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit erregt haben würde; allein jetzt sah er nur die verschwommenen Unrisse eines ziemlich großen, vornehmen Mannes, etwas Blaues und etwas Weißes.

Es war ein großer, stattlicher Herr in einem weiten blauen Ueberwurf; er trug eine weiße Halsbinde und ein feiner schwarzer Seidenhut saß leicht und frei auf seinem Kopfe, den ein üppiger Wuchs hellbrauner, etwas krauser Haare auszeichnete. Seine Gesichtszüge waren schön, obwohl etwas voll; sie zeugten von Gesundheit und Kraft und einem Alter von höchstens 28 Jahren. Die blauen Augen gaben seinem Antlitz einen ruhigen, männlichen Ausdruck, der noch milder wurde, als ihm der Fremde sein bleiches Gesicht zuwandte.

Der Regen hatte schon länger aufgehört; es befand sich nicht ein Flecken auf den schönen Kleidern des vornehmen Herrn, während die ärmliche Kleidung des

Unglücklichen von Schmutz und Regen übel mitgenommen war; aber dennoch sah der Herr im Ueberwurfe sogleich, daß er keinen gewöhnlichen Armen oder Unglücklichen vor sich hatte, während er doch bei dem Anblicke dieses Gesichtes in seiner Vermuthung über die Absicht seines Aufenthaltes auf der Brücke bestärkt wurde.

„Was machen Sie hier, wenn ich fragen darf?" sagte der vornehme Herr. Aber der Unglückliche starrte ihn mit stierem Blicke an, ohne zu antworten. „Sind Sie krank?" fuhr Jener fort „oder hat Sie irgend ein Unglück betroffen? Sprechen Sie aufrichtig, dachten Sie vielleicht daran, die — die Tiefe des Stromes zu messen? „Zum Henker," fuhr er fort, indem er seine Stimme erhob und den Unglücklichen am Arme ergriff, „Sie hatten also nicht im Sinne, sich zu ertränken?"

„Gott erhalte mir meinen Verstand!" rief endlich der Angeredete, riß sich los und eilte fort, Christianshafen zu.

Der vornehme Herr folgte ihm rasch über die Brücke, längs des Walls, und erreichte die Ecke der Seitengasse gerade noch frühe genug, um zu sehen, in welchem Hause der Fliehende verschwand. Es war ein unansehnliches, einstöckiges Gebäude, welches von zwei

Familien bewohnt zu sein schien. Er ging darauf zu, als er aber den Unglücklichen am Fenster stehen und im eifrigen Gespräche mit einer ältlichen, bäuerisch gekleideten Frau begriffen sah, kehrte er wieder um.

Seine Nähe hatte jedoch die Nachbarin aus der Thüre gebracht, denn je einsamer eine Gegend ist, desto neugieriger sind ihre Bewohner.

„Wer wohnt hier neben an, gute Frau?“ fragte er. „Wie heißt der junge Mann, der eben in's Haus ging?“

„Herr Nordorf, zu dienen, Ew. Excellenz,“ antwortete die Frau mit einem Knix.

„Ach Nordorf!“ sagte der Herr verwundert. „Ist sein Vorname nicht Rudolf?“

„Rudolf Nordorf! ganz richtig, Ew. Excellenz.“

„Ha, ha! ich bin keine Excellenz, Mütterchen; aber sagt mir einmal, ist der junge Mann nicht ein Sohn des Großhändlers Paul Nordorf in Steinshafen?“

„Akkurat so, Ew. Hochwohlgeboren; es ist traurig, daß eines reichen Mannes Sohn in so ärmlichen Verhältnissen lebt; sie haben wohl etwas zu leben, allein wie weit reicht dies für solche Leute? Es ist, wie Käthe sagt, wo die Frau im Hause das Regiment führt,

ist der Teufel Knecht. Es wäre wohl noch gut geworden zwischen dem Alten und dem Sohne, wäre nicht die Stiefmutter so eine ver —"

„Gut, gut! Darüber weiß ich Bescheid."

„Ja, ich wußte wahrhaftig nicht mehr davon, als der Stein, auf den Ew. Excel — Ew. Hochwohlgeboren treten, hätte mir's nicht Käthe erzählt. Käthe ist nämlich so zu sagen Magd bei den jungen Nordorfs; sie war des jungen Herrn Nordorf's Amme, und ist nun der jungen Frau eine zweite Mutter. Sie ist ein seltenes Frauenzimmer, diese Käthe, und Gott weiß, was sie Lohn bekömmt. Der junge Herr ist so stolz wie ein Türke, und spricht nie mit mir, aber seine Miethe hat er zur rechten Zeit ordentlich und redlich bezahlt, das muß ich ihm lassen."

„Was geht denn eigentlich da drinnen los?"

„Ach Gott! Die junge Madame wurde erst vor Kurzem entbunden. Vor einem Jahre wurden sie getraut, und zogen dann hieher. Er ist ja erst dreiundzwanzig Jahre alt, und sie — Gott stärke — noch ein reines Kind, kaum achtzehn Jahre. Sie hätten noch warten sollen mit der Hochzeit, das hätten sie! Aber wer mag warten in diesen verkehrten Zeiten? Es ist,

wie Leerd sagt — Leerd ist mein Mann, Ew. Hochwohlgeboren — es ist, wie Leerd sagt, wenn man richtig über die Sache nachdenkt, so kommt es heraus, daß die verwünschten Dampfmaschinen Schuld sind an all den Thorheiten unserer Zeit, und —"

„Aber sagt mir, ist denn die junge Frau Nordorf so krank?"

„Ja, darauf kann Ew. Hochwohlgeboren sich verlassen, ganz erschrecklich krank ist sie! und der junge Herr ist nahe daran, den Verstand darüber zu verlieren."

„Mein Gott, haben sie denn keinen Arzt? Er wird doch nicht —"

„Ja wohl kommt ein Doctor her die ewige Zeit, und das ein ganz flinker; er sieht ungemein gut aus."

„Ha, ha! Nein, ich meine, ob dem jungen Herrn Nordorf nicht vielleicht etwas fehlt — hier!" damit zeigte der Herr auf seine Stirn.

„Ih Gott steh' uns bei! Wenn er verrückt ist, so muß er es vor lauter Gescheidtigkeit sein; er thut nichts anderes, als schreiben und lesen, und das bringt nicht viel ein."

„Dank, gute Frau!" sagte der Herr und nickte ihr zu; „Dank für die Auskunft!" Hierauf ging er hurtig seines Weges.

Drinnen in dem kleinen Häuschen stand Rudolf im engen Schlafzimmer am Lager der Kranken, während Käthe in der Wohnstube die Wiege in Gang erhielt und des Kindes Trinkglas und Zulpe herrichtete, welche die Krankheit der Mutter nothwendig gemacht hatte; sie schüttelte den Kopf, seufzte in einem fort und sprach zuweilen laut mit sich selbst.

„Theodora!" sagte Rudolf sanft.

Ein schwaches Lächeln glitt über die Lippen der Kranken; vielleicht hatte sie ihn erkannt, vielleicht auch nicht; denn sie verfiel alsbald wieder in denselben Schlummer, der ihn so sehr ängstigte. Ihre von Natur feinen Züge waren erschrecklich scharf, die Wangen eingefallen, die Gesichtsfarbe fahl.

Rudolf betrachtete dieses entstellte Bild seiner Geliebten mit nagendem Schmerze, und die Reue bohrte sich mit scharfen Krallen in sein blutendes Herz. Was hatte er denn zu bereuen? Daß er sie aus ihrem früheren, sorglosen Leben mitten in ein Dasein versetzt hatte, wo Kummer und Sorge ihrer warteten, und wo Anforderungen an sie gestellt wurden, die über ihre Kräfte gingen. Dies hatte an ihren Kräften gezehrt, und

jetzt, da sie dieselben so nöthig gehabt hätte, hatte sie keine mehr; war er da nicht eigentlich ihr Mörder?

Er selbst hatte in seiner Jugend genug Kummer und Drangsal erduldet, und es waren erst wenige Jahre verflossen, daß er an dem Todtenbette seiner unglücklichen Mutter gestanden, seiner Mutter, die den bitteren Kelch bis zur Hefe leeren mußte, da ihr Mann, Rudolf's Vater, sie verstoßen. Sie war ein frommes, einfältiges Gemüth gewesen, und hatte ihn oft zur Gottesfurcht ermahnt; auch glaubte er, bisher nicht ohne Gott gelebt zu haben, und doch war sein erster, wichtiger Schritt leichtsinnig gewesen, und dies gohr so sehr in seiner Brust, daß er nicht darüber Herr werden konnte. Da war kein Frieden, nein! neben der Liebe zu seinem Weibe war da Haß, Haß gegen seinen eigenen Vater; Glaube und Hoffnung verließen ihn ganz in dieser harten Prüfungsstunde.

Wann sollte es geschehen? Wann sollten diese strahlenden Augen, die seines Lebens Sonne gewesen, sich für ewig schließen? Wann sollte diese sanfte Stimme verstummen, die in der kurzen Zeit, da sie glücklich gewesen, so oft sein Herz vor Freude erbeben ließ; die aber in den Tagen des Unglücks noch weit öfter seine

Seele mit Schmerz erfüllt? Ach, der Gedanke daran war nicht zu ertragen; er konnte nicht länger unthätig hier sitzen; Etwas mußte geschehen.

Wie er sich erhob, zeigte Käthe in der Thüre ihr breites Gesicht, das in einer Haube stak, wie in einer Kluppe, und ihr Mund wurde durch ein Lächeln so breit, daß er die Kluppe sprengen zu wollen schien, als sie ihm zuflüsterte:

„Komm doch Rudolfchen, und sieh, wie süß die Kleine schläft!"

Rudolf trat an die Wiege und betrachtete den zarten Sprößling kalt; er war ja die nächste Ursache all des Unglücks; er schüttelte den Kopf und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Doctor Jens kommt noch immer nicht," sagte er: „und wenn er auch käme, was würde es nützen? Er thut ja doch nichts, vermuthlich versteht er die Krankheit gar nicht. Ich muß wieder fort, Käthe; Doctor Grant soll und muß kommen!"

Damit nahm er seinen Hut und eilte fort, ohne Käthe's Antwort abzuwarten.

„Da läuft er wieder," murmelte sie, „naß, wie er ist, hungrig und müde, wie er ist — das Essen hat er

wieder nicht angerührt — und verrückt wie er ist; Gott sei uns Allen gnädig!"

Bald stand Rudolf zum zweitenmale vor Doctor Grant's Thüre, aber jetzt war sie verschlossen; er klingelte heftig, allein der Portier sprang nicht gleich auf, wie er erwartet hatte. Der Portier, der ihn vom Fenster aus gesehen und wiedererkannt hatte, öffnete selbst die Thüre, und stellte sich breit mitten unter dieselbe.

„Wollen Sie mich vorüber lassen," bat Rudolf höflich; „ich muß hinauf zu Doctor Grant; es handelt sich um Leben und Tod."

„Ja, ja, darum handelt sich's hier immer," antwortete der Portier, und stemmte die Hand in die Seite; „aber das da ist eine verschlossene Thüre; da bricht man nicht so mir nichts, dir nichts, ein, und wenn man hinaus will, giebt man dem Niklas Südhoff nicht einen Stoß in den Magen, wie Sie kürzlich gethan; denn sonst könnte sich's treffen, daß man nächstesmal nicht mehr hineinkäme."

„Aus dem Wege, geschwätziger Schlingel!" schrie Rudolf und ohne daß der gewaltige Thürkoloß sich klar machen konnte, wie, hatte er sich durchgezwängt,

flog er nun wie ein Pfeil die Treppe hinauf, der Portier hintendrein, brüllend:

„Haltet den Dieb! haltet den Dieb!“

Der dadurch entstandene Lärm zeigte sich für Rudolf's Zwecke sehr günstig, denn die Thüre sprang wie von selbst auf, und vor ihm stand kein Anderer, als der berühmte Doctor, Hofrath Grant, selbst, angethan mit einem Schlafrock, eine Serviette unter dem Arme und etwas zwischen den Zähnen, das in den ersten Secunden ihn am Sprechen hinderte.

„Plagt Dich der Teufel, Südhoff,“ sagte er endlich, „was ist das für ein Lärm?“

„Dieser Bursche hier ist durch die Thüre gebrochen“ —

„Die er mir selbst aufgeschlossen,“ unterbrach Rudolf den Portier; „Ihr Diener zeichnet sich wirklich durch Höflichkeit nicht aus, Herr Hofrath; dürfte ich bitten, den unverschämten Kerl fortzuschicken?“

„Nicht so hastig, mein junger Freund, nicht so hastig,“ antwortete Doctor Grant mit einem Lächeln; „aber geh' Du nur, Südhoff! Dieser junge Mann ist sehr naß, sieht aber durchaus nicht wie ein Dieb aus. Geh nur, Südhoff!“

Der Portier entfernte sich zögernd und nach Rudolf hinüberschielend, nicht unähnlich einem bissigen Hofhunde,

während der junge Mann dem Hofrathe in's Zimmer folgte.

Mitten in einem schön meublirten Zimmer stand ein runder Tisch, der überdeckt und reichlich mit Speisen und Getränken besetzt war; ein ganzer Auerhahn lag auf einer Platte, und auf dem Teller die Reste eines anderen. Ein großes Glas, halb gefüllt mit goldenem Sherry, nahm sich daneben sehr einladend aus. Der Doctor warf einen sehnsüchtigen Blick auf den Tisch und schaute dann fragend Rudolf an, als wollte er sagen, Sie sehen, ich bin gerade im Begriffe zu soupiren; meine Zeit ist knapp, und ich bin ein geplagter Mensch — eilen Sie sich, daß wir bald mit einander fertig werden!

Der Doctor war offenbar Hagestolz, denn im ganzen Zimmer war nicht eine Spur weiblicher Thätigkeit zu entdecken; allein obgleich der sänftigende Einfluß einer Gattin ihm fehlte, sah er doch weder hart noch mürrisch aus; sein Haar war grau, dagegen hatte er eines jener gesunden, rothbackigen, jovialen Gesichter, die man gerne an einem Krankenbette sieht; ein Schimmer gutmüthiger Laune belebte seinen Blick, allein sein Lächeln war etwas spöttisch.

„Meine Frau ist sehr krank," begann Rudolf „ich fürchte, dem Tode nahe; wäre es Ihnen nicht möglich, nach ihr zu sehen, und zwar je früher, desto besser?"

„Ich bin den ganzen Tag aus gewesen, mein junger Freund — Ihr Name?"

„Nordorf."

„Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit zum Essen, und dann muß ich wieder fort; ein schrecklich kaltes Frühjahr, das; die Füße möchten einem zu Grunde gehen; ich habe noch einige Patienten zu besuchen, ehe ich abkommen kann —"

„Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen, Herr Hofrath; ich bin schon einmal vergebens hier gewesen."

„Nehmen Sie Platz, Herr Nordorf; mit Ihrer Erlaubniß will ich meine Mahlzeit fortsetzen; erzählen Sie mir nun, was Ihrer Frau fehlt. Darf ich Ihnen ein Glas Sherry anbieten? Nicht? Hm!"

„Meine Frau," sagte Rudolf, ohne des Doctors Gastfreiheit zu beachten, „wurde vor vierzehn Tagen von einem Mädchen entbunden; in den ersten Tagen ging es ihr recht gut, obwohl sie sehr schwach war; aber dann kam das schlimme Fieber, und nun hat die Krankheit sie fast gänzlich ihres Bewußtseins beraubt."

„Wie alt ist Ihre Frau?“ fragte der Doctor, indem er einen fleischreichen Auerhahnschenkel in den Mund schob und gleich darauf das blanke Bein herauszog.

„Sie wird bald achtzehn Jahre alt, wenn Gott ihr das Leben läßt.“

„Bald achtzehn Jahre — und Sie sind wohl nicht weit von neunzehn? Sie haben auf Ehre die Lebensfahrt bei Zeiten begonnen — doch das geht mich eigentlich nichts an.“

„Nein, wenigstens nicht in dieser Weise;“ antwortete Rudolf und ein glühendes Roth bedeckte plötzlich seine eben noch so bleichen Züge; „ich bin übrigens dreiundzwanzig Jahre alt, wenn Sie es zu wissen wünschen; vielleicht,“ fuhr er fort und stand heftig auf, „kann es mich in Ihrer Achtung heben, daß ich etwas älter bin, als Sie glaubten, denn Mitleid ist, wie es scheint, bei Ihnen nicht zu finden.“

Rudolf's dunkelgraue Augen schossen Blitze, als er dieses sagte; seine gerunzelten Brauen und aufgeworfenen Lippen gaben seinem edlen Zorne einen hübschen Ausdruck. Doctor Grant sah dies und fühlte, daß er ein Gegenstand der Verachtung von Seiten des jungen Mannes war; als wenn ein armer Arzt, der vom

frühen Morgen bis zum späten Abende sich herum geplagt, nicht ein ordentliches Abendessen verdiente! Der Doctor erhob sich inzwischen vom Tische, ging zu Rudolf hin und stellte in kurzem Tone einige Fragen.

„Wo wohnen Sie, Herr Nordorf?“

„In Christianshafen.“

„In — Christianshafen! Da haben Sie ja auch Aerzte; haben Sie keinen von Ihnen um Rath gefragt?“

„O ja, Doctor Jens.“

„Jens ist einer unserer tüchtigsten jungen Aerzte; Ihre Frau ist in den besten Händen.“

„Da irren Sie sich; es ist von Tag zu Tag schlechter mit ihr geworden; Jens thut gar nichts für die Krankheit; auch ist es nicht angenehm, für einen jungen Anfänger den Probirstein abzugeben. Nun kenne ich Ihren Ruf, Herr Hofrath; Ihre ausgezeichnete Tüchtigkeit und Geistesgegenwart hat schon manches Menschenleben gerettet; ich will und muß die Beruhigung haben, daß Sie meine Frau gesehen; Sie müssen mir möglichst bald folgen; glauben Sie ja nicht, daß ich Sie umsonst bemühen werde; Sie sollen ein so gutes Honorar bekommen, wie von jedem Anderen.“

Der Doctor warf einen raschen Blick auf die ärmliche Kleidung Nordorf's, bemerkte aber auch sogleich, daß dieser Blick verstanden, oder, richtiger gesagt, mißverstanden worden; es zeigte sich ein Zug von Bitterkeit um Rudolf's Lippen, und der Doctor dachte, daß dieser junge Mann wohl eben so arm als stolz sei; aber er liebte sein Weib und würde ihn ohne Zweifel früher oder später doch mit fort schleppen; dann wäre es auch nicht zum erstenmale, daß Doctor Grant umsonst practicirt, denn er pflegte seine Pflicht ebenso gut gegen Arme wie gegen Reiche zu thun.

„Lassen Sie's gut sein," sagte er; „ich will nur ein Paar Recepte schreiben und meinen Kaffee trinken; in einer halben Stunde bin ich zu Ihren Diensten."

„Tausend Dank," antwortete Rudolf mit einem Lächeln, das sein Gesicht freundlicher und dessen Ausdruck milder machte, als der Doctor es noch vor einem Augenblicke für möglich gehalten hätte; „und wenn ich vorhin mich ungeduldig geberdete, so bitte ich um Verzeihung; allein der Zustand meiner Frau —"

„Lassen Sie sich etwas sagen: wenn der Tod so nahe war, wie Sie fürchten, so könnte kein Doctor sie mehr retten; allein wir wollen das Entgegengesetzte hoffen."

„Gott gebe, daß Sie Recht haben! Erlauben Sie, daß ich hier warte, bis Sie fertig sind?“

„Wie Sie wünschen,“ entgegnete der Doctor lächelnd, „aber,“ fuhr er fort, und legte seine Hand auf Rudolf's Arm, „Sie sind ja durchnäßt bis auf die Haut und sehen angegriffen aus; damit Sie also nicht selbst ein Probirstein für Doctor Jens oder ein Gegenstand für meine ausgezeichnete Behandlung werden, ha, ha, ha! so verordne ich Ihnen, ein Glas Sherry zu trinken und wenigstens einen Bissen Brod dazu zu essen.“

Der Doctor schenkte ein Glas bis zum Rande voll, und Rudolf, der wirklich jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte, sich von den vielen Gemüthsbewegungen und dem langen Fasten abgemattet fühlte, während die nassen Kleider einen Kälteschauer in ihm hervorriefen, nahm dankbar die dargebotene Herzstärkung an.

Bald darauf hielt die Equipage des Doctor Grant vor Nr. 319. Die Hausbesitzerin meinte, es wäre die Excellenz, die wieder käme, allein sie sah — Gott stärke! — den jungen Herrn Nordorf, naß und beschmutzt, wie er war, aus dem Wagen steigen, und hinter ihm einen grauhaarigen, rothbackigen Mann. Käthe, die mit der stillen Hoffnung sich trug, daß ein

Mirakel geschehen und all dem Elende dieser Tage ein Ende machen würde, setzte die Geduld des großen Doctors auf eine harte Probe durch die vielen Knixe und die endlose Weitläufigkeit, womit sie die ihr vorgelegten Fragen beantwortete.

Nachdem Doctor Grant Alles erfahren und die Patientin gesehen, erklärte er die Behandlung des Doctor Jens für ganz richtig, verordnete aber nichts destoweniger eine neue Medicin.

„Vermuthlich," sagte er zum Schlusse, „wird heute Nacht eine Krisis eintreten und darauf eine Veränderung; lassen Sie uns das Beste hoffen!"

Im Nu war der Hofrath wieder in seinem Wagen und fuhr davon wie der Blitz.

„Gottlob!" rief Rudolf und sank erschöpft auf einen Stuhl, „jetzt ist Alles geschehen, was menschliche Kraft vermag!"

Käthe vermochte ihn jetzt zu bewegen, daß er die Kleider wechselte und eine Tasse warmen Thee's trank, während er leise mit ihr sprach.

„Ach," sagte Käthe, „was würde Schwester Clara sagen, wenn sie jetzt zu uns hereinschauen könnte!"

„Das kann sie glücklicherweise nicht, und dies war eben mein Trost in diesen Tagen, daß sie keine Ahnung von alle Dem hat, was wir durchgemacht.“

„Das ist ein schwacher Trost, das!“ sagte Käthe, indem sie der Wiege einen rechtschaffen derben Stoß versetzte; „Hätten Sie ihr nur geschrieben, dann würde sie jetzt hier sein, und das wäre ein Trost für uns! Und brächte sie einen Beutel voll Geld mit, so würde es auch nichts schaden.“

„Ein Beutel voll Geld,“ sagte Rudolf heftig; „ich habe Dir einmal gesagt, Käthe, daß ich Niemanden zur Last fallen will.“

„Aber wenn nun der Alte Mitleid mit Ihnen bekäme und Ihnen einen kleinen Extra-Zuschuß schickte, wäre das ein Unglück?“

„Ich nehme nichts Anderes von ihm an,“ versetzte Rudolf erröthend „als was mir gesetzlich zukommt; von seiner Hand, die uns verstoßen, nehme ich nichts mehr, Käthe! Plage mich also nicht mehr damit!“

Die Erfahrung hatte jedoch gezeigt, daß das, was Rudolf gesetzlich zukam — fünfhundert Thaler Renten von seinem Muttererbe — nicht ausreichte; dazu fiel ihm, eben als er Käthe gebeten, ihn in Ruhe zu lassen,

ein peinlicher Umstand ein, woran Käthe in diesem Augenblicke gar nicht gedacht hatte, nämlich, daß diese seine treue Dienerin für das ganze Jahr, da sie bei ihm gedient, nicht einen Groschen Lohn erhalten hatte.

Mit einem Seufzer verließ er Käthe und setzte sich neben das Krankenbette, — Theodora war wieder unruhig geworden und phantasirte; Rudolf hörte Worte, die ihm in's Herz schnitten; jetzt in den nächsten Stunden, mußte es sich ja entscheiden, ob Käthe's harte, aber treue Hand dem Kinde allein durch die Welt helfen, oder ob seine eigene Mutter es in ihre weichen, zärtlichen Arme schließen sollte.

Es ward eine schreckliche Nacht; denn die von Doctor Grant vorhergesagte Krisis blieb nicht aus. Und was war sie wohl anders, als der Mann mit der Sense, der auf der Schwelle stand, wartend, ob er diese junge Blume abmähen oder weiter gehen sollte an ein anderes Beet im Garten, nicht ruhend in seinem fürchterlichen Geschäfte, bis er endlich doch Jeden einholt?

Endlich, gegen Morgen, wurde die Kranke ruhig; schlief sie, oder war Alles vorbei? Käthe beugte sich über sie, dann erhob sie die Hände zum Himmel und sagte:

„Gott sei Lob und Preis! — sie schläft!“

„Bist Du dessen gewiß?“ fragte Rudolf, während er, Schweißperlen auf der Stirne, die Kranke gespannten Blicks betrachtete.

„Ja,“ erwiederte Käthe, „sie schläft; „ich habe dem Tode mehr als einmal in die Augen geschaut, Rudolfchen, aber das ist ein guter, gesunder Schlaf, so wahr ich Käthe Nickel heiße!“

Wieder und immer wieder schlich Rudolf an das Bette, um sich zu überzeugen, daß Theodora wirklich nicht den ewigen Schlaf schlief, und endlich wurde er dadurch beruhigt, daß ein schwacher Schimmer einer frischeren Farbe sich auf den Wangen der Kranken zeigte.

Er dankte Gott von ganzem Herzen, und endlich überraschte auch ihn der Schlaf, während er noch auf einem Stuhle neben dem Bette saß.

Zweites Capitel.

Ein besonderer Zufall.

Es war schon spät am Vormittage, als die Kranke erwachte; ihr dunkles Auge hatte wieder etwas von seinem strahlenden Glanze, und ein schwaches Lächeln bewies, daß sie ihren Mann erkannte; ein paar leise, mit matter Stimme gesprochene Worte verriethen ihm jedoch, daß ihr erster Gedanke wohl nicht ihm gegolten, denn sie verlangte ihr Kind zu sehen. Der Anblick der Wiege mit dem schlummernden Kinde erfreute und beruhigte sie, und nachdem sie einen Labetrunk genossen, entschlief sie bald wieder und schlummerte in Kurzem so süß wie zuvor: es war ja, wie Käthe ganz richtig bemerkt hatte, das Vernünftigste, was sie für den Augenblick thun konnte.

Kurz darauf klopfte es an der Thüre, und als Rudolf öffnete, sah er zu seiner Ueberraschung eine sehr

stattliche Person vor sich, nämlich einen Jäger mit silberbeschlagenem Gehänge und Hirschfänger, eine Zierde selbst für Orte, wo er unter die dienenden Geister zählte, aber allzu glänzend für die niedrige und einfache Stube, in welche er jetzt trat. Er überreichte Rudolf mit aller Ehrerbietung ein Billet, welches dieser hastig öffnete und las; es lautete folgendermaßen:

Geehrtester!

Ich bringe Ihnen Grüße von Ihrer Schwester, die ich jüngst in Steinshafen zu sprechen die Ehre hatte. Ich wollte Ihnen dieselben mündlich überbringen; da ich jedoch zufällig erfuhr, daß Ihre Frau sehr krank sei, hielt ich für besser, erst bei Ihnen anzufragen, ob ich zu Ihnen kommen soll, oder ob Sie mir die Ehre eines Besuches geben wollen. Ihrer freundlichen Entscheidung gewärtig verbleibe ich

Ihr ergebener

Hotel Phönix .... Erhard Dornfeldt.

„Dornfeldt, Baron von Thranwerder?“ sagte Rudolf verwundert, indem er fragend den Jäger anschaute; dieser verbeugte sich bejahend.

„Wann wird der Baron im Hotel zu treffen sein?“

„Der Herr Baron hat mir aufgetragen, Sie zu benachrichtigen,“ entgegnete der Jäger, „daß er morgen Vormittag bis zwölf Uhr zu Hause sein wird.“

„Gut,“ sagte Rudolf nach kurzem Bedenken; „sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich innerhalb dieser Zeit mich bei ihm einfinden werde.“

Der Jäger ging und Rudolf blieb, den Brief in der Hand, stehen, darüber nachgrübelnd, was dies wohl zu bedeuten hätte. Er erinnerte sich recht gut Baron Dornfeldt's Namen, denn dessen Besitzthum lag nur zwei Meilen von seinem Geburtsorte Steinshafen. Sein eigner Vater hatte den alten, nun verstorbenen Baron unter seine Kunden gezählt, und er erinnerte sich sogar dunkel, daß er in seiner Jugend, da er noch zu Hause war, den nunmehrigen Baron und Stammhalter als jungen Menschen gesehen; allein wie war Clara Nordorf dazu gekommen, ihm durch eine so vornehme Person Grüße zu senden, und was bewog diesen, ihn hier in einem entlegenen Winkel der Stadt aufzusuchen, wo er still und ungekannt von der Welt lebte?

Da Rudolf am nächsten Morgen die Freude hatte, zu sehen, daß Theodora's Zustand ganz beruhigend war,

zog er seine besten Kleider an, und schon um neun Uhr war er im Hotel.

Er traf den Baron allein und wurde sehr freundlich, fast herzlich empfangen. Das Offene und Ungezwungene in Erhard Dornfeldt's Wesen machte einen angenehmen Eindruck auf ihn, und er fühlte im selben Augenblicke, daß sein eigenes Benehmen steif und kalt war; wieder erkannt hatte er den Baron nicht.

„Ich sprach vor etwa vierzehn Tagen mit Ihrer Schwester," sagte Dornfeldt, nachdem sie Beide Platz genommen, „als ich auf der Durchreise mich einen Tag in Steinshafen aufhielt. Ich hatte ein Geschäft mit Ihrem Vater, war aber nicht so glücklich, sogleich den Agenten oder seine Frau zu treffen, und da hatte ich denn, wie es in der letzteren Zeit hie und da sich traf, wenn ich Ihren Vater besucht, eine Unterredung mit Ihrer Schwester. Sie nannte mir an jenem Tage zum erstenmale Ihren Namen, und als ich weiter nachfragte, erfuhr ich denn, daß sie nicht ohne Sorge an Sie und Ihre Frau denke, obwohl sie nichts davon zu wissen schien, daß Krankheit Ihr Haus heimgesucht. Wie geht es denn mit der Patientin?"

„Gottlob viel besser!“ antwortete Rudolf, den Baron stets mit einem verwunderten und fragenden Blicke betrachtend.

„Nun, das freut mich zu hören. Sie müssen nämlich wissen, daß ich, da ich nicht unbekannt mit den Verhältnissen in Ihrer Familie bin, große Achtung für Ihre Schwester hege. Ihre Stellung ist schwierig, — ich brauche Ihnen das nicht erst zu erklären, — allein sie scheint sich mit einem Takte und einer Liebenswürdigkeit darein zu finden, welche bewunderungswürdig sind. Je öfter ich mit ihr spreche, desto mehr sehe ich dies ein; es spricht eine seltene Klarheit und Herzensgüte aus Allem, was sie sagt, und ich hörte ihr mit großer Theilnahme zu, als sie mir von Ihnen erzählte. Sie sprach unter Anderm die Befürchtung aus, Ihre Briefe möchten ihr keine getreue Schilderung Ihrer Verhältnisse geben, natürlich aus Schonung gegen sie, und darin, vermuthe ich, hatte sie Recht. So entschlüpfte mir denn das wohl etwas unüberlegte Versprechen, Sie hier in der Stadt aufsuchen zu wollen.“

„Das war sehr — sehr freundlich von Ihnen,“ antwortete Rudolf verlegen.

„Ja," fuhr der Baron mit einem Lächeln fort, das seinem Gesichte einen Ausdruck wahrer Herzensgüte gab, „ich nenne es ein unüberlegtes Versprechen; denn für's Erste bin ich Ihnen zu fremd, als daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mischen dürfte, und zum Zweiten — vergaß ich meiner Treu mein Versprechen, als ich einmal hier war; jedoch" — hier sah der Baron seinen Gast forschend an — „ich wurde durch einen besonderen Zufall an meine Vergeßlichkeit erinnert."

Rudolf erwiederte den Blick des Barons ohne Verlegenheit: allein er war noch immer so klug wie zuvor.

„Ich muß Ihnen nämlich sagen," fuhr der Baron, offenbar verwundert fort, „denn Sie scheinen es vergessen zu haben, — daß wir uns vorgestern begegneten — auf der Langenbrücke."

Rudolf erröthete und fuhr zusammen.

„So waren Sie es," sagte er tiefaufathmend, „der mich auf die Schulter klopfte und anredete?"

„Ja, das war ich," antwortete Erhard Dornfeldt ernst.

„Es darf Sie nicht wundern, Herr Baron," sagte Rudolf in natürlichem, aber traurigem Tone, „daß ich Sie nicht wiedererkenne. Ich hatte mehrere Nächte

nicht geschlafen, war abgemattet und abgespannt von Angst und Sorge um das Leben meiner Frau; ich war in diesem Augenblicke kaum zurechnungsfähig; sicher wäre ich ohnmächtig geworden, wenn Sie mich nicht aus der eigenthümlichen Schläfrigkeit geweckt hätten, die mich überfallen. Sie müssen wissen, daß ich aus lauter Kummer den ganzen Tag keine Nahrung zu mir genommen hatte."

„Es freut mich, zu hören, daß es so zusammenhängt," sagte Dornfeldt, betrachtete Rudolf aber doch mit einem forschenden Blicke. „Ich folgte Ihnen jedoch, und hörte von Ihrer Hauswirthin, daß Ihre Frau gefährlich krank sei."

„Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme sehr verbunden," antwortete Rudolf und darauf schwiegen Beide einige Augenblicke.

„Ich hätte," sagte der Baron endlich, „beinahe Lust, eine Frage an Sie zu richten, Herr Nordorf, wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen. Ich habe ja, wie ich Ihnen schon mittheilte, eine Art Verpflichtung in Bezug auf Sie übernommen; wie ist denn eigentlich Ihre Stellung? Haben Sie viel mit Mißgeschick, vielleicht mit Dürftigkeit zu kämpfen gehabt?"

„Ich sehe nicht ein, Herr Baron, was es Ihnen nützen kann, wenn ich Sie in meine Angelegenheiten einweihe; ich glaube, aufrichtig gesprochen, daß es für Sie selbst am besten sein wird, mich meinen eigenen Cours segeln zu lassen. Die Theilnahme, die Sie mir erweisen, hat mich in hohem Grade überrascht — es kann ja auch nicht anders sein. —"

„Sie haben einestheils Recht; nur muß ich Ihnen jedoch etwas mittheilen, wovon Sie vermuthlich keine Ahnung haben. Ihr Vater hat nämlich einmal, es mag nun etwa zehn Jahre sein, mir einen Dienst erwiesen, für den ich ihm sehr dankbar war und noch bin; er half mir auf eine noble Weise aus einer Verlegenheit, in die ich durch jugendliche Unbesonnenheit mich gestürzt hatte; ein andermal kann ich Ihnen vielleicht den näheren Zusammenhang erzählen; genug, es würde mir sehr lieb sein, wenn ich auf irgend eine Art im Stande wäre, diese Dankbarkeitsschuld abzutragen, und es dürfte wohl nicht leicht eine bessere Gelegenheit sich darbieten, als wenn es mir vergönnt würde, mich Ihnen nützlich zu erweisen."

„Darin irren Sie," antwortete Rudolf kalt; „mein Vater und ich haben keine Gemeinschaft miteinander;

eine Dankbarkeitsschuld gegen ihn kann nie an mich abbezahlt werden."

„So hatte Ihre Schwester Recht. Sie sind ebenso unversöhnlich. Sie sollten von ihrem Beispiele lernen."

„Meinen Sie?" fragte Rudolf in bitterem Tone. „Clara ist mir deshalb eben so lieb; aber wie sie, die ihre Mutter doch so sehr liebte, nicht nur wieder zum Vater ziehen, sondern sogar vor dem hochmüthigen Weibe sich demüthigen konnte, welches doch der eigentliche Grund war, warum meine unglückliche Mutter verstoßen wurde, — das habe ich nie begreifen können."

„Frauen sind im Stande, Thaten der Liebe zu vollführen, die eine solche Selbstverleugnung erfordern, daß wir Männer sie schwer verstehen, noch schwerer sie nachahmen. Wie viele offene Wunden würden nicht fast in jeder Familie sein, wenn es sich nicht so verhielte? Daß es Sie schwer ankommt, Ihrem Vater seine Härte gegen Ihre Mutter zu verzeihen, das begreife ich recht wohl; aber jetzt, da Ihre Mutter todt ist und die Leiden zu Ende, würde ich an Ihrer Stelle die Vernunft sprechen lassen."

„Die Vernunft! Hier handelt es sich ja nur um das Herz! Hätte mein Vater nur die mindeste Reue

über das Geschehene gezeigt, so wäre ich zur Versöhnung bereit gewesen; aber nicht einmal da die Mutter todt war, vernahm ich etwas davon. Als ich mir seine Erlaubniß zu meiner Verheirathung erbat, denn ich war ja noch nicht mündig, hatte er Gelegenheit, mir seine Gesinnung an den Tag zu legen, und er versäumte sie nicht: er gab mir seine Einwilligung in so kalten Worten als möglich, es war keine Spur von Theilnahme in seinem Briefe; und das ist auch der einzige Brief, den ich von ihm erhielt, denn die Rente von meinem mütterlichen Vermögen, die er mir sehr pünktlich ausbezahlt, erhebe ich bei einem Handlungshause hier in der Stadt.“

„Das ist ein trauriges Verhältniß, ein sehr trauriges! Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß es meine Hauptabsicht bei dieser Unterredung war, Sie zu einer Versöhnung mit Ihrem Vater zu vermögen.“

„Dies kommt mir nicht unerwartet, da Sie mit Clara gesprochen. Sie denkt stets daran; nur vergißt sie ganz, daß zu einer Versöhnung zuerst und vor Allem eine Sinnesänderung meines Vaters erforderlich ist.

„Sie sollten den ersten Schritt thun.“

„Herr Baron! Lassen Sie uns dies Gespräch abbrechen! Ich beklage es sehr, daß meine Schwester so undelikat war, einen Fremden in unsere Familienangelegenheiten einzuweihen; ich bin ganz beschämt darüber, obwohl ich Ihre gute Absicht nach ihrem vollen Werthe schätze."

„Ich will mich an das Letzte halten, denn ich thue nicht gerne etwas halb, und da wir nun einmal mit einander bekannt geworden, wollen wir uns nicht so schnell wieder trennen. Drum erzählen Sie mir doch, wie es Ihnen hier geht, und welches Ihre Pläne für die Zukunft sind? Ihre Schwester sagte mir, daß Sie, obwohl verheirathet, doch noch im Sinne hätten, sich auf das juristische Staatsexamen vorzubereiten, allein sie fürchtete, Sie möchten es wieder aufgeben müssen."

„Sie sind ein edler, wohlwollender Mann, Herr Baron," sagte Rudolf gerührt, „und desto mehr thut es mir leid, Sie von mir stoßen zu müssen; allein ich kann nichts Anderes sagen, als was ich meine, und muß sprechen, wie ich fühle. Sie haben sich nun einmal in den Kopf gesetzt, mir zu helfen, aber ich liebe Freiheit und Selbstständigkeit über Alles. Am liebsten würde ich Sie jetzt verlassen, allein ich weiß, daß dann

das Resultat unserer Begegnung Clara sehr betrüben würde.“

„Ich kann mich gut in Ihre Lage versetzen; ich achte Ihr Selbstständigkeitsgefühl und lobe Ihre Aufrichtigkeit,“ antwortete Dornfeldt etwas ungeduldig, aber doch mit einem leichten Lächeln.

„Das will sagen,“ antwortete Rudolf ebenfalls lächelnd, „daß Sie mich für einen sehr hochmüthigen und halsstarrigen Menschen halten? An der Aufrichtigkeit sollen Sie nichts auszusetzen haben. Mein unfreiwilliges Bekenntniß lautet denn also: Clara hat Recht in ihrer Vermuthung; ich habe das juristische Studium aufgegeben, theils, weil ich nicht die Mittel hatte, es fortzusetzen, theils, weil ich die Entdeckung machte, daß ich weder Lust noch Beruf dazu besaß. Ich hatte eine kleine Nebeneinnahme durch einige Instructionen, die der Bruder meiner Frau mir verschaffte, aber so lange meine Frau darniederliegt, habe ich sie vernachlässigt, und wohl die meisten davon verloren. Dies hat mich zurückgebracht, und wir hatten zu thun, uns durchzuschlagen, allein ich hoffe, daß ich das Versäumte wieder einholen kann. Jedenfalls will ich's versuchen, mir selbst zu helfen.“

„Sehr achtungswerth; ich will nur hoffen, daß es nicht zu sehr Ihrer Frau schadet," versetzte der Baron; „aber sagen Sie mir doch, haben Sie durchaus keine Interessen, ich meine geistige Interessen? fühlen Sie keinen Beruf in irgend einer Richtung?"

Rudolf schaute den Baron etwas zweifelnd und mißtrauisch an, jedoch seine offene, freundliche Miene entwaffnete ihn.

„Ja," antwortete er zögernd, „ich habe ein Interesse; aber ich theile es mit so Vielen, daß Sie es sicher nicht hoch schätzen. Heut zu Tage beschäftigt sich ja die ganze Welt mit der Feder. Ich habe mich auf ästhetische Studien gelegt, eine Beschäftigung, die nichts einträgt."

„Ach, Sie sind Dichter?"

„Ich hatte einst einen starken Glauben daran, daß ich es wäre, aber er verschwindet von Tag zu Tag mehr; ich sehe es Ihrem Gesichte an, daß Sie mich beklagen."

„Aufrichtig gesagt, würde es mich mehr gefreut haben, wenn Sie Lust gehabt hätten zu Dem, wozu Sie, wenn ich so sagen darf, geboren sind, zur Handelsthätigkeit; dies würde in mehr als einer Beziehung Ihr Nutzen gewesen sein."

„Handel," antwortete Rudolf in bitterem Tone, „ich verabscheue alle Kaufmannschaft; sie war mir von Jugend auf zuwider. Sie haben kaum eine Vorstellung von all den Kleinlichkeiten, die an dieser Beschäftigung kleben."

„Sie sind wohl kaum ein unparteiischer Richter in diesem Punkte; aber ich kann Ihnen sagen, daß ich mich gut auf den Handel verstehe: ich verkaufe alle Jahre selbst mein Korn und meine Ochsen, und thue mir etwas zu Gute darauf, daß Ihr Vater mich als Kaufmann respectirt. Doch wir wollen dies Thema nicht weiter verfolgen. Haben Sie wirkliches Dichtertalent, so werde ich der Letzte sein, der Sie beklagt, denn ich liebe die Poesie und schaue mit Verehrung zu dem wahren Dichter auf, den Gott zum Dollmetscher unserer schönsten, aber unklaren Träume, und unserer edelsten, wärmsten Gefühle gemacht hat; aber ich hasse auch alle Pfuscherei, am meisten vielleicht in dieser Richtung. Haben Sie schon etwas drucken lassen?"

„Nein," versetzte Rudolf erröthend.

„Aber Sie haben wohl ein Manuscript fertig? Ich sehe es Ihrem Gesichte an, daß dem so ist. Vermuthlich halten Sie mich für einen incompetenten Beurtheiler, und haben vielleicht auch Recht; aber das werde

ich Ihnen doch wohl sagen können, ob Ihre Arbeiten das allgemeine Lesepublikum ansprechen werden. Sind es Verse oder Prosa?"

„Eine Sammlung kleiner Gedichte," antwortete Rudolf, ärgerlich darüber, daß ihm sein Geheimniß entrissen war.

„Erlauben Sie, daß ich das Manuscript durchlese?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, dann —"

„Ich hoffe, es soll mir Vergnügen machen; übrigens sollen Sie aber mein aufrichtiges Urtheil darüber erfahren. Fasse ich Vertrauen zu Ihrem Dichtersterne, so kann es Ihnen vielleicht von Nutzen sein. Ich habe einige Erfahrung in der praktischen Seite der Sache, denn ich gab seiner Zeit die hinterlassenen Memoiren meines Vaters heraus. Er war ein gelehrter Mann und machte in seiner Jugend einige Reisen gerade in der interessanten napoleonischen Periode. — Dadurch kam ich in Verbindung mit Leuten aus der literarischen Welt — haben Sie in dieser Sphäre Bekanntschaften?"

„Leider nein!"

„Nun, so verachten Sie eine Handreichung nicht; es würde mich freuen, wenn ich im Stande wäre, Sie auf Ihrer Dichterlaufbahn zu fördern und Ihnen einen

Verleger zu finden. Wollen Sie mir Ihre Vollmacht geben?"

„Ein außerordentlich freundliches Anerbieten von Ihnen," sagte Rudolf verwirrt; „wenn Sie nur nicht Aerger davon haben."

Der Baron meinte dieses Risico auf sich nehmen zu können, wenn die Gedichte ihn ansprächen, und das Resultat der Verhandlungen war denn, daß des Baron's Diener am Abende desselbigen Tages das Manuscript abholen sollte.

Als Rudolf heimkam, nahm er sein Manuscript hervor und las es durch; es lag zum Drucke bereit, aber er hatte bisher nicht den Muth gehabt, es in die Welt hinauszuschicken. In lichten Augenblicken hatte er große Hoffnungen daran geknüpft, allein jetzt, da es wirklich von fremden Blicken betrachtet werden sollte, wie unbedeutend erschien ihm jetzt der Inhalt! Er hätte gerne sich zurückgezogen, und die lieben Gedichte das bleiben lassen, was sie bisher gewesen, eine Freude und Trost für Theodora und ihn; aber er brauchte ja Geld; um des Weibes und Kindes willen mußte er einen Versuch machen; vor diesem Argumente beugte er sich, indem er, wie so viele vor ihm, unter seinem

Drucke seufzte. Als der glänzende Jäger kam, um das kleine Packet zu holen, erschien er ihm wie ein Räuber, der ihm seinen kostbarsten Schatz entführte, und er war ganz geneigt, seine Begegnung mit Erhard Dornfeldt als eine Verfolgung des Schicksals zu betrachten, so mißtrauisch und menschenscheu hatte das Unglück Rudolf Nordorf gemacht.

Drittes Capitel.

Ideen-Associationen.

„Ach!“ rief der Hofrath Grant, der eben aus einem Hause herauskam und in seinen Wagen steigen wollte, als Baron Dornfeldt seinen Weg auf dem Trottoir kreuzte. „Welch erfreuliches Zusammentreffen! Ich habe bereits erfahren, daß Sie nach der Stadt gekommen sind.“

„Es freut mich herzlich, mein lieber Hofrath, Sie wieder zu sehen, und zwar so gesund und rührig, wie immer!“

„Ja, Sie dürfen mir's glauben, ich mußte mich heute schon rühren; aber jetzt will ich heim und frühstücken. Wie meinen Sie, wollen Sie nicht ein halbes Stündchen in Gesellschaft des alten Grant zubringen?“

„Ich habe allerdings Geschäfte, aber es ist zu verführerisch, mit meinem guten, alten Freund Hofrath Grant ein Stündchen zu verplaudern.“

„Das ist recht! So lassen Sie uns nur schnell einsteigen.“

Der Baron stieg zuerst ein und legte ein kleines, in Papier gewickeltes Packetchen neben sich auf den Sitz; der Hofrath folgte schnell nach, und nachdem er den Wagenschlag geschlossen, sagte er:

„Eigenthümlich! erst letzthin träumte mir von Thranwerder! Ich sah Ihre liebliche Heimath so deutlich vor mir, als wäre ich wirklich dort gewesen.“

„Es waren ernste Tage, mein lieber Hofrath, als Sie zuletzt dort waren; aber Ihre Gegenwart war uns doch ein großer Trost.“

„Der Tod war uns leider zu stark, mein lieber Baron! Das Leben Ihres würdigen Vaters war in der That eines Kampfes werth. Aber, sagen Sie mir doch, warum kommen Sie nicht öfter in die Stadt? Wie können Sie es denn aushalten, so ganz allein auf dem großen Gute und in der einsamen Gegend zu leben?“

„O, das kann ich ganz gut! Ich habe beständig zu thun.“

„Ich sagte vorhin, daß ich von Ihrer Anwesenheit bereits unterrichtet gewesen.“

„Sie haben es wohl im Fremdenverzeichniß des Hotels gelesen?

„Nein, ich hatte es aus einer viel besseren Quelle. Ich war jüngst auf einige Augenblicke in einem Kreise junger Damen, und da hörte ich von mehr als einem Paare schöner Lippen Ihren Namen nennen. Haben Sie gehört, daß Baron Dornfeldt hier ist? Haben Sie schon mit ihm gesprochen? So klang es im Kreise herum. Ach, mein lieber Baron — verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, allein Sie wissen ja, daß ich überall das Privilegium habe, frei heraus zu sprechen — ach, dachte ich, indem ich rings umherschaute, welche Auswahl! Wäre ich an seiner Stelle — jung, hübsch, gesund und Besitzer einer Million!"

„Sie sind noch immer der alte Spaßvogel wie ich sehe."

„Könnte man nicht einmal mehr dazwischen spaßen in dieser erbärmlichen Welt, wer möchte es dann aushalten?"

In diesem Augenblicke rollte der Wagen des Hofrath's durch das Thor, welches Niklas Südhoff angelweit geöffnet hatte, und kurz darauf saßen beide Herren an dem reichlich gedeckten Tische in des Doctors Speisezimmer.

„Ein Stückchen Schneehuhn, Baron? Ich esse jeden anderen Tag Schneehühner, einmal, weil sie vortrefflich schmecken —“

„Ein Grund mehr, in diesem irdischen Jammerthale zu bleiben!“

„Ha, ha! und dann, weil sie aus Norwegen, meiner Heimath kommen. Ich liebe die stolze Heimath der Berge, denn dort brachte ich die schönste Zeit meiner Jugend zu.

Wo auf felsigem Gipfel die Tannen steh'n,
Läßt die Jugend gerne ihr Banner weh'n!

Ja, wenn ich ein Schneehuhn sehe, da ist mir's, als athme ich den Duft der Tannen und höre das Brausen des Wasserfalls; da weile ich in Gedanken:

auf der Berge Zinnen,
Wo der Finne das fliehende Rennthier erlegt,
Wo die muntern Quellen rinnen,
Und das Schneehuhn sorglos plätschernd sich regt.

Und nun wissen Sie zugleich auch, welches mein Lieblingsgedicht ist.“

„So viel Gedanken habe ich mir wirklich nie bei dem Verspeisen eines Schneehuhn's gemacht,“ sagte der Baron lachend.

„Etwas Preiselbeeren dazu; beliebt Ihnen? Sie waren nie in Norwegen, daher kommt es. Ich habe

in den letzten zehn Jahren jeden Sommer gedacht, einen Ausflug in meine geliebte Heimath zu machen, aber für mich giebt es keine Ferien."

„Armer Hofrath! Und doch sind Sie der Liebling Aesculaps und der Gegenstand der Hochachtung und des Neides Ihrer Collegen!"

„Mit nichten! Ich bin ein geplagter Mann — voilà tout! Aber à propos! Was haben Sie in dem Packete da?"

„Papier!"

„Makulatur?"

„Nicht so ganz."

„Ich will Ihnen sagen, warum das Packet meine Neugierde reizt: pro primo ist es eine Rarität, daß ein Baron und Majoratsherr selbst ein Packet trägt; pro secundo haben Sie es mit einer gewissen Sorgfalt getragen und neben sich niedergelegt; man sah daraus, daß Sie es nicht gerne vergessen oder verlieren möchten."

„Sie sind ein scharfer Beobachter."

„Pro tertio ist es, Ihr ritterliches Wort in Ehren, ganz ungereimt, daß das Packet nur Papier oder Papieres Werth enthalten sollte. Sie sind wohl selbst

in einer Handlung gewesen und haben sich einige Buch Briefpapier gekauft? Bah! Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß das Packet nichts anderes enthält, als — ein Manuscript."

„Sie verdienten, Polizeidirector zu werden."

„Also getroffen? Wäre es möglich? Sie wollen, nicht als Erbe Ihres Vaters, sondern diesmal auf eigene Rechnung die Arena betreten? Das freut mich!"

„Vorbeigeschossen! Ein solcher Thor bin ich nicht."

„Thor, warum das?"

„Weil ich kein Schriftstellertalent habe. Um die hinterlassenen Papiere meines Vaters herauszugeben, dazu gehörten nur Gewissenhaftigkeit, ein gesunder Verstand und allgemeine Bildung."

„Sie vergessen das Wichtigste — Geschmack. Die Memoiren waren eingeleitet, geordnet und abgerundet mit Geschmack, um nicht zu sagen, mit Kunst! Ich weiß wohl, daß meine ästhetischen Begriffe veraltet sind; heutzutage zieht man geschmacklose Naturproducte wirklichen Kunsterzeugnissen vor."

„Nicht doch, das thut man wahrlich nicht! Man versteht in unseren Tagen ebenso gut wie früher, das

Gute zu schätzen. Der Sinn für Kunst und Poesie ist eher noch mehr entwickelt und viel weiter verbreitet."

„Das will sagen, man ist klug und kritisch; man fühlt keine Begeisterung für die alten Meisterwerke, und ist nicht im Stande, neue hervorzubringen."

„Sie wenden stets der Gegenwart den Rücken und der lieben Vergangenheit das Angesicht zu; ich schwärme auch nicht für all das Neue, aber ich nehme die Welt und die Zeit, wie sie nun einmal sind. Darum sage ich: kehren Sie sich um, lieber Hofrath und schauen Sie vor sich! Wir leben in einer ernsten Zeit, und müssen uns zusammennehmen. Eine ganz neue gesellschaftliche Ordnung ist im Begriffe sich zu entwickeln, und beständig drohen Gefahren von Außen; aber ideenarm ist unsere Zeit doch nicht. Mag es auch bis zu einem gewissen Grade wahr sein, daß die Leier in der Ecke steht und Staub auf den Saiten liegt — sie wird wohl zur Zeit wieder hervorkommen und ebenso gut gespielt und mit derselben Andacht gehört werden, wie früher."

„Ach, das wird lange währen, und ich erlebe es ganz gewiß nicht mehr; aber da geht mir ein Licht auf — ein Licht über das Packet, ha, ha, Sie glaubten

wohl, ich hätte es vergessen? Sie haben ja auch noch eine andere Erbschaft angetreten von Ihrem Vater, der so viel für Künstler, Dichter und Gelehrte gethan, — Sie sind ein geborener Mäcenas! Haben Sie vielleicht ein junges, strebsames Talent gefunden, das eines Mäcenas' würdig ist?"

„Es muß sich erst zeigen, allein ich glaube es. Das Packet enthält ganz richtig ein Manuscript, das ich zur Durchsicht erhalten."

„Ist es Poesie?"

„Nach meinem Dafürhalten eine sehr glückliche Arbeit, frisch, warm, originell und nicht ohne Geschmack."

„Also Poesie," sagte der hartnäckige Hofrath lächelnd: „Wie haben Sie es denn nur angefangen, diesen Schatz zu bekommen?"

„Den Namen des Dichters entlocken Sie mir nicht, das sage ich Ihnen im Voraus; soviel kann ich Ihnen jedoch mittheilen, daß der Verfasser durchaus nicht zu mir gekommen ist, um mich um meine Unterstützung anzusprechen. Ich kam zufällig mit ihm in Berührung, ohne zu wissen, daß er Schriftsteller ist, und ich hatte Mühe genug, ihm das Manuscript zu entreißen."

„Ihm, — es ist also keine Dame! Aber aus Ihrer Erzählung geht hervor, daß es ein vornehmer Poet ist, einer aus Ihrer Sphäre.“

„Im Gegentheile, er ist weder vornehm, noch für den Augenblick in guten Verhältnissen, er hat eine kranke Frau und ein zartes Kind, ist aber doch so stolz wie ein Magnat.“

„Dichter, arm —“

„Ich sagte nicht, daß er arm sei.“

„Dichter, nicht in guten, also dürftigen Verhältnissen und stolz — das klingt sehr interessant; doch lassen wir den Vogel nun fliegen. Inzwischen fällt mir ein kleines Abenteuer ein, das ich jüngst hatte; das muß ich Ihnen doch erzählen. Ich war eben von einigen Krankenbesuchen heimgekommen, unter anderen bei Excellenz Prunk — Sie wissen ja, daß es wieder besser geht?“

„Ja! Die ganze Amalienstraße, und wohl auch noch Amalienburg mit, hallen wieder von dem Lobe des Doctor Grant.“

„Bah! Seine eigene gute Natur hat ihm geholfen; eine unvergleichliche Natur, die Excellenz Prunk! Denken Sie nur, ein Mann von achtzig Jahren ißt sich eine Indigestion an einer Gänseleberpastete und übersteht sie!

Jetzt hat er Aussicht, neunzig Jahre alt zu werden, Notabene —"

„Wenn er sich nicht abermals an einer Gänseleberpastete eine Indigestion holt; aber Sie sind von Ihrem Abenteuer abgekommen."

„Richtig, wo blieb ich nur stehen? Ich war also eben heimgekommen, und speiste zu Abend, da höre ich auf einmal auf der Treppe einen Höllenlärm; ich laufe hinaus und sehe einen jungen Mann, schlecht gekleidet und sehr naß — Sie erinnern sich wohl noch des Unwetters von vorgestern — im Saus die Treppe heraufkommen, und Niklas Südhoff, meinen Portier, hinter ihm, pustend wie ein Blasebalg und aus vollem Halse schreiend: Haltet den Dieb! Ich sah inzwischen gleich, daß ich keinen Dieb vor mir hatte, und ich errieth, wie es zusammenhing, denn Südhoff ist treu wie Gold, aber wachsam und bissig wie Cerberus selbst, und das Pulver hat er just auch nicht erfunden. Südhoff blieb nun wohlweislich zurück; der junge, nasse Mann folgte mir in's Zimmer und erzählte, daß seine Frau, welche, wie es sich zeigte, noch jünger war, als er, vor Kurzem entbunden wurde und nun am Kindbettfieber darnieder

liege; er wollte mich partout nach Christianshafen hinaus haben, wo er wohnte, — Sie stutzen?"

Ach es fiel mir nur etwas ein; ein Ideen-Association."

„Ach so! — Nach Christianshafen, das war ein weiter Weg, und meine Zeit schon vergeben; zugleich erfuhr ich, daß er schon Doctor Jens consultirt hatte, einen tüchtigen jungen Arzt. Ich vermuthete, daß seine Unzufriedenheit mit dem Hausarzte auf Unverstand oder übertriebener Aengstlichkeit beruhe, und war daher geneigt, den jungen Mann abzuweisen; aber er trat auf eine eigenthümlich entschiedene Art auf und sein Aeußeres erweckte meine Aufmerksamkeit in mehr als gewöhnlichem Grade. Er hatte ein eigenes Profil, rein klassische Linien; Stirn und Nase gerade, der Mund sehr ausdrucksvoll, das Kinn derb; er erinnerte mich an eine griechische Antike, und wie er so vor mir stand, gab er ein klassisches Bild des Zorns. Er war aufgebracht über meine Einwendungen, und grollte offenbar darüber, daß ich ruhig dasaß und meine Abendmahlzeit verzehrte, während er meine Hülfe anrief für sein todtkrankes Weib. Er überhörte ganz mein Anerbieten, ein Glas Sherry zu trinken, und sah aus, als könnte er selbst

den Himmel stürmen, hätte er dadurch seine Geliebte zu retten vermocht."

„Sie malen gut, Hofrath; ich sehe deutlich den jungen Griechen vor mir und stelle mir die ganze Scene lebendig vor. Das Schneehuhn ist wohl kalt geworden, nicht wahr?"

„Ha, ha! Es waren Auerhähne an jenem Tag; aber Sie müssen mich nicht immer unterbrechen. Ich sah die dunkelgrauen Augen des jungen Mannes blitzen, und fühlte, daß die Liebe, die Liebe zu seinem kranken Weibe ihm die Gewalt verlieh, die er über mich ausübte. Er war schlecht gekleidet, durchnäßt und beschmutzt, allein wäre er auch in Lumpen gekleidet gewesen, ich würde ihn doch wie einen Gentleman behandelt haben. Ich versprach ihm, in einer halben Stunde nach seinem Patienten zu sehen, aber er bat mich, so lange auf mich warten zu dürfen. Nachdem er seinen Willen bekommen, wurde er fromm, und als er mir dankte und mich bat, ihm verzeihen zu wollen, daß er sich so ungeduldig benommen, belebte sich sein Gesicht durch ein sehr einnehmendes Lächeln; hierauf wurden jedoch seine Züge schlaff, er war naß bis auf die Haut, und sah schlecht aus, und nun brachte ich ihn endlich dazu, ein

Glas Wein zu genießen. Wir fuhren sodann zusammen nach Christianshafen, und als ich die bescheidene Wohnung des jungen Mannes betrat, sah ich zuerst eine Wiege und daneben ein ältliches Frauenzimmer in bäuerischer Tracht; sie verneigte sich vor mir, wie ein Katholik vor einem Heiligenbilde, und es ging mir schlimm, bis ich sie zum Reden brachte, noch schlimmer jedoch, sie wieder zum Schweigen zu bringen, nachdem sie erst einmal in Gang gekommen war. Die Patientin selbst war eine sehr junge Dame mit üppigem, kohlschwarzem Haare, feinen obwohl nicht regelmäßigen Zügen, und dunkelbraunen, wenn nicht schwarzen Augen; ich hätte sie beinahe für eine Creolin halten mögen."

Der Hofrath nahm einen Schluck Wein und fuhr dann fort:

„Sie war wirklich sehr krank und ihr Leben befand sich in Gefahr. Doctor Jens hatte die für einen jungen Arzt nicht gewöhnliche Selbstbeherrschung, die Krankheit exspectativ zu behandeln; ich fand also eine Patientin vor, welche durchaus nicht verpfuscht war, kam im kritischen Augenblicke und trug über meinen jüngeren Collegen die Ehre davon; ich traf ihn noch denselben Abend auf der Straße und erfuhr, daß man ihm deutlich

zu verstehen gegeben, man habe kein Vertrauen zu ihm, und daß er deshalb große Lust hatte, sich zurückzuziehen. Ich bat ihn jedoch, sich durch das Vorgefallene nicht abschrecken zu lassen, er war mit mir ganz einverstanden über die Behandlungsweise, und heute erfuhr ich von ihm, daß es der Patientin ganz gut gehe."

„Und wie heißt der junge Grieche?"

„Sie haben meine Erzählung mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme angehört, lieber Baron; nun habe ich Sie — Gleiches mit Gleichem — Ihren Dichter für meinen Patienten!"

„Ich bin zur Discretion verpflichtet, aber Sie durchaus nicht."

„O, Sie trauen meiner Discretion nicht, — doch es ist gleichgültig: mein junger Grieche heißt Nordorf."

Der Baron nickte unwillkürlich, schaute lächelnd den Doctor an, und wurde dann plötzlich wieder ernst.

„Stop!" rief der Doctor, obwohl der Baron sich ganz stille verhielt, „eine Masse Ideen associiren sich in meinem Kopfe — Sie stutzten, als ich sagte, meine Patientin wohne in Christianshafen, und waren durchaus nicht überrascht, als ich den Namen nannte, als hätten Sie ihn schon errathen gehabt; Ihr Dichter und

mein Patient haben Beide eine junge Frau, die krank ist, und ein zartes Kind, sie sind Beide jung, in dürftigen Verhältnissen und stolz wie Lucifer — sollten sie wirklich eine und dieselbe Person sein? Sie schweigen und stimmen zu? Nein, das war doch ein interessanter Zufall!"

„Ich werde Ihnen nie mehr nahe kommen," sagte der Baron, „wenn ich ein Geheimniß besitze."

„Nein, thun Sie es ja nicht mehr! besonders, wenn das Geheimniß zu sehen, ja zu fühlen und zu greifen ist, wie dieses Packet da. Je mehr ich an das intelligente Gesicht des jungen Herrn Nordorf und das in socialer Hinsicht Unbestimmbare in seinem Aeußeren denke, komme ich immer mehr zu der Vermuthung, daß er ein verunglückter Student ist; nur erscheint es mir etwas räthselhaft, ihn schon verheirathet zu sehen."

„Ich werde Ihnen vielleicht später einmal etwas Näheres über seine Verhältnisse erzählen; sie sind nicht gewöhnlicher Art und wohl geeignet, Theilnahme zu erregen. Jetzt lassen Sie uns vorerst sehen, welches Glück er als Schriftsteller hat: ich für meinen Theil prophezeihe ihm das beste, ob aber Sie, der Sie ein

so strenger Geschmacksrichter sind, meine Meinung theilen, ist zweifelhaft."

„Taugt es etwas, so werde ich ein warmer Freund seiner Muse werden; ich werde seine Gedichte in die Salons einführen und Allen empfehlen, welche Bücher kaufen."

„Dafür wird er Ihnen vermuthlich nicht besonders dankbar sein; er nahm meine Protection ziemlich unwillig entgegen und sagte, die Gedichte müßten durch ihren eigenen Werth stehen oder fallen."

„Gut," sagte der Hofrath lachend, „ist er übermüthig und bedarf er des Durchhechelns, so will ich mich seiner Erziehung annehmen. Sie wissen ja, daß ich mir in alten Tagen hie und da den Spaß machte, eine kleine Kritik zu schreiben; allein es ist schon verschiedene Jahre her."

„Verrathen Sie ihn nicht, wenn er anonym sein will?"

„Nicht, wenn er Unglück hat; im entgegengesetzten Falle will ich nichts versprechen — ha, ha, sein Name ist mein wohlerworbenes Eigenthum. Aber lassen Sie es uns nicht machen wie jenes Mädchen, das, einen Korb voll Eier auf dem Kopfe, zu Markte ging, und

schon Berechnungen darüber anstellte, was sie Alles von dem Gelde kaufen wollte, wenn sie die Eier zum höchsten Preise verkauft haben würde: aus Freude über die glänzenden Aussichten machte sie einen Sprung — und die Eier lagen zerbrochen auf dem Pflaster."

„Da hat es keine Noth," antwortete Dornfeldt vertrauensvoll. „Ich gehe jetzt, natürlich mit Einwilligung des Verfassers, mit dem Manuscripte zum Verleger; ich wollte eben dahin, als wir uns trafen."

„Entweder," sagte der Hofrath lächelnd, „müssen die Gedichte ganz ausgezeichnet sein, oder Sie sind mit Herrn Nordorf genau bekannt oder vielleicht befreundet."

„Multipliciren Sie beide Faktoren miteinander, und dividiren mit der Wahrscheinlichkeit in das Product, und Sie werden das richtige Resultat erhalten."

„Welches die unbekannte Größe X ist und bleiben wird," antwortete der Hofrath munter, und verabschiedete sich von dem Barone.

Viertes Capitel.

Neues Leben und alte Erinnerungen.

Zwei Monate später, an einem hübschen Junitage, sah es hell und munter aus in der kleinen Wohnstube Nr. 319 in Christianshafen; mit der Krankheit war alle Zerstörung und Unordnung verschwunden, mit der Hausmutter die Heimlichkeit wiedergekehrt. Das Zimmer war einfach und das Meublement dürftig, aber jetzt war es doch zu einem kleinen Paradiese geworden für seine Bewohner, denn der Glanz der Hoffnung umstrahlte sie, und die Musen und Grazien waren unter ihnen.

Das alte Klavier stand geöffnet; Theodora hatte versucht, zu spielen, aber es hatte sie doch zu sehr angestrengt; die Kräfte wollten noch nicht recht kommen, jetzt saß sie im Lehnstuhle am Fenster, das durch ein paar Blumentöpfe mit blühenden Rosen geschmückt war,

die eben vom Gärtner gekommen zu sein schienen. Sie sah matt aus, aber zugleich auch glücklich, und ihr Blick ruhte mit inniger Zärtlichkeit auf Rudolf, der vor ihr saß mit einem Buche in der Hand; dies sah in seiner Art ebenfalls frisch aus, wie die Rosen, und war eben vom Verleger gekommen.

Er legte das Buch weg und schaute in Theodora's braune Augen — wie klar, rein und schön waren sie, und welcher Liebesglanz strahlte aus ihnen!

„Bist Du nun fröhlich?" fragte sie ihn.

„Fröhlich? Ach Thora, würdest Du mit ungemischter Freude Dein eigenes Kind in die Welt hinausschicken? Im ersten Augenblicke war ich stolz darauf, all Dies gedruckt zu sehen, aber sogleich mußte ich daran denken, welche Behandlung würde wohl dem Kinde meines Herzens zu Theil werden?"

„Eine gute, davon bin ich überzeugt; aber ich dachte eben an ihn, dem wir, nächst Dir selbst, diese Freude schulden und die gute Einnahme, die uns das Buch gebracht hat. Ohne Dein Zusammentreffen mit Baron Dornfeldt würdest Du nicht den Muth gehabt haben, Deine Gedichte, herauszugeben. Wie beklage ich es,

daß ich ihn nicht zu sehen bekam! Er muß ein herrlicher Mann sein!"

„Das ist er."

„Gieb mir das Buch!" sagte Thora, „ich muß es doch gedruckt sehen, das hübsche kleine Gedicht, das Du auf mich gemacht; es ist mir das liebste, obwohl Du so unbarmherzig bist, zu sagen, es sei nicht das beste. Es waren schöne Tage, als Du dieses schriebst; erinnerst Du Dich noch jenes Abends?"

„Ganz deutlich! Ich steckte es Dir in die Hand, draußen in Tante Birk's Vorzimmer, als ich eben ging."

„Und ich schloß fast die ganze Nacht kein Auge. Du setztest oft durch deine Worte mein Herz in heftige Bewegung, denn der Dichter sprach öfter aus Dir, als Du wußtest; aber als ich das erste Gedicht aus Deiner Hand sah und mein Bild darin, da wurde ich ganz verwirrt."

„Wir waren zwei Kinder; jetzt sind wir es nicht mehr."

„Du vielleicht nicht mehr; ich wohl mehr, als Du denkst. Ich wollte, wir könnten wieder eine jener glücklichen, sorglosen Stunden erleben, wo wir die ganze

übrige Welt vergaßen und nur an einander dachten. Kann es denn nie mehr so werden?“

„Schwerlich, mein süßes Kind!“ sagte Rudolf mit wehmüthigem Lächeln. „Die glückliche Zeit, auf die Du anspielst, würde nicht gewesen sein, was sie war, wenn sie wiederkehren könnte. Sonderbar übrigens, daß es heute erst zwei Jahre sind, daß ich mit klopfendem Herzen zu Dir kam, um mein Urtheil zu empfangen. Du wußtest, was ich wollte, sobald Du mich gesehen.“

„Und Tante wußte es auch; sie hätte Dir beinahe die Thüre verschlossen.“

„Deine Tante haßte mich aufrichtig.“

„Nicht doch; allein wir erschreckten sie zuerst durch unsere Verlobung, und erzürnten sie dann durch unsern Entschluß, Hochzeit zu halten. Dürfen wir sie deswegen tadeln? Als Du um mich freitest, war ich ja erst fünfzehn und ein halbes Jahr alt, und war vor wenigen Monaten confirmirt worden. Die Warnungen der Tante waren wohlgemeint, und in Vielem, wenn auch gerade nicht in Allem, erkenne ich, wie sehr sie Recht gehabt. Es ist wirklich ein Wagestück, in seinem sechszehnten Jahre Hausfrau zu werden, das sehe ich jetzt schon ein, obwohl ich noch keine achtzehn Jahre alt bin. Habe

ich das Leben, so werde ich mein Möglichstes thun, daß es unsere Fanny nicht ebenso macht."

„Dann ist es wohl nicht minder gewagt, mit zweiundzwanzig Jahren Hausvater zu werden? Worin besteht denn eigentlich das Gewagte? Hoffentlich hast Du nur die ökonomische Seite der Sache im Auge, und in dieser Hinsicht gebe ich dir vollkommen Recht; aber in jeder andern Beziehung ist es ein Glück, frühzeitig verheirathet zu sein."

„Wir fühlen uns auch unaussprechlich glücklich, liebster Freund; waren doch die Verhältnisse der Art, daß wir uns versucht fühlen mußten, uns einen eigenen Heerd zu gründen. Du warst allein, ohne Verwandte und Freunde, da Clara zu Deinem Vater gezogen und Bramson auch fort ist, und ich wurde ja heimathlos, da die Tante nach Stockholm zog. Gewiß ist jedoch, daß durch eine so frühzeitige Heirath die besten Jugendfreuden verloren gehen, und man in des Lebens Ernst hineinkommt, bevor man hinreichend Kraft und Erfahrung hat, zu widerstehen. Wie oft bin ich nicht schon durch Bagetellen entmuthigt worden?"

„Die besten Jugendfreuden — worin bestehen dieselben? Gesellschaftlicher Umgang, besonders Bälle,

unüberlegte Freundschaftsbündnisse und einige verunglückte Liebschaften?“

„Pfui, Rudolf!“

„Von all Dem bist Du verschont geblieben; als wir uns sahen und liebten, waren unsere Herzen jung und frei, und wir schlossen uns aneinander mit einer Innigkeit, welche nicht einmal Tante Birk's ganze Erfahrung und eisig kalte Vernunft abzukühlen vermochten.“

„Da sagst Du etwas ganz Unvernünftiges. Wir hatten mehr Glück als Ueberlegung, denn wir kannten einander ja gar nicht. Gott sei Dank! es hat sich gezeigt, daß wir uns nicht getäuscht haben; aber wie leicht konnte es so sein, ja wie oft passirt dies Anderen? Die Jugendfreuden, von denen Du so wegwerfend sprichst, bestehen nach meinem Dafürhalten besonders darin, daß man seine Freiheit hat und das Leben genießen kann, so lange man jung und fröhlich ist.“

„Und dabei zum großen Theile seine Lebenslust, und vielleicht auch seinen Seelenfrieden zusetzt? Nein, wenn man in der Lage ist, sich verheirathen zu können, dann halte ich eine frühe Heirath — vorausgesetzt, daß man nicht in den Nebel hinein heirathet, was ich, mit Deiner Erlaubniß, nicht gethan habe, — für ein großes

Glück. Aber wir waren ja allerdings nicht vermögend genug zum Heirathen, und so steht denn Tante Birk da mit der drohenden Glorie der Rechtfertigung um ihr Haupt. Ich mache ihr keinen Vorwurf daraus, daß sie uns Vorstellungen machte, wohl aber, daß sie abstoßend gegen mich war und im Grolle von uns schied."

„Gleichwohl darf ich nicht vergessen, daß sie sich meiner annahm, als meine Mutter starb, ja daß sie schon der Mutter, da sie als Wittwe und in dürftigen Verhältnissen hieherkam, viel Gutes erwies; gar nicht davon zu sprechen, wie viel sie für Charles gethan hat."

„Ich will Tante Birk's Verdienste nicht verkleinern; aber sie ist doch eine eigene und despotische alte Dame, und es war ihre größte Lust, bei unserer Verlobung Dir Deiner eigenen Mutter warnendes Beispiel vorzuhalten."

„Es ist ein wehmüthiger Gedanke, daß meine Mutter so frühe starb und ich sie nie gekannt habe; aber Charles, der ja in sein dreizehntes Jahr ging, als sie von Amerika herüberkam, hat mir viel davon erzählt, was sie durchgemacht. Das Beispiel paßte jedoch schlecht, denn meine Mutter lebte sehr glücklich in ihrer Ehe;

allerdings hatte sie sich auch sehr jung verheirathet und noch dazu mit einem Ausländer. In einem wildfremden Lande und bei geringen Mitteln machte sie gleichwohl viel durch, bis sie als arme Wittwe mit einem unversorgten Sohne und einem Säuglinge an der Brust herüberkam. Was wäre aus ihr, Charles und mir geworden, wenn Tante Birk ihr nicht unter die Arme gegriffen hätte?"

Und doch konnte dieselbe Tante Birk Dich ganz kalt verlassen, als Du Deinem eigenen Kopfe folgen wolltest?"

„Sie verließ mich nicht deshalb; sie wäre ja gar nicht von hier fortgezogen, hätte nicht ihr Bruder in Stockholm sie zur Führung seines Haushaltes nöthig. Sie billigte nun einmal unsere Verbindung nicht und war zu aufrichtig, um ihres Herzens Meinung zu verleugnen. Wir werden sie wohl niemals mehr sehen, aber ich werde ihr doch jedes Jahr schreiben und sie zu ihrem Geburtstage beglückwünschen."

„Das sei ihr vergönnt, wenn sie anders sich viel daraus macht. Aber da sie nun fort war, und Du zu Christian Bramson's seliger Mutter in's Haus kamst, da hatten wir unsere Freiheit, die wir dazu be-

nutzten, unsere kleine Aussteuer zu sammeln und Pläne für die Zukunft zu schmieden. Und als der Hochzeitstag bestimmt war, und wir an Bramson und Clara geschrieben, wie angenehm wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß er uns trauen und sie zur Hochzeit herüberkommen wollte! Das Letztere hatte ich wirklich nicht erwartet."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht glaubte, daß sie vom Vater die Erlaubniß dazu erhalten würde. Als Clara den merkwürdigen Entschluß faßte, nach Steinhafen zurückzukehren, hielt ich sie für uns verloren."

„Aber Du hast mir ja selbst erzählt, daß Deine Mutter vor ihrem Tode den Wunsch aussprach, Clara möchte zu Deinem Vater zurückkehren."

„Eine überspannte Idee, die bei der Mutter während ihrer Krankheit entstand; sie war um so unvernünftiger, da wir ja erwarten mußten, daß der Vater wieder heirathen, ja daß er sogar, hätte der Mutter Tod uns diesen Scandal nicht erspart, auf eine förmliche Scheidung angetragen haben würde."

„Und Clara kam!" sagte Theodora, welche Rudolf von diesem peinlichen Thema abbringen wollte; „wie

war ich bei ihrem Anblicke überrascht! Ich hatte sie mir schmächtig gedacht und von Mittelgröße, wie Du bist; statt dessen sah ich eine große und für ihr Alter starke Dame vor mir; und doch gehe ich nicht so leicht und gewandt, wie sie. Sie imponirte mir durch ihr ruhiges Wesen, und im Anfange schien sie mir sogar etwas kalt; sie betrachtete mich wohl noch als ein reines Kind, was ich auch war; allmählich fühlte ich mich jedoch zu ihr hingezogen, und ich war herzlich betrübt, als sie abreiste. Aufrichtig gesprochen, glaube ich, daß sie anfänglich über unsere Verlobung nicht recht erfreut war."

„Gewiß nicht; Clara begann damit, Tante Birk's Rolle zu übernehmen; allein sie wußte, aus welchem Stoffe wir Nordorf's sind, und deshalb gab sie es wohlweislich auf, mich zu einem Aufschube der Hochzeit bereden zu wollen. Sie hatte die Idee gehabt, Du solltest in die Welt hinaus, um Dir Dein Brod zu verdienen. Du mit Deiner schwachen Gesundheit, die von Kindsbeinen auf an ein gemächliches Leben gewöhnt war! Als sie jedoch merkte, daß bei mir nichts auszurichten war, gab sie sich hübsch darein, und störte unsere Freude nicht."

„Und das that der gute Pastor Bramson auch nicht; was er doch für ein herrlicher gemüthvoller Mann ist!"

„Und ein seltener Freund! Du hättest nur sehen sollen, wie liebenswürdig er seiner Zeit gegen meine Mutter war, wie er es verstand, sie zu erheitern, wenn Trübsinn sie überfiel; wie gefällig er immer gegen Clara war; wie getreulich er, so lange er als Lehrer und Informator hier in der Stadt lebte, mich ohne Widerrede in meinen Studien unterstützte. Es thut mir oft leid, daß Du uns damals nicht gekannt hast, denn im Grunde genommen, war es eine glückliche Zeit für uns junge Leute, und, wenn man Alles zusammen nimmt, auch für Mutter. Besonders schmerzt mich, daß Du die Mutter selbst nicht gekannt hast."

„Du kannst mir nicht genug von ihr erzählen."

„Und doch, wenn ich die Sache recht bedenke, würde die Freude auf Deiner Seite kaum groß gewesen sein; die Mutter war stille, melancholisch und oft geistesabwesend; sie hatte auch nicht viel Bildung; Du würdest vermuthlich gefunden haben, daß sie eine einfache Frau war, obwohl sie viel natürlichen Takt besaß; Du mußt dabei immer bedenken, daß sie früher ein Bauermädchen war, wie Käthe; und Käthe hatte ihr

ganzes Vertrauen. Keines von uns Kindern konnte sie so gut trösten und pflegen, wie Käthe."

„Darin sehe ich nichts Schlimmes, im Gegentheil!"

„Das sage ich auch nicht; allein Käthe ist so geschwätzig, und so treu sie uns auch anhängt, so bin ich doch überzeugt, daß die ganze Nachbarschaft ganz genau über unsere Verhältnisse unterrichtet ist. Es war mir daher eine große Erleichterung, daß ich Käthe ihren Lohn bezahlen konnte, obwohl sie stets behauptete, es habe keine Eile, was ich ihr auch glauben will, denn sie hat während der langen Zeit, daß sie in unserer Familie diente, sich einen hübschen Sparpfennig zurückgelegt, und brauchte sicher nicht sich bei uns zu plagen, um ihr Auskommen zu haben."

„Käthe kommt ganz außer sich, wenn sie mir davon erzählt, wie schön Deine Mutter in ihrer Jugend gewesen ist."

„Ja, noch bis kurz vor ihrem Tode war sie eine hübsche Frau. Clara ist nie so hübsch gewesen, obwohl sie der Mutter schöne blaue Augen hat. Aber wir kommen ganz von unserer Hochzeit ab. Es war ein herrlicher, sonniger Tag; weißt Du noch, wie Charles

gleich am Morgen sich einfand mit einem ganzen Berge von Blumen?"

„Charles war an diesem Tage wirklich liebenswürdig, und brachte ein Hochzeitsgeschenk, das seine Mittel weit überstieg."

„Und er war sehr thätig; ohne ihn würde das Ganze kaum so hübsch gegangen sein, denn Bramson und ich sind gleich unpraktisch. Charles versteht es, ein Fest zu arrangiren; aber erst nachher kam mir die Ueberzeugung, daß er, um Alles so vollkommen herzustellen, nothwendig in seine eigene Tasche gegriffen haben mußte."

„Ich fürchte nur, Charles hat oft sein Geld auf schlimmere Art verbraucht."

„Er hat jedoch damals wirklich Vergnügen von seiner Freigebigkeit gehabt. Unsere Hochzeitsgesellschaft war nur klein, aber ich muß gestehen, daß ich noch bei keiner fröhlicheren gewesen. Clara hatte an dem Tage ihre Freude an Dir; aber Du warst auch in der That eine liebliche kleine Braut. Mit dem Herzen voll Freude und Hoffnung und einem guten Theile Illusionen landeten wir denn hier in dieser bescheidenen Heimath, und Clara und Bramson reisten nach Hause. Ich muß

Dir übrigens gestehen, daß ich einen Augenblick mißmuthig wurde, als ich Dich hier herein führte; Alles war so dürftig, und Du warst doch sonst an Besseres gewöhnt; fühltest Du es nicht auch?"

„O nein, durchaus nicht; ich begrüßte unsere kleine Wohnung mit kindlicher Freude, und fand Alles niedlich und heimlich."

„Und so verlebten wir im Anfange eine glückliche Zeit; aber dann kamen schwere Tage, als Du krank wurdest und Nahrungssorgen sich einfanden."

„Der liebe Gott machte die Prüfungen doch nicht schwerer, als wir sie tragen konnten."

„Nein, bis die kleine Fanny kam, und mich durch ihren Eintritt in die Welt erschreckte, und Du dem Tode nahe warst."

„Und jetzt ist selbst dies glücklich überstanden und das Glück lächelt uns ja wieder zu. Unsere Sorgen und ungestillten Wünsche haben wir wohl, allein diesen entgeht ja Niemand ganz."

„So laß mich denn hören, Thorchen," sagte Rudolf, sich an ihre Seite setzend und seinen Arm um sie legend, „was Du besonders auf dem Herzen hast, wenn näm=

lich diese Unterredung dich nicht schon zu sehr ermüdet hat."

„Müde werde ich von Allem; aber es hat mir wohlgethan, mit Dir zu plaudern; haben wir ja doch von nichts Anderem gesprochen, als woran ich jeden Tag denke, und die große Sorglichkeit um meinetwillen ist mir schon lange peinlich geworden."

„Laß mich nun vor Allem Deine Wünsche hören."

„Ich habe nur einen, oder eigentlich zwei —"

„Sage drei, Thora!"

„Nein, zwei, Rudolf; da durchaus keine Rede davon sein kann, sie erfüllt zu sehen, so schadet es ja nicht, wenn ich mir das Vergnügen mache, ein wenig davon zu plaudern. Für's Erste wünschte ich, daß wir fort könnten aus dieser dumpfen Stadt, wo ich so mühsam athme, und wo die Häuser auf der anderen Seite der Straße unsere einzige Aussicht sind; daß wir auf's Land hinausziehen könnten, wo es frei, luftig und schön ist, und dann — daß Clara bei uns wäre!"

„Hm!" antwortete Rudolf ernst, „Du wirst Dich auch nicht erholen, wenn wir nicht von hier fortkommen."

„Nein, das war nicht meine Meinung, ich bin ja von Jugend auf an die Stadtluft gewöhnt; ich werde mich schon erholen, wenn es im Anfange auch langsam geht. Außerdem hast Du Deine Informationen wieder begonnen, und jetzt fortzugehen, wäre unverantwortlich. Kehre Dich nicht an das, was ich sagte," fuhr sie fort, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte und ihm lächelnd in's Auge sah; „es war kindisch von mir, davon zu sprechen."

„Und Deine Sorgen?"

„Ich habe eigentlich nur eine, und diese kann mit einem Worte ausgesprochen werden — Charles! Warum besucht er uns nicht mehr, und was treibt er? Als er bei der Kindtaufe hier war, kam er mir ganz verändert, verdrießlich und wortkarg vor. Gott mag wissen, wie es ihm bei Holt's geht. Es war eine gute Stelle, die ihm die Tante da verschaffte; aber ich fürchte, er ist zu unstät, als daß ein tüchtiger Kaufmann aus ihm werden könnte."

„Ich habe mir immer gedacht, Charles müßte einmal ein ordentlicher, gewandter Großhändler werden. Er ist gut unterrichtet, hat eine allseitigere Bildung,

als zu seinem Fache eigentlich nothwendig wäre, hat in Allem einen praktischen Griff, und weiß sich überall zurecht zu finden; ihm fehlte weiter nichts, als eine reiche Frau."

„Ich hab's nicht gerne, wenn Du es als eine abgemachte Sache betrachtest, daß Charles eine Vernunftheirath schließen soll."

„Ich achte Charles in mehr als einer Beziehung; er ist älter als ich, und hat mehr Erfahrung. Wo wirkliche Gefahr vorhanden ist oder das Herz mich treibt, da kann ich auch entschlossen sein; aber wenn das tägliche Leben seinen ruhigen Gang geht, bin ich ein Träumer. Charles ist aufgeweckt und versteht es, den Augenblick zu erfassen."

„Das sagst Du nur, um mich zu trösten; in Wahrheit ist Charles leichtsinnig, und dies in nicht gewöhnlichem Grade."

„Nun, gräme Dich nur nicht um ihn, und sieh mir jetzt zu, wie ich eine große Post expedire, denn aus Anlaß der großen Tagesneuigkeit muß ich doch an Clara und Christian schreiben, und wahrlich, meinen väterlichen Freund, Janus Schwarz, wohlemeritirten Küster in Steinhafen, darf ich auch nicht vergessen!" —

„Wir haben unsern Verlobungstag angenehm verbracht," sagte Theodora am Abende, als sie zu Bette gingen; „wir riefen alte Erinnerungen zurück und begannen ein neues Leben — wir wollen hoffen: zu Deiner Ehre und zum Segen für uns Beide!"

Fünftes Capitel.

Ein Besuch.

Ein paar Tage darauf hielt Doctor Grant's Wagen vor Rudolf Nordorf's Thüre.

„Ei sieh doch," rief der Hofrath, als er eingetreten war und Theodora sich erhoben hatte, um ihn zu begrüßen. „Frau Nordorf außer Bette und am Nähtisch mit frischen Rosen auf den Wangen! Das sehe ich gerne! Ja, als ich das letztemal hier war, standen die Sachen nicht so gut.

„Darf ich den Herrn Hofrath bitten, Platz zu nehmen," sagte Rudolf, auf das kleine Sopha deutend.

Theodora wollte dem Doctor ihren Lehnstuhl überlassen, aber er bat sie, sitzen zu bleiben, und setzte sich selbst auf einen Stuhl an ihrer Seite.

„Es freut mich herzlich," sagte Theodora mit einnehmendem Lächeln, „daß ich jetzt im Stande bin,

Ihnen, Herr Hofrath, selbst zu danken für Ihre Hülfe in der Noth."

„Hm!" antwortete Grant, die junge Frau aufmerksam betrachtend. „Danken Sie lieber Doctor Jens. Ihr guter Mann," hier schaute er lächelnd zu Rudolf hinüber, „hat die Sache etwas verkehrt angefaßt; er hätte es Doctor Jens gerade heraus sagen sollen, daß er noch einen andern Arzt consultiren wolle; aber jetzt," fuhr er mit altväterischer Galanterie fort, indem er sich vor Theodora verneigte, „weiß ich, warum er den Kopf verloren hatte."

„Ich habe Doctor Jens alle mögliche Genugthuung gegeben," unterbrach ihn Rudolf, „und wir sind die besten Freunde."

„Es freut mich, dies zu hören; nun aber lassen Sie mich danken für das hübsche Honorar, daß Sie mir gesandt haben."

„Honorar," wiederholte Rudolf verlegen, „entschuldigen Sie, ich verstehe nicht —"

„Bah! ich meine natürlich Ihre Gedichte. Es war schön von Ihnen, daß Sie an mich dachten, und Sie haben mich damit reichlich bezahlt; verstanden? Es gewährte mir ein wahres Vergnügen, Ihr Buch zu lesen,

und daß Sie mit offenem Visir aufgetreten sind: der volle Name auf dem Titelblatte, das gefällt mir! Es ist übrigens ohnedies schwierig, seine Anonymität zu bewahren; die Leute sind so neugierig! Es ist dies die Lieblingssünde der Gegenwart.“

„Es war wohl die Lieblingssünde aller Zeiten,“ versetzte Rudolf, „von dem Tage an, da Eva von der verbotenen Frucht aß, um zu wissen, was Gut und Böse ist; allein wer die Gedichte geschrieben hat, ist den Leuten doch wohl ziemlich gleichgültig, wenn sie nur etwas taugen.“

„Ach, mein junger Freund! Wie wenig kennen Sie die Welt! Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mit Fragen bestürmt worden bin, sobald es bekannt geworden war, daß ich bei Ihnen einen Krankenbesuch gemacht habe.“

Rudolf dachte darüber nach, wie es wohl bekannt geworden wäre, wenn es der Hofrath nicht selbst erzählt hätte.

„Ihre Gedichte machen großes Aufsehen,“ fuhr Hofrath Grant fort, „besonders unter den Damen: Ihre Muse wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, das ganze schöne Geschlecht für sich gewinnen, und dann ist Ihr

Glück gemacht. Ich sehe es Ihnen an, liebe Frau, daß Sie durchaus nicht überrascht sind, dies zu hören."

„Nein," antwortete Theodora, ihren Mann anblickend; „hätte man mich um Rath gefragt, so wären die Gedichte schon längst herausgegeben."

„Und ich muß Ihnen sagen," fuhr der Hofrath mit Wärme fort, „daß, obwohl ich weder jung noch eine Dame bin, die Gedichte mich dennoch in hohem Grade angesprochen haben. Sie sind, wenn ich solch einen platten Ausdruck gebrauchen darf, ein Mund voll ächter Poesie, und wie oft werden wir in unseren Tagen mit solch gesunder geistiger Nahrung bewirthet? Sie sind, um ein hübscheres Bild zu gebrauchen, wie ein Bouquet Blumen, in keiner anderen Absicht als um zu erfreuen und um zu erfrischen im Walde gepflückt, und auf diese Weise wird die Poesie zugleich veredelnd. Es findet sich durchaus keine Tendenz in diesen Gedichten, wenigstens nicht im modernen Sinne. Es war mir ein Stein vom Herzen, als ich dies gewahrte."

„Lyrische Gedichte sollen auch in keiner Weise eine Tendenz verfolgen."

„Ach, lieber Herr Nordorf! Die Tendenz liegt in der Luft, wie eine Epidemie; sie schleicht sich überall

ein, bald als Politik, bald als Religion; wir haben jetzt Tendenzromane und Tendenzgefasel in's Unendliche. Laßt die Politik in den Kammern und Tagesblättern, und die Religion auf der Kanzel und im verborgenen Kämmerlein; wenn in Apollo's Tempel gepredigt wird, so bekommen wir am Ende von der Kanzel Romane zu hören."

„Ihre Rüge ist, ästhetisch genommen, berechtigt; allein wir leben in einer Zeit der Gährung, welche keine abgesteckten Grenzen und Weichbilder respectirt, und die Literatur muß ja das Gepräge ihrer Zeit tragen. Vielleicht ist die poetische Unschuld meiner Gedichte, die Sie so hoch schätzen, in einer Art ein Fehler."

„Gewiß nicht! Fahren Sie nur fort, wie Sie begonnen! Aber sagen Sie mir einmal, haben Sie auch schon über die Folgen Ihres Sieges nachgedacht?"

„Meines Sieges? Ich weiß gar nichts von einem Siege."

„Die Welt, die neugierige Welt, wird früher oder später Sie packen."

„Ach, da hat es keine Gefahr."

„Ja, ja, denken Sie daran, was ich gesagt habe! Aber in einer Beziehung möchte ich selbst Ihnen den

Umgang mit der Welt anrathen. Das Leben, das Sie führen, ist zu trist und einförmig für Ihre Frau; sie bedarf ein wenig der Zerstreuung, und wenn Sie um diese Zeit die Welt aufsuchen wollen, dann müssen Sie auf's Land hinaus. Dies würde zugleich den Vortheil haben, daß Sie Beide in einer gesünderen Luft leben: ich habe bereits bemerkt, daß die Rosen auf den Wangen Ihrer Frau durchaus nicht constant sind."

„Darin haben Sie Recht! um meiner Frau willen wäre es gut, wenn wir auf's Land könnten; aber dies ist leichter gesagt, als gethan."

„Haben Sie gar keine Bekannte hier in der Stadt, die einen Landsitz haben, und welche Sie besuchen könnten, wenn es auch nur auf eine Woche wäre?"

„Nein," antwortete Rudolf verlegen.

„Auch nicht in den Provinzen?"

„Auf lange Reisen können wir uns nicht gut einlassen," antwortete Rudolf ausweichend.

„Dann rathe ich Ihnen, daß Sie wenigstens eine tüchtige, lange Spazierfahrt in den Thiergarten hinaus machen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Ihre Frau es verträgt, wenn Sie nur wieder heimkommen, ehe die

Sonne untergeht. Sie sehnen sich nach etwas Wald- und Seeluft, Frau Nordorf, nicht wahr?"

„Es wäre herrlich," antwortete Theodora, „so ein wenig in die freie Natur hinauszukommen."

„So thun Sie es morgen, wenn das Wetter schön wird. Apropos," sagte der Hofrath, sich erhebend, „ich habe eine Gewissensfrage an Sie, Herr Nordorf! Ist Ihnen bange vor den Recensenten?"

„O nein!"

„Die Kritik hat gesprochen, aber Sie haben vielleicht das „Vaterland" von gestern nicht gelesen? Ich habe das Blatt in der Tasche — Sie sehen ja ganz erschrocken aus, ha, ha! Seien Sie so gut, behalten Sie das Blatt und lesen Sie es, wenn ich fort bin!"

Der Hofrath nahm nun Abschied; als er fort war vertiefte sich Rudolf in die Kritik, und Theodora schaute ihm über die Schulter. Die Beurtheilung seiner Arbeit war über Erwarten günstig, aber einige Ausdrücke in derselben erinnerten an die Anschauungen, welche Doctor Grant vor Kurzem selbst ausgesprochen — vermuthlich, weil er mit dem Recensenten übereinstimmte. Es war indessen recht hübsch von dem guten Doctor, daß er sich ihrer erinnerte und daß es ihm Vergnügen machte,

ihnen selbst diese gute Botschaft zu bringen. Eine wohlwollende Kritik ist Sonnenschein für einen Debutanten, den er schwer entbehrt; bei dieser Gelegenheit fiel er vielleicht etwas reichlich; wenigstens brachte er eine erstaunliche Wirkung hervor. Theodora hatte sich lange nicht so munter und frisch gefühlt, wie nach Doctor Grant's Besuch, und Rudolf hätte die ganze Welt umarmen mögen. Beide brachten den Tag damit zu, Luftschlösser zu bauen, die an Glanz denen nicht viel nachgaben, welche sie in den glücklichsten und kindlichsten Augenblicken ihrer Verlobungszeit aufgeführt hatten.

Siebentes Capitel.

Die Blume des Handelsstandes.

Da das Wetter am nächsten Tage, einem Sonntage, schön und mild war, beschloß Rudolf unverzüglich Doctor Grant's Idee, die Spazierfahrt, in's Werk zu setzen, und erlaubte sich den für ihn unerhörten Luxus, einen eleganten und bequemen Wienerwagen auf den ganzen Nachmittag zu miethen. Ein Versuch, Charles Gordon zu finden, den sie einladen wollten, ihnen Gesellschaft zu leisten, mißlang; Theodora nahm von ihrer kleinen Fanny Abschied, als wenn sie ihr Kind nie mehr sehen sollte, und ungefähr um Mittag fuhren sie Beide den Strandweg hinab, diese belebte Passage, welche zu dem kühlen Schatten des Waldes führte.

Das Lob des Landlebens darf man in der Regel nicht von Landbewohnern hören; das freie Leben im Schooße der Natur ist ihnen Gewohnheit, die Natur

selbst ihr täglicher Umgang; sie streben nach der Stadt, die ihr Elysium ist. Wenn dagegen ein Großstädter, der den größten Theil des Jahres zwischen Steinhaufen eingeschlossen, von dicker Luft und beengenden Umgebungen geplagt ist, plötzlich sich auf's Land versetzt findet, so muß ihn, selbst wenn er kein Schwärmer ist, Freude und Wohlbehagen erfüllen; ist dies jedoch obendrein ein Reconvalescent, dessen Tage seit Langem einförmig und traurig dahingegangen, so müssen die grünen Bäume, die hübschen Landhäuser mit ihren Parks und Blumen, die tanzenden Wellen und über alle Dem die strahlende Sonne, das Entzücken über die Schönheit der Natur zur höchsten Potenz steigern.

Theodora's thränenfeuchte Augen und geröthete Wangen zeugten davon, wie heftig die plötzliche Veränderung sie ergriffen; denn was waren ihre kleinen Spaziergänge auf dem Walle gegen Diesen! Das Frische, Liebliche, beständig Wechselnde in der Scenerie, wie sie allmählich weiter fuhren, überwältigte sie fast, und ihr war zu Muthe, als wäre sie erst jetzt dem Leben wieder gegeben. Allmählich wurde sie jedoch ruhiger, die frische Luft stärkte sie, und mit einem Herzen voll Freude und Lebenslust ging sie ein paar Stunden später Arm in Arm mit

Rudolf im Schatten der mächtigen Buchen des Thiergartens dahin.

Rudolf selbst war in der glücklichsten Stimmung; Doctor Grant's Besuch am vergangenen Tage hatte wohl nicht wenig dazu beigetragen, doch war er nicht von kleinlichem Stolze oder eitler Freude erfüllt.

„Giebt es wohl irgendwo auf Erden schönere Bäume, als hier in diesem Walde?“ fragte Theodora.

„Kaum,“ antwortete Rudolf; „es giebt aber auch nicht wohl eine lieblichere Küste, als die unsrige. Man möchte glauben, sie habe Oehlenschläger vorgeschwebt, als er von Gefion sang:

„Und sie legte
Weiße Hände,
Seidenweiche,
Um den Handgriff,
Und der Pflug ging
Tief im Grund', die
Rinder pflügten
Mächtig das Land, das
Aegir's Arme
Silberblau umfassen.
Und Roma's Töchter
Hüpften tanzend
An seinen Ufern;
Und Freia pflanzte
Ihre Rosen

In seine Haine;
Und alte Nicken
Suchten kühle
Nasse Wohnungen
In seinen Bächen;
Und hübsche Elfen
Schlichen sich heimlich
In seine Hügel;
Nun spielen sie munter
Um Mitternacht
Im Buchenwalde."

Sie nahmen Platz unter einer großen Buche, und die Zeit verging schnell unter zärtlichem, munterem Geplauder, wobei Rudolf's Dichtergeist oft einen höheren Flug nahm. Theodora strafte Rudolf's Behauptung Lügen, daß sie nicht mehr so ungemischt fröhlich sein könnten, wie in den Tagen ihres Brautstandes. Die Freude war eher tiefer und reiner, und in ihren Herzen war größerer Frieden; als sie jedoch später beisammen saßen in einem Lusthause im Klampenburger Garten, ertappte Theodora sich selbst auf einer kleinen Schwäche, die sie wieder etwas zweifelnd machte. Früher würde Rudolf's Gesellschaft ihr zu jeder Zeit genügt haben, aber jetzt vermißte sie einige muntere, bekannte Gesichter um den einsamen Theetisch. Clara und Christian Bramson waren weit weg, Charles verschmähte ihre Gesellschaft,

und dem Umgangskreise, dem sie in früheren Jahren angehört hatte, war sie durch ihre Heirath entrückt worden, indem die meisten ihrer früheren Bekannten sie fühlen ließen, daß sie ihre Wahl und den Bruch mit der Tante mißbilligten.

Ungeachtet sie diese Gedanken zu verjagen suchte, verduftete doch unmerklich das Bouquet der Waldtour, und sie fuhr stiller und ernster nach Hause, als sie fortgefahren war. Es sollte später ein Augenblick kommen, wo sie einen zwiefachen Vorwurf sich daraus machte, daß sie an einem Tage, wie dieser war, etwas vermissen konnte; ja, sie würde es sogleich gethan haben, hätte sie in Rudolf's Herzen lesen können. Er dachte nur an sie; er hatte ja gesehen, wie sehr dieser kleine Ausflug sie erfrischt und belebt, und während sie glaubte, er denke an ganz andere Dinge, grübelte er darüber nach, wie es zu ermöglichen wäre, daß sie auf's Land hinausziehen könnten.

Als sie an das Rondell bei Charlottenlund kamen, schnurrte eine sogenannte Kaffeemühle mit einer lustigen Gesellschaft junger Herren daraus hervor, welche sangen und einen solchen Heidenlärm vollführten, daß sie Aller Augen auf sich zogen. Das Auffallende war, daß sie

die sonderbarsten Gegenstände in der Hand oder auf dem Schooße hatten, wie einen Mörser, einen Trichter, ein Reibeisen und anderes Hausgeräthe; ja Einer von ihnen hatte gar den Sturz einer Astrallampe auf dem Kopfe und blies mit großer Virtuosität auf einem Lampencylinder.

Alle schrieen laut durcheinander, Einer ärger wie der Andere, aber gerade, als ihr Wagen neben dem Rudolf's und Theodora's fuhr, brachten sie gemeinschaftlich ein dröhnendes Hurrah für Charles Gordon! aus und da saß richtig Bruder Charles mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen, und schien sich zu freuen über die Huldigung, die ihm dargebracht wurde.

Theodora hatte ihn gesehen noch bevor ihm dieses Hoch ausgebracht wurde, aber Rudolf wurde erst jetzt auf ihn aufmerksam und betrachtete ihn mit traurigem Staunen. Einen gewissen liebenswürdig leichtsinnigen Ton hatte er wohl bei Charles bemerkt, aber nie hatte er ihn in solchem Zustande gesehen oder geglaubt, daß er so schlechte Gesellschaft aufsuchen würde, als diese zu sein schien.

Theodora wurde abwechselnd bleich und roth, und unglücklicherweise fuhren beide Wagen mit großer Hart-

näckigkeit in gleichem Schritte neben einander. Rudolf's Wagen hatte die besten Pferde, und würde nicht von einem solchen Paar Klepper, wie die an der Kaffeemühle, überfahren worden sein, und doch konnte er ihnen nicht um Pferdekopf's Länge vorauskommen. Es ging fort in rasender Fahrt, und die lustigen Herren in der Kaffeemühle brüllten aus vollem Halse.

Theodora saß in tödtlicher Angst, endlich sprang Rudolf auf, ergriff den Kutscher beim Arme und rief:

„Meine Frau kann den Höllenlärm nicht vertragen und Ihre Pferde werden am Ende noch scheu; halten Sie und das augenblicklich.“

Aber jetzt hatte auch Charles Gordon ihn gesehen und im selben Augenblicke, da Rudolf's Wagen hielt, machte auch die Kaffeemühle Halt, und Sang und Lärm verstummte.

„Was sehe ich!“ rief Charles und warf eine Kußhand nach dem Wienerwagen hinüber; „Rudolf und Thora, flott dahin kutschirend in einem Landauer! Wartet ein wenig, ich bin gleich wieder bei Euch.“

Mit diesen Worten sprang er rasch aus der Kaffeemühle und kam auf den Wienerwagen zu.

„Willst Du auskneifen, Gordon, Verräther? Haltet ihn, er hat meinen Mörser!“ zankte einer aus der lustigen Gesellschaft.

„Zum Henker mit Dir und Deinem Mörser!“ rief Charles, der schon den einen Fuß auf dem Tritte des Wienerwagens hatte. „Der Mörser liegt auf dem Boden Eures Wagens. Und nun müßt Ihr mich entschuldigen; die Dame hier ist meine Schwester; Respect vor ihr! Habt Dank für Eure Gesellschaft und fahrt nun hübsch stille Eures Weges!“

„Hurrah für Charles Gordon — und seine Schwester!“ tönte es aus der Kaffeemühle, die sich jetzt wieder in Bewegung setzte und im Galopp der Stadt zu fuhr.

Charles stieg nun in Rudolf's Wagen und versetzte Theodora's Sonnenschirm einen tüchtigen Puff, als er sich auf den Rückplatz niederließ. Seine Kleidung war weniger sorgfältig als gewöhnlich, obwohl nach der neuesten Mode und sein schon von Natur charakteristisches Gesicht sah erhitzt aus: er war nicht in dem Grade vom Bacchus überwältigt, daß er anwiderte, aber er sah doch offenbar das Leben und seine ganze Umgebung unter einem anderen Winkel an, als sonst.

„Puh, wie schwül es ist!“ rief er, indem er den Hut abnahm und mit dem Taschentuche über sein kurzes, krauses Haar und sein Gesicht fuhr.

„Nun, wie geht es Euch, Kinder? Es ist lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen; ich habe viel um die Ohren gehabt; eine muntere Gesellschaft, in der Ihr mich getroffen, he?“

Theodora schaute ihn mit Thränen in den Augen und mit bekümmerter Miene an, aber Rudolf nahm sich vor, um ihretwillen die Sache mehr in's Scherzhafte zu ziehen.

„Das war ja eine Heidenwirthschaft, die Ihr da aufgeführt, Charles,“ sagte er; „was waren denn das für wilde Kerls, bei denen Du warst?“

„Wilde Kerle! ha, ha! Lauter gute Freunde waren's, junge Commis, die Blume des Handelsstandes!“

„Daß nur diese Blume nicht von der Polizei gepflückt wird, wenn sie in die Stadt kommen!“

„Pah, die Polizei! Wir leben in einem freien Lande und haben das Recht uns zu amüsiren; ich dachte allerdings heute morgen nicht, daß es so weit gehen sollte; doch, bei Gott, das ist ja schon wackerer Leute

Kind begegnet, daß man etwas über Durst trinkt. Aber sahst Du Christianson nicht? Du kennst ihn ja?"

„Ich sah zumeist auf Dich; aber wo habt Ihr denn alle das Hausgeräthe her?"

„Von der Auction im Forstaufseherhause. Es war meine Idee, nämlich die Waldpartie; ich löste ein altes Versprechen ein. Ihr dürft jedoch nicht übel denken von mir und meinen Freunden, obwohl ich allerdings," fügte Charles hinzu, als er Theodora's betrübte Miene wahrnahm, „der einzige Nüchterne in der ganzen Gesellschaft war. Es ist übrigens recht gut, daß ich von ihnen loskam, denn jetzt schwärmen sie wohl noch bis zum hellen Morgen auf meine Rechnung herum, denn sie sind meine Gäste, müßt Ihr wissen."

„Desto schlimmer! Aber Du begleitest uns wohl jetzt nach Hause und trinkst eine Tasse Thee bei uns?"

„Warum denn nicht," antwortete Charles, indem er sich zusammennahm und Theodora betrachtete. „Bist Du nun wieder ganz gesund, Thorchen? Du bist wohl böse auf mich, weil ich mich in der letzten Zeit nicht sehen ließ? Ich habe Euch viel zu erzählen; doch davon später. Apropos, Rudolf, Dank für das Buch! Du

mußt entschuldigen, ich bin noch nicht dazu gekommen, es zu lesen.“

Zu Hause angekommen, schlich sich Theodora sogleich in ihr Schlafzimmer und als sie wieder zum Vorschein kam, konnte man sehen, daß sie geweint hatte. Rudolf wartete vergebens auf das Viele, was Charles zu erzählen versprochen. Charles saß schweigend im Lehnstuhle am Fenster; als der Tisch gedeckt war und Theodora den Thee bereitete, entdeckte sie, daß er schlief. Sie schaute Rudolf mit mißmuthigem Blicke an, da klopfte es an der Thüre und herein trat Baron Dornfeldt.

Nie konnte ein solcher Gast ungelegener kommen, er schien es jedoch nicht zu bemerken und wandte dem Fenster und dem schlummernden Charles den Rücken zu. Rudolf empfing ihn mit einer Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, die ihn überraschte und bald sah er sich mit dem Rücken gegen das Fenster, an den Theetisch placirt.

Theodora, welche so sehr gewünscht hatte, Erhard Dornfeldt zu sehen, grüßte ihn linkisch und verwirrt, und der Baron, welcher heute morgen mit Doctor Grant gesprochen und von ihm eine begeisterte Schilderung der jungen Frau Nordorf erhalten hatte, fand nun,

daß die junge Dame seinen Erwartungen durchaus nicht entsprach.

Theodora eilte zu Charles, rüttelte ihn wach und flüsterte ihm ein paar Worte in's Ohr.

„Baron wer?" rief Charles ganz laut.

Dornfeldt wandte sich um und erhob sich.

„Meiner Frau Bruder, Charles Gordon, Baron Dornfeldt," sagte Rudolf verlegen; aber sein Gesicht erglühte vor Zorn, als er sah, daß Charles mit ausgestreckten Beinen und dem Baron herausfordernd in's Gesicht starrend sitzen blieb. Dornfeldt verbeugte sich, wandte sich um und nahm wieder Platz, offenbar der peinlichsten Ueberraschung zur Beute. Rudolf beeilte sich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen und ihm seinen Dank für die bewiesene Theilnahme zu sagen, aber Dornfeldt, der aufgeräumt und mit einem artigen Lächeln auf den Lippen eingetreten war, schien jetzt ganz verändert und antwortete abgebrochen und kurz.

Rudolf führte in Folge dessen fast allein das Gespräch, und zeigte sich in seinem ganzen Benehmen von einer viel vortheilhafteren Seite, als da er jüngst mit Dornfeldt gesprochen; dieser faßte sich wohl wieder, gratulirte Rudolf zu dem Erfolge, den seine Gedichte

bei ihrem Erscheinen errungen, und sagte Theodora ein paar artige Worte; aber hierauf empfahl er sich, und was ein freundschaftlicher Besuch zu werden versprach, endete als formelle Visite. Als Rudolf die Thüre hinter dem Barone geschlossen, ahnte er, daß er ihn sobald nicht mehr sehen würde; und konnte keinen Grund für diesen plötzlichen, fühlbaren Umschlag finden. Der Mangel an Höflichkeit von Rudolf's Seite konnte unmöglich allein ihn veranlaßt haben; aber es ärgerte ihn gleichwohl, daß hier in seiner Wohnung einem Gaste unhöflich begegnet wurde, und schmerzte ihn natürlich doppelt, weil er diesem Gaste verpflichtet war.

Er stellte sich Charles gegenüber, der jetzt vollkommen nüchtern schien, und ganz ruhig sitzen blieb und die Nägel schnitt; Charles blickte auf und bemerkte, daß bei seinem Schwager ein Gewitter heraufzog; er sagte daher kaltblütig:

„Rudolf! dieser Baron Dornfeldt ist mir ein höchst unangenehmer Kerl!"

„Wie?" rief Rudolf mit aufrichtigem Erstaunen, „Baron Dornfeldt — ein unangenehmer Kerl! Darf ich fragen, woher Du ihn kennst?"

„Das darfst Du, und da Thora zum Glück gerade nicht im Zimmer ist, sollst Du es ausführlich erfahren. Ich habe wahrhaftig Seiner Herrlichkeit Bekanntschaft nicht gesucht," sagte Charles in spitzem Tone, „sondern er ist es, der mich aufgesucht hat. Die Sache ist ganz einfach die: als wir uns heute Vormittag in einem Pavillon in Charlottenlund lustig machten und einige meiner Freunde sich einen Scherz mit ein paar Harfenspielerinen erlaubten, welche durch die erwiesene Aufmerksamkeit sich sehr geschmeichelt fühlten, aber nichts desto weniger schrieen, als wollte man ihnen an's Leben, stürzte der Baron mit noch einigen anderen Herrn, die eben so vornehm und aufgeblasen, wie er selber, aussahen, in den Pavillon und befahl uns, als ob wir Schuljungen wären, die Schönen in Ruhe zu lassen."

„Das hätte ich an seiner Stelle auch gethan, Charles!"

„Wirklich? Ich habe geglaubt, nur Grafen und Barone wären die geborenen Vertheidiger der Unschuld — das heißt, wenn sie angetastet wird. — Die Ritter kamen indeß diesmal zu kurz. Ich war bei der Sache nicht betheiligt, fühlte mich aber meiner Freunde wegen auf's Höchste indignirt. Hätten wir einige Grafen und Barone in ähnlicher Situation getroffen, und wären

hereingestürzt um sie zurecht zu weisen, wie würden wohl diese hochmüthigen Herrn uns empfangen haben?"

„Ich glaube, Du würdest schwerlich jemals den Baron in einer ähnlichen Situation überraschen, als in welcher er Dich getroffen."

„Sehr möglich; ich kenne ihn nicht weiter als von seinem heutigen Benehmen; aber die Aristokraten können ebensogut Skandal machen, wie wir Andern, obwohl sie freilich die Mittel haben, sich auf ausgesuchtere Weise zu ergötzen, als wir armen Teufel. — Ich würde es nun nicht übel genommen haben, wenn sie uns in höflichem Tone Vorstellungen gemacht hätten, ja, ich hätte mich in diesem Falle sogar auf ihre Seite gestellt —"

„Ach Charles!"

„Ja, Rudolf, das hätte ich gethan! Es war eine große Dummheit von mir, mich auf diese Waldpartie einzulassen, aber ich that es in der Hitze — nun, davon später. Genug, der Baron und die Andern traten auf eine unverschämte und befehlende Weise auf und ich wies sie so nachdrücklich zurück, daß sie vorzogen, den Pavillon zu räumen. Ich sollte meinen, wir leben in einem freien Lande und sind alle gleich, wenigstens steht es auf dem Papiere; aber so oft ich noch mit Leuten

von des Baron's Gelichter zusammenkam — und es hat sich früher in angenehmerer Art gefügt, als heute — mußte ich auf die eine oder andere Weise fühlen, daß sie sich besser dünken, als wir; es ist mir eine wahre Befriedigung, daß ich heute einmal Gelegenheit fand, einigen dieser aufgeblasenen Aristokraten eine Lection zu geben."

Rudolf schaute düster vor sich hin und antwortete nichts.

„Daß ich nun heute zum zweitenmale diesen hochmüthigen Herrn treffen mußte, und noch dazu hier, war ein ganz merkwürdiger Zufall, aber ich hörte ja aus Eurem Gespräche, daß Du Dich seiner Protection erfreust. — Das machte ihn mir noch unausstehlicher, und ich bin recht froh, daß ich mir nicht die Mühe verursachte, um seinetwillen vom Stuhle aufzustehen."

„Das sind ja erstaunliche Abenteuer, die Du mir da erzählst, Charles! Ich will so aufrichtig sein, Dir zu gestehen, daß weder die ganze Affaire selbst, noch die Gefühle, welchen Du bei dieser Gelegenheit Ausdruck gegeben, meine Achtung für Dich erhöhen. Indessen will ich Deinen socialen Haß ganz außer Spiel lassen; ist er ernst gemeint, so bedarf er zu seiner Ent-

schuldigung viel gewichtigerer Gründe, als Du mir angegeben. Ich will glauben, daß Dir die Galle ausgetreten ist, denn durch Dein ganzes heutiges Benehmen hast Du Dich auf eine unverantwortliche Weise prostituirt."

„Ich hasse nicht die Personen, sondern das Princip, und die Zukunft wird Dir beweisen, daß es mit diesem Hasse mein voller Ernst ist. Ich habe heute eine Dummheit begangen, aber es soll die letzte gewesen sein."

„Ich will ferner glauben," fuhr Rudolf fort, ohne auf diese Unterbrechung zu achten, „daß Deine Darstellung des Sachverhaltes vollkommen glaubwürdig ist, daß Du wirklich nicht Theil genommen hast an dem Auftritte mit den Harfenspielerinnen, daß Baron Dornfeldt wirklich ungebührlich herrisch aufgetreten ist und daß Du vollkommen berechtigt warst, ihn zurückzuweisen; — aber daß Du hier in meinem Zimmer seinen allerdings kalten, aber doch höflichen Gruß damit erwiedert hast, daß Du sitzen bliebst und ihm in's Gesicht starrtest, das war tölpelhaft. Er hat sich wahrhaftig nicht gefreut, als er Dich sah, man konnte es seinem Gesichte ansehen und dem Tone seiner Stimme anhören, aber er nahm doch Rücksicht auf mich und meine Frau und gab keinen Anstoß; er hat sich wie ein Edelmann benommen, Charles!"

„Edelmann? Lapperei! Ich habe gegenwärtig was Anderes zu denken.“

„Das ist möglich; aber ich will Dir ein für allemal sagen, daß ich hier in meinem Hause kein beleidigendes Wort gegen Baron Dornfeldt dulde!“

„Freilich!“ antwortete Charles lächelnd: „ich kann mich ganz gut in die Situation versetzen: Du bist Schöngeist geworden und schreibst Gedichte; Du hältst mit den Gelehrten und Reichen, denen, die Bücher kaufen. Mir ahnt, Rudolf, daß unsere Wege bald sich trennen werden!“

„Leider, Charles! Es ist eine traurige Veränderung mit Dir vorgegangen. Einst gab es eine Zeit, da wir Dich fast jeden Tag hier sahen, da unser kleines Zimmer Deine zweite Heimath war, Thora's Gesang Deine Lust, ein Gespräch mit uns eine Freude für beide Theile; jetzt ist es anders. Glaubst Du, daß Thora sich diese Veränderung nicht zu Herzen genommen, daß sie bei mir nicht Kummer erregt hat?“

Charles schwieg einen Augenblick; man konnte es seinen Zügen absehen, daß er bewegt war; er faßte sich jedoch schnell wieder und sagte, Rudolf mit seinen dunklen Augen fixirend:

„Ich kann in diesem Augenblicke Dich nicht in meine Angelegenheiten einweihen, es würde für Dich ein trauriges Vergnügen sein, und mir nichts nützen; nur so viel will ich Dir sagen, daß ich meinen Platz bei Holt und das ganze Handelswesen aufgegeben habe."

„Deinen Platz bei Holt und das ganze Handelswesen aufgegeben?"

„Ja, meinen Platz bei Holt aufgegeben! Es war eben der Abschiedsschmauß, den ich heute meinen Kameraden und Freunden und einigen Lümmeln gegeben, die wir nicht hätten in's Schlepptau nehmen sollen, denn sie waren ja vorzüglich Schuld, daß wir so extravagant geworden. Aber wie kann es **Dich** wundern, daß ich dies Handwerk satt bekommen habe, da Du doch gegen Deinen eigenen Vater Dich auflehntest, als er Dich an den Comptoirtisch bannen wollte?"

„Bleiben wir bei Deinen Angelegenheiten, wenn es Dir beliebt," versetzte Rudolf und wechselte die Farbe; „es mag übrigens auch unterbleiben; ich habe ja keine Erklärung verlangt und habe auch kein Recht, sie zu fordern."

„Wie Du doch gleich beleidigt bist! Es ist jedoch am besten, wir werden heute Abend damit fertig. Du

mußt wissen, daß mein Principal und ich in der letzten Zeit nicht mehr Gutfreund waren. Hatte er etwas an mir auszusetzen, so konnte er es ja auf eine höfliche Weise sagen, und ich hätte mich dann entweder darnach gerichtet, oder würde mich getrollt haben. Ich bin nämlich der Meinung, daß ein Commis eine höfliche Behandlung beanspruchen kann; ich stelle diese Forderung überhaupt für jeden Menschen, und diene er auch in den niedersten Verhältnissen. Große Herren, wie Kaufmann Holt, scheinen anderer Ansicht zu sein, wenn sie aufgebracht werden. Nun war er sehr böse auf mich, da er die Entdeckung machte, daß ich ein Auge auf seine zweitjüngste Tochter Emilie hatte. Sie ist ein flinkes Mädchen, Rudolf, und ich hätte gewiß ihr Herz gewonnen, wäre ihr Papa weniger hochmüthig gewesen; aber der Hochmuthsteufel steckt allerorten, und ein armer Commis, der keine vier Groschen besitzt, ist in den Augen eines Kaufmanns nicht mehr, als ein Dienstbote. Emilie wurde gewarnt und gehorchte pünktlich. Papa, der nichts an mir aussetzen konnte, denn ich verstehe eben so gut zu arbeiten als mich zu amüsiren, suchte Streit mit mir; da schalt ich ihm denn die Haut voll, und damit war die Geschichte zu Ende. Ich habe

einen anderen Platz gesucht, wurde aber abgewiesen, und ich konnte herausmerken, wie Holt dafür gesorgt hatte, daß mein Ruf mir vorausging; ich stehe gebrandmarkt da, als ein widerspenstiger Kerl und Mädchenverführer, den Niemand in sein Brod nehmen darf. Und ich mag nicht an mehr Thüren betteln."

„Es thut mir aufrichtig leid, Charles, zu hören, daß es so mit Dir steht; ist jedoch Deine Sache so rein, wie Du sagst, dann habe nur etwas Geduld; Du erhältst schon wieder eine Stelle."

„Die Umstände erlauben mir kein langes Warten," entgegnete Charles, und biß sich in die Lippen. „Ich habe meinen Entschluß gefaßt."

„Und der ist?"

„Ich reise mit dem nächsten Dampfschiffe nach Stockholm und spreche mit der Tante, thut sie nichts für mich, dann werde ich schon zeigen, daß ich mir selbst helfen kann; aber es wird auf eine Art geschehen, welche Dich überraschen wird."

„Möchte es nur auf eine gute Art geschehen, Charles!"

„Weder gut, noch schlimm, denke ich; aber sei so gefällig, und unterrichte, wenn ich fort bin, Thora von

dem Vorgefallenen; ich werde schon noch kommen und Lebewohl sagen, bevor ich abreise."

Charles ging, und Rudolf und Theodora beschlossen diesen Tag, der so schön begonnen, in trauriger Einsamkeit.

Siebentes Capitel.

Eine Familiengeschichte.

Die Küsterwohnung in Steinhafen war eines jener sonderbaren alterthümlichen Gebäude, wie sie unsere Handelsstädte früher in nicht geringer Zahl aufzuweisen hatten, die aber heut zu Tage immer seltener werden. Die Mauern von Fachwerk, das steile Dach mit hohen Schornsteinen, das vorspringende Vordach mit den geschnitzten Balkenköpfen, die breiten Fenster und die massive Hausthüre erinnerten an Zeiten, da man statt der Gasthäuser nur elende Schenken hatte und Gastfreiheit Jedermann's Pflicht war. Dies alte Haus war auch jetzt noch eines der gastfreiesten Häuser in der Stadt.

Das Gebäude trug Spuren vom Zahne der Zeit und die schiefe Stellung des Gebälkes schien für die Zukunft keine lange Dauer mehr zu prophezeihen; doch Eichenholz spottet jeder Berechnung. Das Haus sah

schon so baufällig aus, als vor dreißig Jahren Janus Schwarz sein Amt antrat und doch stand es noch. Es war mehrmals die Rede davon gewesen, eine neue Küsterwohnung aufzuführen, aber Janus hatte die alte Hütte — wie er sagte — liebgewonnen und huldigte dem festen Glauben, sie würde so lange aushalten, als er. Ein üppiges Spalier von Reben und Rosen, das jeden Sommer die alte Mauer mit der frischen Pracht ewiger Jugend bedeckte, erregte bei jedem Beschauer den Wunsch, Janus möchte Recht haben.

Die Zimmer waren geräumig, luftig und heimlich, aber einfach meublirt. Gleich beim Eintritte in das Wohnzimmer bekam man die Ueberzeugung, daß man hier selten ungelegen kommen würde; ein einfacher Mann fühlte sich durch Luxus nicht genirt und ein Vornehmer fand doch nichts, woran er hätte Anstoß nehmen können. Ein altes Fortepiano, ein Notenpult und eine Guitarre, die an der Wand hing, zeugten davon, daß die göttliche Tonkunst hier ihren Pfleger hatte. Janus Schwarzen's liebstes Instrument bekam man jedoch hier nicht zu sehen, denn das war die Orgel in der Kirche. Ein paar große Schlachtenbilder über dem Sopha verriethen endlich, daß Janus Schwarzen's Herz warm geworden

war bei den jüngsten Thaten unserer Vaterlandsvertheidiger.

Trat man zunächst in das Gartenzimmer, so war man überrascht, durch die offene Thüre die schimmernden Wogen sich entgegenblicken zu sehen. Die Straße, in welcher die Küsterwohnung lag, verlief längs des Hafens, stieg jedoch etwas an und näherte sich an dieser Stelle ganz dem Strande. Das Haus war nur durch einen kleinen Garten davon getrennt, welcher sich bis zu dem nicht sehr hohen, aber scharf abfallenden Hügel erstreckte, an dessen durch Pfahlwerk gesichertem Fuße die Wellen des Meeres sich brachen.

Es war ein herrlicher Punkt und die Aussicht von der Veranda des Küsters war nicht nur entzückend, sondern auch berühmt. Wildfremde Reisende kamen sie zu sehen und wurden immer freundlich empfangen, so daß sie ihrem gastfreien Wirthe gerne verziehen, daß er eitel darauf war und offen seine Meinung aussprach, diese Aussicht habe nicht ihres Gleichen auf der weiten Erde. Einer besonderen Anpreisung bedurfte sie nun allerdings nicht; man hatte von hier einen Ueberblick über einen Theil der nicht kleinen Stadt, die in Halbmondform sich an die Bucht schmiegte, dann über diese selbst mit den

aus- und einlaufenden Schiffen und endlich auf die hügeligen waldbedeckten Küsten, welche sich auf beiden Seiten hinzogen. Zunächst sah man auch etwas von dem regen Leben, denn so oft ein Dampfschiff kam oder ging, füllte sich der Hafendamm mit Zuschauern.

Acht Tage nach Rudolf's und Thora's wenig erfreulichem Zusammentreffen mit Charles Gordon saß Janus Schwarz mit seiner Frau in der Veranda. Birthe saß strickend und mit gedankenvoller Miene da und je rascher die Arbeit ging, desto breiter wurde ihr Mund, während ihr Blick bald ihren Mann suchte, bald auf das Meer hinaus sah. Ihre Gesichtszüge waren eigentlich häßlich und doch machte Birthe einen guten Eindruck; ihr einfacher Rock und die altväterische Jacke, ihre ruhige Miene und ihre langsamen Bewegungen, Alles war in vollkommener Harmonie; sie sah nicht aus wie andere Leute und doch konnte man nichts an ihr aussetzen; eine andere Tracht würde Birthe's Mangel an Schönheit viel auffallender gemacht haben.

Ihr gegenüber saß rittlings auf einem Gartenstuhle der Mann, den Rudolf Nordorf seinen väterlichen Freund genannt hatte. Er sah trotz seiner mit Grau untermischten Haare jugendlich genug aus. Seine beleibte

Figur stak in einem hellen Sommeranzuge, der ihn drollig kleidete; er lehnte die Arme auf die Stuhllehne und seine rothbraunen, kurzen Hände nahmen sich in den weißen leinenen Rockärmeln aus wie Apfelsinen in einer Serviette. Er hatte seine Pfeife, deren Kopf mit Napoleon des Dritten Portrait geschmückt war, im Munde und dieselbe baumelte frei vor ihm herab, hie und da mit großer Gefahr für das kaiserliche Conterfei an den Stuhl anstoßend. Quer über seinen Knieen lag das große Fernrohr, mit welchem er die Bewegungen der ein- und auslaufenden Schiffe zu verfolgen pflegte und seine ganze Stellung war der Art, daß man jeden Augenblick erwarten konnte, er würde aufspringen und das Fernrohr vor das Auge nehmen. Der Wind war schwach und kam vom Lande, also aus Westen, und Janus fand es so warm, daß er den Hut abgenommen und auf den Gartentisch gelegt hatte.

„Ich möchte doch wissen,“ sagte Janus, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und sein volles Kinn mit der flachen Hand strich, „ob nicht ein einziger unserer Freunde heute Abend den Weg zu uns findet; an einem Sonntag Abend allein, das taugt nichts, Birthe.“

„Ach was," antwortete Birthe, indem sie ihr Strickzeug in die Höhe hielt und eine Masche auffing, „wir haben es hier ja ganz schön. Aber Clara würde vermuthlich zugesprochen haben, wenn nicht Ball bei ihnen wäre."

„Janus Schwarz," sagte der Küster mit einem Lächeln auf seinem rothwangigen, jovialen Gesichte und einem ironischen Blicke aus seinen hellen Augen, „Janus Schwarz ist meiner Treu nicht fein genug, um zu dem Balle bei dem Agenten eingeladen zu werden."

„Aber Du sagtest doch selbst, daß Du froh wärst, nicht geladen zu sein und daß Du, eben um nicht geladen zu werden, nicht hinaufgingst, um der Frau zu gratuliren."

„Sagte ich das? Ich bin ein alter Dummkopf. Aber es ärgert mich, daß Clara mit der Itzfeld'schen Sippschaft in Berührung gekommen ist; ich hätte gute Lust, mich ein wenig umzusehen, wie sie sich unter diesem feinen Volke benimmt."

„Wofür sollte dies gut sein?"

„Mir ist bange," sagte Janus, sich auf dem Stuhle schaukelnd, „der Canzleisecretair Itzfeldt führt sie am Ende noch davon."

„O nein, das kann ich nicht glauben!"

„Ja, ja, Birthe, dergleichen Dinge sind schon vorgekommen! Er hat wohl keine schlechte Carriere vor sich und Clara hat eine schöne Mitgift; sie ist zugleich ein Mädchen, das sich überall sehen lassen kann. Der Canzleisecretair versteht, die Cour zu machen — man sagt, er habe sich dieser Beschäftigung früher mit erstaunlichem Eifer hingegeben — und hat dabei eine flinke Helferin in Clara's Stiefmutter. — Aber, es ist Alles fauler Kram, was Itzfeldt heißt."

„Die alte Majorin ist doch eine sehr gutmüthige Frau; sie thut viel Gutes."

„Ja, mit ihres Schwiegersohn's Gelde! Wie oft glaubst Du, daß Paul Nordorf des Major's Schulden bezahlt hat? Man sagt zweimal; wird er es wohl zum Drittenmale thun? Ach, Paul — Du hast Dir eine Ruthe über Deinen Rücken gebunden, da der Teufel der Eitelkeit in Dich fuhr und Du des Major von Itzfeldt Tochter Victoria heirathetest."

„Nun, das ist ja seine Sache. Nachdem seine erste Frau gestorben war, hatte er ja das Recht sich wieder zu verheirathen."

„Er hätte sie, weiß Gott, geheirathet, ob Rudolf's und Clara's Mutter gestorben gewesen wäre oder nicht;

es war ja schon Alles im Voraus abgekartet, aber da kam der Tod und machte eine förmliche Scheidung überflüssig. Die arme Bodil Nilson hat nun Frieden in ihrem Grabe, aber Paul hat wohl kaum Frieden in seinem Herzen."

„Man sagt ja doch, daß er mit seiner jetzigen Frau sehr glücklich lebt."

„Ja, ja, es geht Alles ganz hübsch stille ab; was aber in Paul's Brust sich regt, ist nicht leicht zu erfahren, denn er ist einer von denen, welchen man nicht weiter als bis an die Zähne sehen kann. Mir ahnt, daß es an ihm nagte, als beide Kinder der Mutter folgten, da er sie verstieß; er würde vielleicht gar nichts dagegen haben, wenn Rudolf jetzt zu Kreuze kröche. Was auch zwischen Vater und Sohn vorgegangen sein mag, die Firma heißt doch seit Alters her; Nordorf und Sohn; und Victoria hat ihm keinen Erben geschenkt, da sitzt der Knoten!"

Ein frischer Luftzug von der Gartenthüre her verrieth, daß die Thüre zur Wohnstube geöffnet worden sein mußte, und einen Augenblick darauf trat auch ein breitschulteriger, großer Mann mit schwarzem Fracke und dito Beinkleidern, in den Garten; er hatte ein

ziemlich großes Gesicht, besonders eine breite Stirne, kleine graue Augen und trug Augengläser.

Janus Schwarz sprang eiligst von seinem hölzernen Pferde und gab seinem Gaste einen derben Handschlag.

„Das laß ich mir gefallen, Herr Pastor!“ rief er. „Ich hätte wohl wissen können, daß ein guter Geist heute Abend noch einen guten Freund vor unsere Thüre führen würde.“

„Ja,“ antwortete Christian Bramson, Pfarrverweser aus Bornstedt, indem er noch immer Janus Schwarzen's Hand festhielt und ihn mit dem wohlwollenden phlegmatischen Lächeln anschaute, das ihm eigenthümlich war; „ich predigte heute in Sinnholm, dessen Gemeinde ja gegenwärtig eine Heerde ohne Hirte ist, und da ich Steinhafen so nahe kam, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen.“

„Das war Recht,“ sagte Janus; „mache nun, daß du den Tisch denkst, Birthe.“

„Nein, ich danke,“ antwortete Bramson; „ich hatte eben Geschäfte im Gasthause — Sie müssen wissen, daß ich den Wagen in Sinnholm gelassen und zu Fuße herüber gegangen bin — und da nahm ich denn auch einen Bissen Brod zu mir.“

„Im Gasthause etwas zu essen, da Sie doch auf dem Wege zu uns waren!“ rief Janus Schwarz; „das sieht Ihnen ähnlich! Aber wie geht es Ihrem guten Onkel?

„Ich danke, es geht an; die Gicht plagte ihn von Zeit zu Zeit sehr, und er ist so empfindlich gegen Kälte, daß er jetzt noch einheizen läßt; heute morgen, als ich ihn verließ, befand er sich jedoch erträglich.“

„Wenn man bedenkt, was er für ein gesunder, thätiger Mann war, und jetzt ganz contract! Er wird sich gewiß schwer in seine Unthätigkeit finden. Aber mit der vielen Wärme verzärtelt er sich; können Sie ihn nicht vermögen, daß er die Decken, in die er sich stets einhüllt, fortwirft?“

„In dieser Beziehung ist durchaus nichts mit ihm anzufangen. Er besorgt noch immer ganz flink seine Amtscorrespondenz und spricht mit seinen Pfarrkindern, wenn sie zu ihm in den Pfarrhof kommen, aber die Ueberzeugung steht fest bei ihm, daß er die Kanzel nie mehr betreten kann.“

„Das ist traurig! Doch nun lassen Sie uns einen Sitz nehmen und eine Cigarre anzünden.“

„Ach richtig! sagte Christian Bramson, als wenn ihm plötzlich etwas einfiele; „Ich war auf der Post, und da bekam ich etwas für Sie! einen Brief und ein Packet von Rudolf. Vermuthlich hat das Packet denselben Inhalt, wie das meinige; Sie hätten es eigentlich schon heute morgen erhalten sollen, sagte der Gehilfe, allein es wurde vergessen."

Janus Schwarz öffnete das Packet, und Birthe reckte ihren Kopf, um zu sehen, was es da gäbe, während Bramson, die Hände auf dem Rücken, dastand, um den Anblick derselben Ueberraschung zu genießen, deren Beute er vor Kurzem selbst gewesen.

„Gedichte von — Rudolf Nordorf!" rief Janus Schwarz, das Buch in gehöriger Entfernung haltend, denn er war weitsichtig.

„Was sagst du, Janus?" sagte Birthe, und ließ die Hände in den Schooß sinken.

„Hm!" fuhr Janus fort, nachdem er Rudolf's Brief gelesen; „der liebe Junge, wie schön und herzlich er an mich schreibt! So, so! darauf ging's hinaus!"

„Es scheint Sie nicht zu freuen, Schwarz?" sagte Bramson verwundert.

„O ja, meiner Treu, es freut mich! Ich bin überzeugt, daß es ein gutes Buch ist, noch bevor ich es gelesen habe; ich sagte es ihm ja seiner Zeit selbst, Gott verzeihe mir's, daß ein Genie in ihm steckte; aber, mein lieber Pastor — es ist in dieser Familie ohne dies gar vieles entzwei, und das wird nicht beitragen, die Wunden zu heilen. Paul Nordorf's Sohn und Erbe — ein Schriftsteller! Das klingt schon ganz unnatürlich und entfernt ihn nur noch mehr von dem Alten; Poesie ist für ihn nur Kling — Klang!"

„Kümmert sich denn der Agent nur im Geringsten darum, was sein Sohn treibt? Auf mich hat er immer den Eindruck eines hartherzigen Alten gemacht."

„Weich ist er auch meiner Treu nicht, Pastor; aber gerade deshalb fürchte ich eben, daß eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn eine Unmöglichkeit ist, wenn sie nicht zugleich eine Versöhnung zwischen der Firma und dem Sohne wird. Paul und seine Firma hängen zusammen wie Seele und Leib."

„So glauben Sie wirklich, daß unter diesen Verhältnissen eine Versöhnung möglich sein würde?"

„Man darf nichts verschwören; allein jetzt zeigt es sich ja, daß Rudolf durch seine Studien kein eigentliches

Resultat erreicht; ein Staatsexamen, das wäre doch etwas gewesen! Es war ein dummer Streich von dem guten Jungen, daß er sich so kopfüber verheirathete."

„Sehr vernünftig war es nicht," sagte Birthe, indem sie aufblickte; „seine Frau soll jedoch recht wacker und brav sein, und nun ist er ja im Hafen. In einer großen Stadt giebt es so manche Versuchungen für einen jungen Menschen."

„Ach was," versetzte Janus Schwarz; „Rudolf war in seinem Benehmen immer exemplarisch. Die Frau hängt ihm jetzt wie ein Klotz an den Füßen. Doch laßt's gut sein: wir wollen, mein' Seel', einen vergnügten Abend haben. Birthe, bereit' uns eine Bowle, dann wollen wir auf das Wohl des jungen Dichters trinken!"

Birthe nickte und ging hinein, um den Punsch zu brauen.

„Was Sie vorhin von einer Versöhnung sprachen," nahm Bramson das Wort, „hat mir viel zu denken gemacht. Ich ermahnte seiner Zeit Rudolf oft, seinen Vater christlich und milde zu beurtheilen; aber ich konnte zu keinem Ziele gelangen, und kenne auch die Verhältnisse nicht genug, um zwischen dem Vater und

ihm richten zu können, obwohl das Unrecht des Agenten gegen seine erste Frau mir sonnenklar scheint."

„Ja, das ist eine verwickelte Geschichte! Hat Rudolf Ihnen nie von seiner Jugend erzählt?

„Nein, er sprach nur ungerne von seiner Jugend; ich würde es gerne sehen, wenn Sie mir erzählen möchten, wie es zuging, daß die Aeltern sich trennten."

„Ich vermag allerdings die Sache besser zu erzählen, als Rudolf," versetzte Janus, indem er einen kleinen Ruck auf seinem Stuhle machte; „ich kann mir's denken, daß der arme Junge der Sache nicht gerne auf den Grund gegangen ist, und dann sind auch Umstände dabei, die wahrscheinlich ihm selbst unbekannt sind."

„Das ist Recht, erzählen Sie mir das Ganze, Schwarz; Rudolf's Schicksal liegt mir sehr am Herzen, denn er ist," fügte der Pastor leicht erröthend hinzu, „mein bester Freund, obwohl ich volle zwölf Jahre älter bin, als er; ich habe, merkwürdig genug, den Altersunterschied oft ganz vergessen, wenn wir drüben in der Residenz mit einander plauderten."

„Ja, er hat Kopf!" sagte Janus Schwarz mit Stolz. „Als ich ihn, da er noch Knabe war, unter-

richtete, setzte er mich oft durch seine Fragen in Verlegenheit."

„Ein Unglück ist ein guter Lehrer, Schwarz! Ich vermuthe, daß seine traurige Jugend ihn daran gewöhnte, früher zu denken, als Kinder sonst zu thun pflegen."

Als Birthe mit dem Punsche kam, rief Janus:

„Oh, der duftet excellent!"

„Werden Sie es glauben, Herr Pastor," sagte Birthe lächelnd, indem sie die Punschbowle auf den Tisch setzte und den Arm in die Hüfte stemmte, „daß der Alte, trotz seiner sechzig Jahre, so lustig wird wie ein Hallenser Bursche, wenn er eine Bowle riecht? Und doch gehört er ja so halb und halb zu dem geistlichen Stande."

„Nun, nun," sagte Bramson, das Glas nehmend, das Birthe ihm reichte; „ein Glas Punsch ist uns ja nicht verboten und ich habe nie gehört, daß hier im Cantor's Hofe gezecht wurde."

„Das erste Glas," sagte Janus nach einer kleinen Pause, „wollen wir auf das Wohlergehen unseres lieben jungen Dichters trinken." —

„Lassen wir seine Frau auch mit leben," sagte Bramson.

„Mag's sein, Herr Pastor; sie gehören ja nun einmal zusammen: möge es ihnen Beiden wohl ergehen!"

„Und möchten," fügte Bramson hinzu, „wir's einmal erleben, sie hier in Steinhafen zu sehen!"

„Ach, Gott sei uns gnädig," meinte Birthe, indem sie anstieß; „da dürfen wir wohl alt werden, bis wir das erleben!"

„Und nun, Schwarz, lassen Sie uns Ihre Erzählung hören," bat der Pastor.

„Was ist das für eine Erzählung?" fragte Birthe.

„Es ist eine alte Geschichte für Dich, Birthe," antwortete Janus, während er seine Napoleonspfeife anzündete, „und eine traurige obendrein; aber da der Herr Pfarrer sie nun einmal hören will —"

„Janus ist nie froher, Herr Pastor," sagte Birthe, „als wenn er Geschichten erzählen kann, besonders traurige."

„Du bist auf dem Holzwege, Mutter," entgegnete Janus, indem er sich in eine Wolke von Tabacksrauch einhüllte und darauf mit einem Schluck Punsch stärkte; „der Herr Pastor will durchaus keine Geschichten in Deinem Sinne hören, sondern die Geschichte der Familie Nordorf, und je mehr ich darüber nachdenke, wie ich

beginnen soll, desto mehr sehe ich ein, daß es nicht anders geht, als ich fange mit dem Anfang an.“

„Recht so, Schwarz,“ sagte Bramson und nickte; „erzählen Sie immerhin so, daß wir ein richtiges Verständniß bekommen; es ist ein prächtiger Abend und die Nacht wird gewiß ebenfalls mild; da kümmert es mich wenig, wenn ich auch etwas spät nach Hause komme.“

„Das war vernünftig gesprochen; ja, ist es nicht ein herrlicher Platz hier zum Plaudern?“ fragte Schwarz mit selbstzufriedenem Lächeln. „Sehen Sie nur, wie schön heute Abend das Meer ist, blank wie ein Spiegel!“

Der Pastor zollte pflichtschuldigst der Aussicht seine Anerkennung und Janus Schwarz begann seine Geschichte:

„Es war einmal ein flinker Bauernbursche aus dem .... schen, der hieß Hans Jensen; er wurde Soldat und kam unter die Dragoner, als er jedoch ausgedient hatte, verdingte er sich als Knecht in den Gasthof hier in Steinhafen, jetzt Ibsen's Hotel, — wo Sie, Herr Pastor, uns die Schande angethan haben, Ihr Abendbrod einzunehmen. Eines schönen Tages entdeckte Hans Jensen, daß sein Erspartes zu der unglaublichen Summe von sechshundert Thalern angewachsen war, und da nun

nach seinem Bedünken der Berg bestiegen war, schaute er vergnügt in die Zukunft. Damit ergötzte er sich einige Monate, und rauchte manche Pfeife Taback bis er mit seinen Berechnungen fertig wurde, was mit sechshundert Thalern Alles angefangen werden könnte. Endlich erbat er sich einen freien Tag, zündete seine Meerschaumpfeife an und wanderte zu Fuße nach Nordorf seiner Heimath. Da fand er Maren Jeps wieder, während der letzten zehn Jahre Gegenstand seiner standhaften Liebe; er fand sie in unveränderter Treue, aber ebenso wie er, reicher an Sparpfennigen, und nachdem sie einen Tag lang von allem Anderen gesprochen, nur nicht von dem, was während zehn Jahren täglich ihre Gedanken beschäftigt hatte, wurde Maren durch einen Heirathsantrag überrascht, welcher, nachdem die ersparten Summen gehörig gegen einander abgewogen waren, angenommen wurde.

„Der alte Hans Nordorf,“ sagte Birthe, „nahm gewiß seine Frau nicht des Geldes wegen; er hielt grausam viel auf seine Maren.“

„Habe ich denn das Gegentheil gesagt? Ein Bauernbursche kann wohl seine Liebste ebenso gerne haben, wie Unsereiner; aber er will nicht den Anschein haben;

er würde die Achtung seiner Liebsten verlieren, wenn er sich nicht hübsch besonnen und vernünftig benähme; so ist nun einmal der Bauern Brauch, und er kann seine guten Seiten haben. Als sie verheirathet waren, begann Hans Nordorf, wie er ja schon im Dienste genannt wurde und jetzt beständig hieß, einen kleinen Handel in dem niedrigen grauen Hause, das jetzt zwischen das große Packhaus und die neue brillante Wohnung des Agenten eingeklemmt ist; das alte Schild mit der Aufschrift „Handel von Hans Nordorf" hängt noch heutigen Tages über der Thüre."

„Es ist doch wunderlich," sagte Bramson, „daß der Agent das alte Haus nicht einriß, als er das neue aufführte."

„Seine Frau Gemahlin, die schöne Victoria, sagt, es geschähe aus Pietät gegen den Großvater; Paul selber sagt, es wäre eine Grille von ihm, und die Bauern wären nun einmal gewöhnt, die alte Boutike aufzusuchen; ich glaube jedoch das Rechte erlauert zu haben, nämlich, daß Aberglauben mit im Spiele ist. Ja, man sollte nicht glauben, daß der strenge, trockene Paul abergläubisch sein könnte, und dennoch bin ich überzeugt, daß er fürchtete, das Glück möchte ihn verlassen, wenn

er das alte Haus niederrisse. Er hatte wohl auch nicht vergessen, daß es noch nicht lange her ist, daß ein solcher Gedanke, das alte Haus sollte blos wegen einer Grille stehen bleiben, ihn beleidigt haben würde; damals suchte er eine Ehre in der Genügsamkeit und hatte einen Narren gefressen an Jedermann, der sich darauf etwas zu Gute that; jetzt freilich geht es aus einem anderen Tone!"

„Aber sein Vermögen hat sich ja auch ungeheuer vermehrt, seit er von seiner Frau und den Kindern getrennt ist."

„Richtig, Birthe! Die Zunahme seines Vermögens ist es, wovon wir nun sprechen müssen, das heißt, wie es im Begriffe war, ein Vermögen zu werden. Hans Nordorf war, wie so mancher seiner Landsleute, ein geborener Rechenmeister, und da er weder einen Schnaps mit etwas Confect, noch eine Dreingabe sparte, besonders im Anfange, so hatte er bald einen ungeheuren Zulauf, und Maren Jeps' Meinung war, dies käme Alles vom Segen Gottes."

„Aber dessen bedurften sie auch dazu, mein guter Schwarz," sagte Bramson.

„Ganz gewiß, Herr Pfarrer; aber etwas Pfiffigkeit verhilft ganz verwünscht gut zum Profite; der alte Hans war nicht übertrieben gottesfürchtig, das weiß ich am besten, so wenig als sein Enkel Paul es jetzt ist. Nun, Hans und Maren lebten ehrbar und gesittet, hüteten sich vor Hochmuth und Prahlerei und hatten stets das große Ziel vor Augen — ihren Mammon zu vermehren. Ich war als Junge gar manches Mal in der Boutike, und sehe noch jetzt Hans und Maren, wie sie leibten und lebten, vor mir. Sie waren ein Paar hübsche alte Leute, allein sie waren und blieben Bauern, und Alles in ihrem Hause war damals bäuerisch. Die Schenkstube war zugleich Wohnstube, und Maren schenkte selbst den Gästen ein. Die Bauern dutzten sie und nannten sie Hans und Maren; das machte jedoch ihr Geld nicht weniger. Hans Nordorf starb 1802, und hinterließ seinem ältesten Sohne Rudolf ein schönes Geschäft; es war eine Brennerei mit Schenkgerechtigkeit, ein hübsches Stück Grund und Boden, und obendrein eine schöne Summe Geldes zur Theilung unter die anderen Kinder.“

„Rudolf war ein geborenes Stadtkind und städtische Gewohnheiten fanden nun auch Einlaß im Hause. Er

verheirathete sich schon, als sein Vater noch lebte, mit einem wackeren Mädchen hier aus der Stadt, Jette Frantzen, die jedoch 1803 in ihrem zweiten Wochenbett starb, nachdem sie ihrem Manne einen Sohn, Paul, den gegenwärtigen Agenten, geschenkt hatte. Vater Rudolf wurde also frühzeitig Wittwer und blieb es auch bis zu seinem Tode. Er war nun nicht, wie früher sein Vater, immer in der Boutike anzutreffen; aber zuweilen wog er doch selbst einige Pfund Zucker und Kaffee, und hatten die Kunden Lust, ein wenig zu plaudern, so war er nicht unwillig. Auf solche Art machte ich seine Bekanntschaft, und wir hatten einander so gerne, daß wir gute Freunde blieben, bis er starb."

„Rudolf Nordorf senior war von allem Anfange an ein thätiger Mann; er begann einen en gros Handel, hatte ein Paar Schiffe auf der See und baute das große Packhaus, welches am Giebel die Jahrzahl 1802 trägt. Damals waren noch gute Zeiten, und er verdiente schweres Geld; aber die Zeiten änderten sich und es ging allmählich mit ihm sehr zurück."

„Ich habe mir sagen lassen, Rudolf's Großvater sei ein jovialer Mann gewesen," sagte Bramson.

„Jovial!" wiederholte Schwarz; „er war das beste Herz unter der Sonne! Einen treueren Freund oder größeren Wohlthäter der Armen hat es nie hier in der Stadt gegeben — Gott segne ihn noch im Grabe dafür! Aber er war auch ein munterer Mann, und es waren andere Zeiten. Damals war man lustig, wenn man zusammenkam, und nannte sich um ein Kleines „Du"; ja, ich spreche eigentlich von Vater Rudolf in einem vorgerückteren Alter, so vor etlichen zwanzig Jahren. Ein kleiner „Spitz" machte damals einen Mann nicht geringer; es war so in der Zeit."

„Das war denn doch eigentlich nicht recht in Ordnung," meinte Bramson.

„Wie man's eben nimmt, Herr Pastor! Jede Zeit hat ihren Makel; damals war man genügsam; jetzt treibt man einen gottlosen Luxus; da sind des Hülfslehrers Töchter, die meinen, sie müßten überall dabei sein, und da sieht man nichts, als Locken und Federn! Nein, den Glauben laß ich mir nicht nehmen, daß ein solches Wohlleben besser ist in den Augen Gottes! Trinkt man jetzt auch weniger, so ist man desto wählerischer."

„Ja, ja, Janus!" bekräftigte Birthe; „die alten Zeiten waren die besten!"

„Vergnügt waren sie, meiner Treu! Merkwürdig war es übrigens, daß Vater Rudolf unter den Bauern für einen gelehrten Mann galt; er hätte gut Pfarrer werden können, sagten sie; will ich jedoch ehrlich sein, so muß ich gestehen, daß er sein Latein meist aus Holberg's Comödien und Episteln hatte. Von diesen wußte er große Stücke auswendig und das war allerdings nichts Geringes! Gerne citirte er, was Holberg in seiner 59. Epistel vom Wassertrinken sagt, nämlich daß es „die Natur schwächt, Morosität verursacht und sowohl die Freundschaft als auch die Devotion erkältet," ha, ha! Der Wahlspruch meines armen Freundes war: eine kurze Nacht, einen langen Tag und einen vergnügten Abend; der Abend wurde zuweilen recht vergnügt, und er guckte dabei gar oft zu tief in's Glas."

„Ach, Janus!" sagte Birthe, „er war ja zuletzt ganz versoffen."

„Laß gut sein, Birthe, laß gut sein!" versetzte Janus etwas gereizt, „das war ja am schlimmsten für ihn selbst, und ging keinen Anderen etwas an. Ich danke ihm noch in seinen Grabe nicht blos für manchen Freundschaftsdienst, sondern auch für die vielen vergnügten Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zugebracht; es

konnte Einem ganz warm werden um's Herz bei seinem bloßen Willkomm und dem treuherzigen Händedruck, den man erhielt, wenn man kam."

„Und ist es nicht merkwürdig," fuhr Janus fort, indem er sich auf dem Stuhle zurück lehnte und die Pfeife weit von sich hielt, „daß Paul, der Agent, der Sohn eines solchen Mannes ist? Er gleicht seinem Vater so wenig, wie das Wasser dem Feuer. Paul war ein altkluger Junge; frühzeitig verdiente er sich die Sporen im Kram und Packhause, und dann war es seine größte Freude, eine Seite im Hauptbuche zu summiren und das Facit mit hübschen großen Zahlen hinzumalen, wobei er dennoch hie und da sich Zeit nahm, durch das Glasfenster in der Thüre die Käufer in der Boutike zu belauschen oder die faulen Packknechte zu überraschen, indem er plötzlich aus einem Verstecke hervorsprang. Die Leute fürchteten und haßten ihn, aber das Geschäft gewann unleugbar dadurch."

„Ich gebe zu, daß Aufmerksamkeit vonnöthen war, denn der Alte wurde immer nachlässiger; aber doch war es niederschlagend, zu sehen, daß Paul nie auf einen Scherz einging, oder über seines Vaters Späße lachte, oder mehr that als zu nippen von dem Glase,

das ihm angeboten wurde. „Paul ist ein rechter trock'ner Tropf," pflegte der Alte zu sagen, und das war ein wahres Wort."

„Wie trocken nun auch Paul schien, so zeigte es sich doch, daß er Leidenschaften hatte. Eines schönen Morgens, als Vater Rudolf mit einem Essiglappen auf der Stirn und einem rothen Tuche um den Kopf in's Wohnzimmer trat — er litt oft an Kopfschmerzen, — fand er Bodil Nilson in Thränen schwimmend."

„Nun müssen Sie wissen," fuhr Janus Schwarz fort und sandte eine blaue Wolke in die klare Abendluft, „daß unter Vater Rudolf's vielen vortrefflichen Eigenschaften auch die sich befand, daß er ein schlichter Mann war ohne alle Eitelkeit. Er schämte sich nicht, wie Paul jetzt thut, daß er von Bauern abstammte, im Gegentheil, er hegte eine große Vorliebe für den Ort, wo seine Vorfahren geboren waren, und als ein Freund seines Vaters, welcher Hufner daselbst gewesen, starb und eine große Familie in dürftigen Verhältnissen hinterließ, unterstützte er dieselbe, und nahm die jüngste Tochter, Bodil, zu sich. Sie erwies sich so gewandt, daß er ihr bald die Führung des Haushaltes überließ, und vermuthlich war es seine Absicht, sie ein Bischen

in seinem Testamente zu bedenken. — Sie war damals erst zwanzig Jahre alt — erinnerst Du Dich noch, Birthe, welch hübsches, flinkes Mädchen sie war, als sie hieher kam?"

„Ob ich nicht?" versetzte Birthe. „Das arme Kind! Das war ja gerade ihr Unglück! Rudolf gleicht ihr, bis auf die Augen, wie ein Tag dem anderen."

„Nun, Herr Pastor, diese Bodil Nilson ist also Rudolf's und Clara's unglückliche Mutter; aber hören Sie nun weiter — Vater Rudolf traf sie also weinend, und der Alte wollte sie daher in seiner Weise trösten: Nun, Bodil, mein Täubchen, was ist denn los?" Die arme Bodil blieb ihm jedoch anfangs die Antwort ganz schuldig, und als sie endlich kam, klang sie so traurig, daß der Alte sogar seinen Morgenschnaps vergaß, der ihm umkränzt von belegten Butterbröden, von einem Teller entgegenwinkte. — „Ich wollte," sagte sie, „ich hätte weder Steinhafen noch Sie jemals gesehen; ich bin all der Güter unwürdig, die Sie mir erwiesen haben, — ach, läg' ich doch tief, tief in der schwarzen Erde!" — Nun, es war ein hübsches Stück Arbeit, die arme Bodil zu einem Bekenntnisse zu bringen, doch endlich kam es heraus, daß sie bald Mutter werden würde und Paul Vater."

Bodil hatte sich bis zu diesem Tage immer so sittsam betragen, daß Niemand den kleinsten Flecken an ihrem Rufe auffinden konnte, und Paul hatte zunächst so wenig Sinn verrathen für etwas Anderes, als das Hauptbuch, den Laden und das Waarenlager, daß Vater Rudolf aus lauter Schrecken sich vor die Stirne schlug, Essiglappen und Tuch verlor, und bald auch den Kopf verloren hätte."

„Nach einer ängstlichen Pause klirrte etwas; die zitternde Hand des armen Alten hatte nach dem Centrum des Tellers gesucht und den Morgenschaps gefunden: dadurch kam er wieder auf die Haken und nun brach sein Zorn gegen Paul in lichte Flammen aus. Bodil warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn um Jesu willen, er möchte doch Paul und sie nicht unglücklich machen. Dies hatte er auch gar nicht im Sinne. „Weine Sie nicht mehr, Bodil! Frischen Muth, Mädchen!" sagte er; „geh' Sie jetzt auf ihr Zimmer! Ich habe etwas mit Paul zu reden, was Sie am besten nicht hört." Allein dies erwies sich als etwas schwierig; denn als Paul, den man aus irgend einem Verstecke geholt, sich eingefunden hatte, entstand in der Wohnstube ein solcher Lärm, daß die Leute auf der Straße

stehen blieben. Ich ging gerade auch vorüber, eilte hinein, und wie ich die Thüre zum Wohnzimmer erreichte, schoß Paul mit einem feuerrothen Kopfe heraus."

„Ich wagte mich hinein zu dem Alten und bekam die Geschichte ganz aus frischer Hand; er war rasend und es dauerte lange, bis ich ihn nur etwas beruhigen konnte. Wenn Paul geglaubt, sein Vater würde die Sache leicht nehmen oder würde es zu den erlaubten Vergnügungen zählen, ein ehrbares Mädchen zu betrügen, so hatte er sich arg verrechnet; was jedoch die Sache noch schlimmer machte, war, daß Paul ein Wort fallen gelassen von der Trunksucht und Nachlässigkeit eines gewissen alten Mannes; dies Wort brannte sich tief ein in das Herz des alten Mannes und hinterließ eine Wunde, welche nie heilte. Wohl hatte der Vater schon seit längerer Zeit bei dem Sohne einen gewissen Trotz bemerkt, eine Art schweigenden Protestes gegen seine ganze Weise zu sein; aber so weit war es früher doch nie gekommen, und zum ersten Male, so lange ich Vater Rudolf kannte, fand ich ihn hart und unbeugsam."

„Das Unglück mit Bodil konnte natürlich nach dem Vorgefallenen kein Geheimniß bleiben, und es schien dem

Alten auch nicht daran gelegen zu sein. „Was ich in dieser Sache thue, sagte er, im Zimmer auf- und niedergehend und mit dem Fuße das Tuch wegschleudernd, das noch da lag, „das soll Zeugen haben; „und trotz all' meiner Einwände rief er ein Paar seiner Freunde zu sich — er hätte gern auch mich dabei gehabt, allein ich wollte nichts mit der Sache zu thun haben — und nachdem die Leute beisammen waren, wurde Paul gerufen. Paul sollte Bodil heirathen; aber so gewiß es seine Christenpflicht war, sie zur Frau zu nehmen, eben so gewiß mußte es Unglück bringen, wenn er es nicht aus eigenem Herzensdrange that."

„Paul wurde nun die Alternative gestellt, entweder Bodil zu heirathen oder das Vaterhaus zu verlassen und sein Brod in der weiten Welt zu suchen; er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst, denn er liebte Bodil nicht und meinte, sie wäre eine zu einfache Frau für ihn; allein die Liebe zum Hauptbuche und Geldschranke siegte, und er biß in den sauren Apfel."

„So also hängt die Sache zusammen!" sagte Bramson. „Unser Rudolf war also das Kind, das seine arme Mutter damals unter dem Herzen trug! Davon weiß er wohl nichts?"

„Kaum! Wer hätte es ihm auch sagen sollen? In möglichst kurzer Frist und in aller Stille wurden denn Paul Nordorf und Bodil Nilson getraut. Ein paar Monate später ward ein Sohn geboren, der nach seinem Großvater Rudolf genannt wurde, und ungefähr zwei Jahre darauf eine Tochter, die den Namen Clara erhielt. Diese Enkel waren des Großvaters Lust während der wenigen Jahre, die er noch lebte, aber besonders war ihm ihre Mutter zum Troste und seine treue Pflegerin bis zu seinem Tode; er starb 1839, sechzig Jahre alt, von Vielen vermißt und beweint. Die halbe Stadt begleitete ihn zu Grabe, und nie habe ich in trüberer Stimmung die Orgel gespielt, als da sein Sarg in die Kirche getragen wurde.“

„So lange der Alte lebte, war das Verhältniß zwischen den jungen Eheleuten erträglich gewesen, und es trug wesentlich zu Paul's guter Laune bei, daß der Vater ihn gleich nach der Hochzeit zu seinem Compagnon machte; daher schreibt sich die Firma: Nordorf und Sohn; als aber Vater Rudolf einmal fort war und zwischen ihnen nicht mehr vermitteln konnte, da wurde es schlimm. Bodil hatte sich vergebens alle Mühe gegeben, ihres Mannes Herz zu gewinnen, sie hatte es weder an De-

muth und Unterwürfigkeit, noch an Geduld fehlen lassen: Paul würdigte dieses Streben nur selten, und jetzt zeigte es sich recht deutlich, daß Bodil trotz ihrer niedrigen Herkunft und mangelhaften Erziehung ein edles und feinfühlendes Weib war. Ihre Verwandten glaubten, sie hätte ihre Sache brillant gemacht, indem sie Madame Nordorf geworden, und ihre eigene Schwester beneidete sie sogar um dieses große Glück; sie selbst jedoch ging stille und schwermüthig umher, denn sie mußte jeden Tag mehr fühlen, daß sie in den Augen ihres Mannes nur eine Dienerin, eine Concubine war; sie sah, daß es kaum jemals anders und besser werden würde, und erkannte, daß sie es zum großen Theile sich selbst zu danken hatte, denn indem sie sich ihm hingegeben, hatte sie seine Achtung verscherzt. Der Kummer machte sie zerstreut und weniger achtsam, Paul wurde darüber ungeduldig und bissig, und kann Solches sogar unter glücklicheren Verhältnissen hie und da einem Paar Eheleuten das Leben verbittern, was mußte es hier für Folgen haben! Es wurde zu einem ewigen Hinaufbeißen auf die arme Bodil, und die Heimath ward für sie und die Kinder mehr und mehr zur Hölle."

„In dieser drückenden Atmosphäre waren Rudolf und Clara aufgewachsen. Das Zusammenleben mit dem kalten, verschlossenen, mürrischen Vater und der stillen, leidenden Mutter weckte frühzeitig ernste Gedanken bei ihnen; bei jedem Streite zwischen den Eltern, wenn man einen Auftritt so nennen darf, wo der eine Theil beständig nachgab, warfen die Kinder in ihrem unschuldigen Sinne sich unwillkürlich als Richter zwischen ihnen auf: Clara war geneigt, den Vater milder zu beurtheilen, und machte schon frühzeitig Versuche, zwischen ihnen zu vermitteln; Rudolf dagegen stand ganz und gar auf Seite der Mutter, denn er liebte sie über alle Maßen, und jedes harte Wort vom Vater ging ihm wie ein Stich durch das Herz.“

„Als Rudolf alt genug war, um Unterricht zu bekommen, wurde ich sein Lehrer, und es ward weder Clara noch ihm verwehrt, hin und wieder eine freie Stunde bei uns zuzubringen. Sie gewannen Birthe und mich sehr lieb, und da uns der liebe Gott die drei Kinder, welche er uns geschenkt, so frühe schon wieder genommen hatte, so war es natürlich genug, daß wir sie liebten, als wären sie unser eigen Fleisch und Blut. Hier in diesem Garten sind sie oft munter

herumgesprungen; ach, es war fast betrübend, wenn man sah, wie fröhlich sie hier waren, und wie wohl es ihnen that, wenn sie ihrer traurigen Heimath entfliehen konnten. Sie dürfen glauben, Herr Pastor, Birthe und ich hatten viel Spaß mit ihnen. Sie hätten nur sehen sollen, wie Rudolf's große dunkelgraue Augen Leben sprühten, und wie Clara's, die ja so blau sind wie die Wogen da drunten, einen Glanz bekamen und ihre Wangen ein Paar Rosen, daß es eine Freude war, sie anzuschauen."

Christian Bramson's Augen bekamen selbst mehr Leben bei dieser Appellation an seine Einbildungskraft, und bei den letzten Worten über Clara nickte er, als wollte er sagen, daß er es sich ganz deutlich vorstellen könnte.

„Es ging übrigens," fuhr Schwarz fort, „nach dem Tode des Alten nicht nur in dem täglichen Familienleben solch eine ernste Veränderung vor sich: Alles in dem grauen Hause kam auf einen anderen Fuß, und Jeder fühlte, daß Paul jetzt die Macht hatte. Der Tag wurde vermuthlich besser benützt, aber der Abend war selten fröhlich. Ich tadle nicht Paul's Thätigkeit; die Geschäfte waren zurückgegangen, und es war alle

Ursache vorhanden, fleißig anzufassen; auch hatte er mehrere Jahre mit Unglück zu kämpfen, bis er der Mann wurde, der er jetzt ist: allein ich tadle den Geist, der durch das Ganze wehte. Paul's Art zu befehlen hat etwas verwünscht Bissiges an sich; man merkt sogleich, daß sein Bedienter und seine Untergebenen für ihn nichts anderes sind, als Räder in einer Maschine. Gleichwie ein Fabrikherr selten, wenn er ein Rad in einer wirklichen Maschine betrachtet, darüber nachdenkt, mit welcher Mühe das Eisen aus dem Schooße der Erde herausgeholt und später verarbeitet wurde, bis es das kunstvolle Rad geworden, das es jetzt ist, sondern im Gegentheile nur darnach fragt, ob es pünktlich seiner Bestimmung entspricht, — ebenso sieht Paul nur darauf, daß seine Untergebenen ihre Schuldigkeit thun; ihre Familienverhältnisse, ihre Gesinnung, oder was sie in ihrer freien Zeit treiben, ist ihm die gleichgültigste Sache auf der Welt."

Janus hatte schon seit einiger Zeit seine Arme auf den Tisch gestützt und die Pfeife zwischen seinen Beinen baumeln lassen; jetzt aber legte er sich mit einem selbstzufriedenen Lächeln wieder in den Stuhl zurück, offenbar stolz auf das Gleichniß, das er so glücklich gewesen,

anzubringen, sowie auch darüber, daß es ihm nach seiner Meinung so gut gelungen war.

„Diese Art und Weise, die Menschen zu nehmen," fuhr er in wegwerfendem Tone fort, „ist demoralisirend; sie straft sich früher oder später selbst; ich möchte, um bei meinem Gleichnisse zu bleiben, sagen, daß in der Maschine die Schmiere des Wohlwollens fehlt, ha, ha!"

„Da meine ich doch," unterbrach ihn Bramson lächelnd, „daß der Lohn, das Geld, hier eher die Schmiere genannt werden könnten."

„Weiß Gott, Herr Pastor, ich widerspreche nicht," sagte Schwarz. „Ja, was das betrifft, so schmiert Paul nicht schlecht; seine Leute erhalten einen hohen Lohn, aber auch gleich ihren Laufpaß, wenn's im Geringsten hapert. Jedoch eine Ausnahme macht er. Er hat einen Untergebenen in seinem Brode, der ihm schon fast zwanzig Jahre gedient und sich vom Ladenjungen hinaufgearbeitet hat bis zum Buchhalter und Cassirer des Agenten. Dieser war immer in Gunst, und, merkwürdig genug, stets verhältnißmäßig am schlechtesten bezahlt; ich meine natürlich niemand Anderen, als Samuel Nebb. Was halten Sie von ihm, Herr Pastor?"

„Ich weiß wohl, daß Rudolf ihn nicht leiden mag; die wenigen Male, die ich ihn gesehen, machte er auf mich den Eindruck eines höflichen und dienstfertigen Menschen.“

„Ein großer Schlingel ist er, Herr Pastor! ein recht gleißnerischer Hund! Sehen Sie es ihm denn nicht an? Diese schmalschulterige, schiefbeinige Figur, dieses citronengelbe Gesicht, die niedrige Stirne, das kurze, krause Haar und die schwarzen, schielenden Augen — alle diese Herrlichkeiten zusammen, geben, wenigstens nach meiner Meinung, ein höchst unangenehmes Exemplar von einem Menschen.“

„Samuel schielt wirklich nicht, Janus,“ berichtigte Birthe.“

„Schielt nicht? Gerade aus schaut er, mein' Seel', nicht; er schaut rückwärts, ha, ha! Es ist nicht leicht, hinter ihn zu kommen, denn seine Augen sind überall. Er ist ein geborener Spion; durch Augendienerei und Geklatsch hat er sich in die Gunst seines Principals eingeschlichen, und dadurch, daß er sich in alle möglichen Demüthigungen findet, hat er es verstanden, sich darin zu erhalten. Wenn nun Paul Nordorf dem Samuel Nebb sein Vertrauen schenkt, was schließen Sie daraus, Herr Pastor?“

„Daß Nebb wirklich ein tüchtiger und zuverlässiger Mensch ist, wenn Sie erlauben.“

„Daß er klüger ist, als Paul, wenn Sie erlauben! Er hat den Charakter seines Principals so gründlich studirt, daß er offen wie ein Buch vor ihm liegt, wogegen der Principal, der Fabrikherr, kaum hinreichend darüber nachgedacht hat, von welchem Stoffe das Rad Samuel Nebb eigentlich ist, ha, ha! Genug, was ich eigentlich sagen wollte, ist, daß von dem Augenblicke an, da der Teufel in dem Herzen Paul's die Oberherrschaft bekam, Samuel eine erbärmliche Rolle spielte; er ärgerte seine Principalin bei jeder Gelegenheit, überhörte ihre Befehle, und Paul billigte leider indirect dieses unverschämte Benehmen. Die arme Bodil fühlte von Tag zu Tag mehr, daß sie in ihrem eigenen Hause eine Null war, und Rudolf faßte zeitig einen aufrichtigen Haß gegen Samuel.“

„Was nun Vater und Sohn betrifft, so gab Paul sich nie sonderlich mit seinen Kindern ab, und Rudolf hatte lange Zeit freien Spielraum, nur der Sorgfalt seiner Mutter und meinem Unterrichte anvertraut; als er jedoch sein zehntes Jahr erreicht hatte, fiel es Paul doch ein, daß es ganz hübsch sei, einen Sohn zu haben,

der ihm künftig im Geschäfte von Nutzen sein konnte, und er begann daher, ihn hie und da im Laden oder zu andern kleinen Verrichtungen zu verwenden. Sobald aber Rudolf unter des Vaters eigenes Commando und mit Nebb in Berührung kam, ward er verdammt widerspenstig, und es setzte mehr als einmal eine tüchtige Schelle. Das Ende vom Liede war, daß Rudolf eines schönen Tages zu mir gelaufen kam und erklärte, er wolle nicht mehr nach Hause gehen."

Nun mußte ich mich in's Mittel legen, und es gelang mir damals wirklich, Paul zur Vernunft zu bringen. Ich rieth ihm, er möchte Rudolf, da er nun einmal einen so entschiedenen Widerwillen gegen den Kaufmannsstand habe, seinen Willen und ihn einige Jahre die Lateinschule hier in der Stadt besuchen lassen. Bewies er sich hier tüchtig, so konnte er ja auch durch irgend ein Fachstudium seinen Eltern Freude machen; es wäre aber auch möglich, daß er mit den Jahren anderen Sinnes und am Ende wirklich noch zu dem Stande seines Vaters zurückkehren würde. Da sandte Paul den Jungen in die Schule, wie man einen Arrestanten in die Strafanstalt schickt; er gab seinem eigenen Kinde bei dem Rector das Zeugniß mit, daß

er der halsstarrigste, widerspenstigste Bursche in der ganzen Stadt sei, und befahl ihm die strengste Behandlung an. Paul hoffte wohl, der Junge sollte auf diese Weise das Schulgehen bald satt bekommen! aber darin täuschte er sich. Rudolf erwies sich in jeder Weise tüchtig, und der Rector legte bei seinem Vater ein gutes Wort für ihn ein, daß dieser ihn die Schule bis zur obersten Classe durchmachen ließ. Jedoch am Tage, nachdem Rudolf confirmirt worden war, sagte ihm sein Vater kurz und gut, daß hiermit das Schulgehen ein Ende habe; er wolle Nachmittags zu einer bestimmten Stunde noch weiter mit ihm sprechen.“

„Und so,“ fuhr Janus Schwarz nach einer kleinen Pause fort, „kam denn die Stunde, da Vater und Sohn zum letztenmale einander gegenüberstanden, um ihre Kräfte zu prüfen — nämlich in geistiger Beziehung. Ich war als Zeuge dazu gerufen — ach, ich mußte immer wieder an den Tag denken, da Paul vor seinen Vater gerufen wurde, um Beichte zu stehen! Der Herr sucht die Sünden der Väter an den Kindern heim; allein Rudolf's Sache stand dennoch viel besser, als seinerzeit die seines Vaters gestanden hatte.“

„Ich sehe noch deutlich den ganzen Auftritt vor meinen Augen. Paul stand an seinem Pulte und kratzte mit seiner Feder auf einem Stücke Papier; es lagen tiefe Falten auf seiner schmalen Stirn, und seine Lippen waren eigenthümlich zusammengekniffen; denselben Zug um den Mund habe ich auch bei Rudolf bemerkt, wenn er zornig wird. Paul's graue, kalte Augen blickten manchmal verstohlen nach seinem Sohne hinüber, dann richteten sie sich wieder auf das Papier; eine Zeitlang sagte er kein Wort. Ich saß neben ihm auf einem Stuhle und betrachtete Rudolf, der anscheinend ruhig, fast allzu ruhig, vor uns stand. Er war ein hübscher Junge, nur sah er ernster und nachdenklicher aus, als andere Jungen mit fünfzehn Jahren. Er suchte mich mit den Augen und ich nickte ihm zu, gleich als wollte ich ihn an die paar Worte erinnern, die ich ihm gesagt, bevor wir zu dem Alten hineingingen. Es ahnte uns ja, was es galt, und ich hatte ihm daher an's Herz gelegt, er möchte sich beherrschen, und nicht etwa in der Hitze und Uebereilung den Vorschlag verwerfen, den sein Vater ihm möglicherweise machen würde."

„Ich habe bereits heute morgen Dich davon unterrichtet," sagte Paul endlich mit seiner trockenen Stimme,

„daß ich Deinen Schulbesuch nicht länger bezahlen will. Ich hoffe, er war Dir zum Nutzen und hat Dir eine Bildung gegeben, wie sie Kaufmannssöhne und junge Menschen, die zum Kaufmannsstande bestimmt sind, nicht häufig zu erwerben Gelegenheit haben. Es ist jetzt an der Zeit, daß Du in's Geschäft kommst, damit Du in meine Fußspuren treten, und einstens, wenn ich nicht mehr bin, mein Nachfolger werden kannst, wie ich der meines Vaters wurde, und dieser ebenfalls seines Vaters. Es wäre traurig, Rudolf, wenn unsere schöne Firma, die das seltene Glück hatte, drei Generationen zu überleben, mit mir eingehen würde.“ “

„Rudolf antwortete hierauf nichts; Paul nahm daher nach einer kleinen Pause wieder das Wort.“

„ „Ich habe, wie Du siehst, Schwarz, der ja ein alter Freund unserer Familie ist, und obendrein Dein Lehrer war, gebeten, er möchte bei unserer Unterredung zugegen sein. Ich wünsche, Du möchtest auch seine Meinung hören, denn man soll nicht von mir sagen können, ich hätte irgend einen unerlaubten Zwang gegen Dich angewendet. Was denken Sie, Schwarz? Ist es ein unziemliches Verlangen von mir, daß Rudolf jetzt

angreifen soll, wie ich selbst in meinen jungen Tagen es thun mußte?" "

„Da saß ich nun in der Klemme! Sie dürfen mir glauben, Herr Pastor, wäre es nicht um Rudolf's willen gewesen, ich würde mich nicht mit der Sache befaßt haben."

„„O nein," antwortete ich, „vorausgesetzt, daß Rudolf für dieses Fach ebenso gute Anlagen hat, wie sein Vater." "

„„Anlagen!" rief Paul, „die fehlen ihm meiner Treu nicht. Ich verlange nicht," fuhr Paul fort, indem er sich wieder an Rudolf wandte, „daß Du ganz von unten anfangen sollst, wie ich es thun mußte. Du sollst vorläufig auf meinem Comptoir arbeiten, unter meiner oder Nebb's Aufsicht, wie es sich gerade trifft. Nun, Rudolf, laß Deine Antwort hören!" "

„„Es ahnte mir wohl," antwortete Rudolf, „was Du von mir wolltest; daß ich keine Lust zum Kaufmannswesen habe, das weißt Du; allein das ist gleichgültig; um Deinet- und der Mutterwillen," fügte er bewegt hinzu, „will ich darauf eingehen, jedoch nur unter einer Bedingung." "

„Paul eine Bedingung stellen, war so viel, als wenn man ihm einen Feuerbrand unter die Nase gehalten hätte."

„„Darf ich Deine Bedingung hören?"" sagte Paul mit kaltem Lächeln.

„„Daß Du Samuel Nebb verabschiedest," antwortete Rudolf mit einer Ruhe, welche mich in Erstaunen versetzte. Ich kann und mag nicht in einem Hause mit einem Kerl, wie er ist, dienen, noch weniger unter ihm stehen. Du findest vielleicht dies Begehren von mir unverschämt; allein wenn Du bedenkst, auf welchem Fuße ich immer mit Nebb gestanden, so wirst Du einsehen, daß es nicht lange gut thun könnte, wenn er bliebe.""

„Paul zerkaute die Feder und starrte Rudolf finster an."

„„Du weißt vielleicht gar nicht," fuhr Rudolf fort, „wie unverschämt Nebb oft gegen die Mutter ist; an Deiner Stelle hätte ich ihm schon längst den Abschied gegeben.""

„„Hättest Du? Ei sieh doch!" rief Paul auf's Höchste erbittert und trommelte mit den Fingern auf dem Pulte."

„„Und nur, wenn das geschieht, kann ich bleiben.““

„„Da sehen Sie's, Schwarz, da sehen Sie's!“ schrie Paul; „es ist nicht mit ihm auszukommen. Ich soll nun den Samuel verabschieden, der mir zehn Jahre ehrlich und treu gedient hat, nur weil Du pfeifst, Junge? Nein, daraus wird nichts!““

„Gleich nachdem Rudolf seine Bedingung genannt hatte, wußte ich, daß Alles aus war; allein ich machte doch noch einen Vermittlungsversuch.“

„„Ließe es sich denn nicht machen,“ sagte ich, „daß Rudolf irgend wo anders in die Lehre ginge? Du könntest ja dann,“ fuhr ich, mich an Rudolf wendend, fort, „seiner Zeit als ausgelernter und tüchtiger junger Mann zurückkommen, und da wäre keine Rede mehr davon, unter Nebb zu stehen.““

„„Nein,“ antwortete Rudolf bestimmt, „ich will ja den Handel nicht aus Zuneigung lernen, sondern nur, um dem Vater an die Hand zu gehen, und der Mutter zu Liebe.““

„„Und um mich von dem einzigen treuen und ergebenen Diener zu trennen, den ich habe?“ rief Paul ganz roth vor Zorn; „und wenn er fort ist, schmiedest

Du Ränke mit der Mutter, daß ich nach Eurer Pfeife tanze! Nein, nein! So dumm ist Paul Nordorf nicht!““

„„Ränke schmieden gegen Dich! Als wenn Du nicht Dein Lebtag uns Alle zusammen tyrannisirt hättest!“ fuhr Rudolf auf.“

„„Gut, gut! Du bist ein Verräther gegen Deinen Vater und Dein Haus; Du solltest dienen, und wenn Du auch einst der Erbe sein wirst; aber die Firma kann Dich entbehren, Junge, sie kann Dich entbehren! Meinetwegen kannst Du jetzt Dein Brod Dir suchen, wo Du willst; allein ich gebe mein sauererworbenes Geld nicht dazu her, damit Du Lappalien treiben kannst.““

„Rudolf machte nun „rechtsum“, und ging, ohne eine Sylbe mehr zu sagen. Paul fuhr fort zu rasen, und ich schwatzte noch eine Menge unnützen Zeugs, um ihn zu beruhigen.“

„Ich hatte geglaubt, Rudolf würde jetzt über Hals und Kopf sein Vaterhaus verlassen, allein er that es nicht; er hatte an diesem Abende noch eine Unterredung mit seiner unglücklichen Mutter, die ihn bewog etwas zu zögern. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er sie verließe; das Verhältniß zwischen ihr und Paul war in der letzten Zeit viel schlimmer geworden,

und sie fürchtete daher das Aeußerste; unter Schluchzen und Weinen sagte sie ihrem Sohne, es wäre möglich, daß nicht blos er allein das Vaterhaus verlassen müßte."

„Glauben Sie nicht, Schwarz," bemerkte Bramson, „daß, wenn Rudolf weniger trotzig gewesen, wenn er ohne Bedingungen auf den Vorschlag des Vaters eingegangen wäre und Interesse für seine Thätigkeit verrathen hätte, die ja schon damals der Art sich zu erweitern begann, daß es sich wohl der Mühe lohnte, daran Theil zu nehmen, wenn er sich Mühe gegeben, den Vater zu gewinnen und — nicht mit Worten, sondern in der That — durch ein mildes, versöhnliches Auftreten zwischen den Eltern zu vermitteln gesucht hätte — glauben Sie nicht, daß dadurch dem traurigen Bruche hätte vorgebeugt werden können?"

„Ganz freisprechen kann ich Rudolf nicht; aber auf der anderen Seite dürfen wir uns auch nicht einbilden, daß er unter irgend welchen Verhältnissen es in seiner Macht gehabt hätte, den halsstarrigen Sinn seines Vaters zu beugen. Clara versuchte es oft in ihrer Weise, ihn zu besänftigen, aber sie war ja damals noch ein Kind, und was konnten Beide ausrichten? Nein, es waren Andere mit im Spiele, und dies ist die schwärzeste

Seite der Sache. Haben Sie einen Augenblick Geduld, dann will ich versuchen, Sie mitten in die Situation zu versetzen; ich glaube wenigstens, eine ganz richtige Vermuthung zu haben, wie es damals in Paul's Herzen aussah."

Janus Schwarz schaute einen Augenblick schweigend hinaus auf das spiegelblanke Meer, das im Abendroth erglänzte, und in seiner Ruhe einen so starken Gegensatz zu jenem Seelenzustande bildete, den er jetzt schildern wollte; hierauf fuhr er fort:

„Paul war ehrgeizig geworden; er bekam allmählich Lust, nicht blos in der Geschäftswelt, sondern auch in dem gesellschaftlichen Leben eine Rolle zu spielen. Bei diesem Streben mußte ihm die schlichte und ungebildete Bodil wie ein Klotz am Fuße erscheinen. — War er ja einmal mit ihr in Gesellschaft, so ärgerte er sich über sie, und dies mehr als gebührlich. Ich bemerkte nie, daß seine Frau solche Verstöße beging, daß sie ihm Schande zuzog, wohl aber, daß die Furcht vor seinem Zorne sie hie und da ihrer Fassung beraubte, so daß sie sich linkischer benahm, als sie sonst gethan haben würde. Unglücklicherweise war Paul mit vornehmen Leuten in Berührung, und besonders in das

Haus des Zollinspectors, Major Itzfeldt, gekommen; seine Frau nahm er natürlich nicht mit dorthin. Die älteste Tochter des Hauses „die schöne Victoria", fiel auf die Idee, mit Paul zu kokettiren, aber Niemand vermuthete damals, daß dieses Spiel mit Ernst enden würde. Ich glaube nun wohl nicht, daß er in dieser Beziehung etwas Gravirendes auf seinem Gewissen hat, das Resultat war jedoch, daß er, je öfter er Majors besuchte, sich desto besser dort gefiel, und so oft er wieder sein eigenes Haus betrat, die Heimath nur um so ungemüthlicher fand."

„Daß der Auftritt mit Rudolf die Sache beschleunigte, ist wahrscheinlich; schwere, drückende Tage waren darauf gefolgt: die Stille vor dem Sturme. Paul schalt nicht mehr, denn er mied Frau und Kinder so viel als möglich. Endlich wurde es der geduldigen Bodil zu arg, und eines Morgens faßte sie den Muth, ihren Mann um eine Erklärung zu bitten. — Was zwischen Beiden vorgegangen, weiß ich nicht, allein Paul hatte wohl seines Herzens Meinung nicht geheim gehalten, denn Bodil theilte sogleich den Kindern mit, daß sie ihren Vater verlassen müßte, und daß sie die Wahl hätten, entweder mit ihr zu geben, oder bei ihm zu bleiben."

„Rudolf wurde nicht besonders überrascht, denn er war ja vorbereitet, aber Clara erschrak wirklich; daß es so weit kommen könnte, hatte sie doch niemals geglaubt, denn sie hatte immer noch etwas Liebe für ihren Vater, der sie auch stets milder behandelt hatte, als Rudolf. Ich glaube, er liebte seine Tochter; allein sie konnte es doch nicht über's Herz bringen, sich von ihrer unglücklichen Mutter zu trennen. Rudolf's Wahl war leicht genug, oder vielmehr, er hatte keine Wahl; daß er mit der Mutter ging, konnte sein Vater nicht anders erwarten; daß aber auch Clara ihn verließ, kränkte ihn."

„Paul suchte nun um Separationsbewilligung nach, und seine arme Frau gab zu Allem ihre Zustimmung. Sie brachte einige Tage mit den Kindern in unserem Hause zu und Paul begab sich, sobald er fortkommen konnte, auf eine Geschäftsreise. Samuel hatte die Expedition der kleinen Habe Bodil's und der Kinder zu überwachen, und er beehrte uns in Folge dessen mit einem Besuche, der ihm ein blaues Auge eingetragen haben würde, hätte nicht ich mich in's Mittel gelegt; denn Rudolf konnte seinen Anblick nicht ertragen."

„Nun gab es natürlich viel Geschwätze in der Stadt, und Paul mußte tüchtig herhalten: aber das wissen Sie wohl eben so gut, wie ich, Herr Pastor, daß, wenn man sagte, er hätte Schwierigkeiten gemacht wegen eines zureichenden Unterhalts für Frau und Kinder, man ihm großes Unrecht that. Er versorgte sie anständig und bezahlte pünktlich. Dagegen ist's wohl möglich, daß später das Muttererbe der Kinder knapp genug berechnet wurde; man kann ja nie so recht wissen, was ein Kaufmann eigentlich besitzt, und damals hatte Victoria die Hand mit im Spiele: sie that jedenfalls das Ihrige, um die Sache so zu drehen, daß die Kinder so wenig als möglich bekamen."

„Weiter habe ich nicht mehr viel hinzuzufügen, mein lieber Herr Pastor," schloß Schwarz. „Etwa drei Jahre, nachdem Paul seine Frau verstoßen, vollzog der Herr die Scheidung und nahm die arme Bodil weg von dieser erbärmlichen Welt. Ihre Tochter, die uns als dreizehnjähriges Kind verlassen, kam als hübsches sechszehnjähriges Mädchen zurück und wurde von Victoria so freundlich empfangen, daß Clara eine große Meinung von ihrer Stiefmutter bekam; als aber Victoria ein=

mal fest im Sattel saß, da sang sie ein anderes Lied; Clara hatte mehr Aerger gehabt als ihr Vater weiß."

„Sagen Sie einmal," fragte Birthe den Pastor, „wie war denn eigentlich die arme Madame Nordorf, als Sie dieselbe in der Residenz öfters sahen?"

„Sie war sehr stille, oft geistesabwesend, aber von sanftem Wesen; sie sah viel älter aus, als sie war."

„Die arme Frau!" rief Birthe mit Thränen in den Augen; „ich besaß ihr ganzes Vertrauen. Kurz vor ihrer Abreise entschlüpfte ihr noch ein Herzensseufzer, der meine Theilnahme für sie noch vermehrte. „Ach, Birthe," sagte sie, „ich habe eigentlich selbst die Schuld! Hätte ich nicht gesündigt, so wäre ich nicht so unglücklich geworden! Jetzt kommt es über die Häupter meiner Kinder!"

„Ja," sagte Bramson zu Janus Schwarz, „das ist eine traurige Geschichte, und ich bin Ihnen recht dankbar dafür, daß Sie mich so ausführlich mit dem Verhältnisse Rudolf's zu seinem Vater bekannt gemacht haben; allein ich muß aufrichtig gestehen, daß die Hoffnung auf eine Versöhnung, womit ich die Erzählung anzuhören begann, immer mehr geschwunden ist, je weiter Sie in derselben vorrückten."

„Bei Gott ist nichts unmöglich;“ versetzte Schwarz, „jedoch wir Andern lassen wohl den Stein liegen.“

„Und dennoch muß ich immer daran denken,“ fuhr der Pastor fort. „Einestheils ist es doch eine schlimme offene Wunde in Rudolf's Dasein, welche Bitterkeit erzeugt; und dann scheinen Sie ja selbst zu glauben, daß der Agent seinen Sohn vermißt.“

„Ja,“ meinte Schwarz, „ganz rein ist es wohl nicht, trotz Allem, was früher zwischen ihnen vorgefallen.“

„Und dann,“ fuhr Bramson fort, „hat der Alte doch durch sein Verhältniß zu Clara gezeigt, daß er nicht ganz unnahbar mehr ist. Ich kann den Gedanken gleichwohl nicht aufgeben.“

„Ich weiß nur nicht,“ ergänzte Schwarz, „wie man die Sache angreifen soll. Wenn Sie jedoch so viel Einfluß auf Rudolf besitzen, daß Sie etwas bei ihm ausrichten könnten, so würden Sie ein gutes Werk thun, besonders da Rudolf's Zukunft jetzt, da er Familie hat und keine Versorgung, durchaus nicht gesichert genannt werden kann. Wie und ob er sich übrigens jemals in die Stiefmutter finden wird, und sie in ihn, das ist ein schlimmer Haken bei der Sache. Es ist wohl am besten, wir machen uns keine Illusionen.“

„Jetzt muß ich aber sehen, daß ich heim komme," sagte Christian Bramson, indem er sich erhob; „es ist spät geworden."

„Können Sie nicht über Nacht hier bleiben, Herr Pastor?" fragte Birthe.

„Danke, meine liebe Madame Schwarz, das geht nicht an; der Wagen wartet ja in Sinnholm auf mich."

„Nun," sagte Janus Schwarz, seinen Hut ergreifend, „dann will ich Ihnen wenigstens eine Strecke das Geleite geben."

Nach einem herzlichen Abschiede von Birthe verließ Christian Bramson die Cantorswohnung und ging die Straße hinab, begleitet von Janus Schwarz; Bramson mit stetigen, abgemessenen Schritten, und regelmäßig und fest den Stock auf das Pflaster setzend, Schwarz mit dem ihm eigenen elastischen Gange und hie und da mit dem Stocke Kreise in der Luft ziehend. Als sie den Nordorf'schen Häusercomplex erreichten, wo ja heute Ball war, blieben sie einige Augenblicke stehen, lauschten der Musik, und schauten zu den Fenstern empor, aus denen die Kronleuchter eine Fluth von Licht strömten, nur

durch den klaren Mondenschein etwas gedämpft, welcher die Umrisse der Gebäude scharf hervortreten ließ.

Das große zweistöckige Gebäude, das Paul Nordorf nach seiner Verheirathung mit Victoria von Itzfeldt hatte aufführen lassen, war das ansehnlichste Privathaus in der Stadt, und zog sogleich eines Jeden Blick auf sich, wenn man den Markt passirte; die hohen Fenster und die reichen Gardinen hinter den blanken Spiegelscheiben erregten bei den Vorübergehenden große Vorstellungen von dem Luxus und Comfort, der darinnen herrschen mußte. Dieses Palais, wie Janus Schwarz es zuweilen nannte, kehrte die Façade gegen den Markt; in der Seitengasse jedoch, auf der einen Seite an das Palais, auf der anderen an das große Packhaus stoßend, welches Vater Rudolf gebaut hatte, lag das niedrige, graue Haus, welches die Heimath der Nordorf'schen Vorfahren und die Wiege ihres Glückes war. An das Packhaus schlossen sich noch ein Paar minder ansehnliche Hintergebäude, so daß der ganze Häusercomplex vom Markte durch die kurze Gasse bis zum Hafen hinab sich erstreckte.

Der Ball wurde in der zweiten Etage des neuen Hauses abgehalten; ein Paar Fenster standen offen, um

frische Luft einzulassen, denn die Jahreszeit war etwas warm für einen Ball; trotzdem wurde der Geburtstag der Frau unabweichlich durch einen Ball gefeiert. Es war kein Rouleaux herabgelassen, so daß das kleine Publikum, welches sich draußen gesammelt hatte, die Köpfe der Tanzenden sehen konnte, wenn sie am Fenster vorüberkamen. Schwarz und Bramson hatten das Glück, Clara's frisches und strahlendes Gesicht vorüberschweben zu sehen; sie schien sehr fröhlich zu sein.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Schwarz, „und es ist vielleicht unbillig von mir, aber es will mir gar nicht behagen, daß ich Clara so vergnügt in dieser Gesellschaft sehe."

„Sie sah allerdings recht zufrieden aus," entgegnete Bramson zögernd, „allein es ist ja gut, daß sie sich amusirt; die meisten Damen halten viel auf's Tanzen."

„Sehen Sie," sagte Schwarz, indem er weiter um die Ecke ging, „da ist Licht im alten Hause. Das ist Paul's Privatcomptoir. Am Ende sitzt er da und studirt in den Büchern, während die Andern droben sich lustig machen? Clara sagte jüngst, sie hätte an ihm bemerkt, daß er diesen Saus und Braus recht satt hätte."

„Wissen Sie was?" nahm Bramson das Wort, „während ich das Schild über der Ladenthüre des alten Hauses betrachtete mit der verblichenen Aufschrift: „Handel von Hans Nordorf", dann die großen Eisenbuchstaben am Giebel des Packhauses: „R. N. 1802", und endlich das „Nordorf & Sohn", welches mit vergoldeten Buchstaben über der Thüre des neuen Hauses steht, kam mir eben der Gedanke, daß wir ja hierin die ganze Geschichte der Familie kurz angedeutet finden; diese drei Inschriften, jede auf ihrem Hause und aus ihrer Zeit, könnte man füglich die Titelblätter neuer, stets verbesserter Auflagen eines und desselben Werkes nennen."

„Richtig!" rief Janus Schwarz beifällig, „richtig! Und die dritte Auflage hat uns die Prachtausgabe gebracht; aber es wird meiner Treu leider die letzte sein; die Geschichte der Familie ist in großer Gefahr, mit dieser Ausgabe abgeschlossen zu werden; wir aber wollen annehmen, daß Paul jetzt in dem alten Hause sitzt und sich darüber grämt."

„Möchte es so sein, Schwarz, und möchten Vater und Sohn sich versöhnen, unabhängig davon, ob die Firma florire oder eingehe!"

„Hm!“ machte Schwarz, den Kopf schüttelnd. Hierauf gingen sie weiter, während die Musik ihre Töne im Ballsaale des neuen Hauses erschallen ließ und des frommen Wunsches zu spotten schien, der eben erst ausgesprochen worden.

Achtes Capitel.

Victoria.

Hätten Schwarz und Bramson, anstatt sich von der Wohnung der Familie Nordorf zu entfernen, auf kurze Zeit eintreten können, sie würden gewiß für einen Augenblick ihre ernsten Betrachtungen vergessen haben.

In den schön meublirten und glänzend erleuchteten Gemächern bewegte sich eine fröhliche Gesellschaft, und im großen Saale wurde lustig getanzt. Der Saal war sehr geräumig, und seine Ausstattung zeugte von Reichthum und mehr als gewöhnlichem Geschmacke. Die Bewirthung hielt gleichen Schritt damit, und wäre es möglich gewesen, Großvater Hans in's Leben zurückzurufen und ihn plötzlich in das glänzende Haus seines Enkels einzuführen, er würde seine Augen weit aufgerissen und unwillkürlich die weiße Zipfelhaube vom Kopfe geschleudert haben, die er zu Lebzeiten zu tragen pflegte.

Er würde gesehen haben, daß sein Enkel die vornehmsten Bewohner nicht nur der Stadt, sondern theilweise auch der Umgegend zu bewirthen die Ehre hatte, während zu seiner Zeit nicht einmal die bürgerlichen Honoratioren seine Gäste waren; er würde gedacht haben, daß, um auf diesem Fuße zu leben, Paul in einem Jahre ebenso viel verdienen mußte, als er während seines ganzen Lebens zusammengescharrt hatte.

Solche Gedanken machten sich wohl kaum die fröhlichen Gäste; allein wenn sie die steife und ernste Gestalt des Wirthes neben seiner schönen und glänzenden Gemahlin betrachteten, warf wohl Einer oder der Andere die Frage auf, wie es denn eigentlich zugegangen, daß die Beiden ein Paar geworden; ja die Meisten von ihnen formulirten wohl die Frage so — wie es denn möglich war, daß Victoria Itzfeldt den Agenten Paul Nordorf heirathen konnte, denn es war allgemein die Ansicht verbreitet, daß sie zu ihm herabgestiegen.

Victoria war von Adel, wenigstens von väterlicher Seite. Papa Itzfeldt hatte leider ein Mädchen von niedriger Abkunft und Erziehung geheirathet, von ihrer Schönheit bethört, und Mama war eine einfache und geschwätzige Frau, wie nur je eine ihren Mangel an

gutem Tone mit Seide und Straußenfedern verdeckte; aber Papa war von unbestritten adeliger Abkunft.

Der Glanz, welcher den kleinen Major umgab, schrieb sich zumeist von einer Vetterschaft her; er hatte seiner Zeit eine Excellenz zum Vetter gehabt, und zwar keine von diesen Eintags-Excellenzen, wie sie unsere Zeit hervorbringt, und die, wie der römische Tugendheld Cincinnatus, vom Staatsruder wieder znm Pfluge oder allenfalls einem Amte zweiten Ranges zurückkehren. Geheimerath Itzfeldt hatte die Gunst seines Königs und folglich auch sein Portefeuille bis an sein Ende behalten; er bewies sich aber auch als einen liebenswürdigen Vetter, der seinen niedriger gestellten Verwandten nicht verleugnete, sondern ihm in einem kritischen Augenblicke unter die Arme griff. Der Major wurde nämlich das Opfer einer Verfügung, die immer denen verhaßt sein wird, die sie trifft; er wurde nämlich bei einer Armeereduction verabschiedet; anstatt jedoch, wie die meisten seiner Unglückskameraden, den Rest seiner Tage in gedrückten Verhältnissen und reducirter Bedeutungslosigkeit zuzubringen, schlüpfte er, Dank sei es der wackern Excellenz, in das fette Amt eines Zollinspectors in Steinhafen, wie eine Maus in einen alten Käse.

Eines Morgens, gerade an dem Tage, da Victoria ihr siebenundzwanzigstes Geburtsfest feierte, saß sie im Morgenanzuge auf ihrem Zimmer und betrachtete mit großem Ernste ihr Bild im Spiegel. Sie bemerkte, daß ihre Züge anfingen, etwas scharf zu werden, und daß die blühende Fülle, welche ihre Jugend ausgezeichnet, im Begriffe war, sich zu verlieren.

„Es ist gar keine Frage," dachte sie bei sich, „daß ich anfange alt zu werden und noch immer bin ich gleichweit von meinem Ziele! Ist es nicht zum Verzweifeln, wenn man bedenkt, wie dumm die meisten Menschen sind? Da ist nun zuerst Papa, der trotz seiner dreiundsiebenzig Jahre so gedankenlos dahin lebt, wie ein zwanzigjähriger Jüngling, in Schulden bis über die Ohren, und seinen Stand und sich selbst erniedrigend durch Verlegenheiten, die vermieden werden sollten. Dann Mama, die nie glaubt, daß Papa in der Klemme ist, bis uns das Unglück mit der Thüre in's Haus fällt, und dann weint sie; ferner Schwester Eulalia, das gute Ding, die mich nie verstehen oder sich zu meinen Anschauungen erheben kann. Alexander könnte mir wohl nützlich sein, wenn er hier wäre, aber so! Indessen, Papa ist doch der Klügste von Allen, wenn er nur etwas denken und

sich rühren möchte; ich muß mit ihm sprechen, und das noch heute Morgen."

Kurz darauf trat Victoria in geschmackvollem Morgenanzuge und mit wohlfrisirtem Haare in ihres Vaters Arbeitszimmer, und überraschte ihn auf dem Sopha, in einen Roman vertieft. Der Major hatte einen tüchtigen Substituten, und nahm sich seinen Beruf nicht mehr zu Herzen, als unumgänglich nöthig war; dennoch aber ließ er sich nicht gerne auf seinem Zimmer überraschen, und es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß eine von den Damen so früh am Tage ihn dort aufsuchte. Victoria that indessen, als hätte sie gar nichts bemerkt, und Papa beglückwünschte sie im besten Style zu ihrem Geburtstage.

„Hast Du darüber nachgedacht, Papa," sagte sie, „daß ich heute siebenundzwanzig Jahre alt bin?"

„Na, ja wohl, ich weiß es; was dann?"

„Es hat mich zu ernstem Nachdenken angeregt; überhaupt bin ich in der letzten Zeit sehr ernst gestimmt. Ich bin des oberflächlichen Lebens, das ich nun so lange geführt, überdrüssig, und fühle den Drang in mir zu — zu etwas Besserem . . ."

„Will meine Victoria hingehen und gottesfürchtig werden? Hat sie Skrupel?"

Ein ungeduldiges Kopfschütteln deutete Papa an, daß es in dieser Beziehung durchaus keine Gefahr habe.

„Skrupel!“ wiederholte Victoria. „Worüber? was habe ich mir vorzuwerfen?“

„Einige gebrochene Herzen, eh?“

„Geschwätze, Papa! Herzen brechen wirklich nicht so leicht; aber man kann ja nie ein ernstes Wort mit Dir reden.“

„Ein gebrochenes Herz ist etwas sehr Ernsthaftes.“

„Du mißverstehst mich ganz; ich bin satt des ...“

„Rittmeister Kurtz? Ein capitaler Kerl, der Kurtz!“

„Eine flaue Person, ein Windbeutel ist er; ganz gewiß bin ich seiner satt; aber es ist ebensogut, Du erfährst es jetzt gleich, daß ich nicht das Geringste mehr mit ihm zu thun haben will; er hat uns lange genug mit seinen Familienverbindungen gefoppt und der Erbschaft, die er erwartet; doch, es wäre noch Alles gut, wenn er nicht zu gleicher Zeit dieser Rosine Evert die Cour gemacht hätte.“

„Armer Kurtz! ich kann ihn gut leiden.“

„Arm! Er hat mich auf das Schändlichste zum Besten gehalten; ich hasse und verachte ihn, ich verabscheue ihn!“

„Wie Du doch gleich so hitzig bist, mein Täubchen! Doch meinetwegen, wir verachten und verabscheuen ihn auch.“

„Du magst von ihm denken, was Du willst, das gilt mir gleich; wenn Du mich nur anhören würdest, ohne mich jeden Augenblick zu unterbrechen.“

Papa, der bisher im Zimmer auf und nieder gegangen war, während der Schlafrock um seine behäbige kleine Figur flatterte und er bald mit gekreuzten Armen vor ihr stehen blieb, bald von der Seite sie betrachtete und dabei seinen Cognacduftenden Knebelbart strich, setzte sich mit der Miene eines Märtyrers in einen Lehnstuhl.

„Weder Eulalia noch ich sind mehr jung, Papa,“ fuhr Victoria fort; „und beide sind wir unversorgt. Ich bin endlich so klug geworden, einzusehen, daß unsere noblen Freunde sich nur mit uns amusiren, und habe es satt, diesen Provinzlaffen ein Spielzeug abzugeben.“

„Gott behüte! Ich glaubte wahrhaftig, daß die Provinzlaffen Dir ein Spielzeug abgegeben haben, mein Engel.“

„Den Schein habe ich glücklicherweise zu wahren verstanden; aber Du mußt bedenken, daß ich während

der elf Jahre, seit ich mich in der Welt bewege, nicht einen einzigen ernstgemeinten Antrag erhalten habe, außer von From, dem Armen."

„Wirklich nicht zu verachten; sitzt in einer guten Pfarre; ich kann es heute noch nicht billigen, daß Du ihm einen Korb gabst."

„Ach, sprich mir nicht davon! Ich sollte mich in einen Winkel auf dem Lande begraben mit solch einem zerstreuten, kurzsichtigen armen Teufel von Pfarrer? Nein, ich trage nach etwas Soliderem Verlangen; ich sehne mich darnach, mit verständigen Menschen in Berührung zu kommen —"

„Auf Ehre, ein schönes Compliment für alle unsere Freunde hier in der Stadt!"

„Kurz gesagt," fuhr Victoria fort, „ich meine, wir haben einen großen Fehler begangen, daß wir bisher den Kaufmannsstand fast ganz übersehen haben; er zählt doch mehrere achtungswerthe Männer, die es sich der Mühe verlohnte, näher kennen zu lernen. Es hat mich schon lange gewundert, Papa, daß Du dem Großhändler Nordorf nicht mehr Aufmerksamkeit erweisest. Er war einst ein fleißiger Gast in unserem Hause, obwohl er allerdings sonst nicht zu unserem Kreise ge-

hörte; nun aber, fürchte ich, zieht er sich ganz zurück, wenn wir ihm nicht zeigen, daß wir seine — seine große Nachsicht gegen uns zu schätzen wissen.“

Papa ließ ein langgezogenes, bezeichnendes Pfeifen vernehmen.

„Du antwortest mir nicht, Papa,“ sagte Victoria nach einer kleinen Pause.

„Nun,“ sagte der Major endlich, und seine mattblauen Augen sahen forschend auf Victoria, „erstens — ist der Nordorf ein verflucht unbehaglicher Kerl, nichts Fideles an ihm, und zweitens — ist er verheirathet!“

„Er ist verheirathet und nicht verheirathet; er lebt nun über zwei Jahre getrennt von seiner Frau, der Bruch ist vollständig, und eine gesetzliche Scheidung reine Formsache.“

„Victoria!“ rief der Major feierlich, „Du wolltest ihn wirklich heirathen, den ....“

„Ich kann ihn gut leiden, Papa.“

„Weißt Du,“ fuhr der Major mit steigendem Pathos fort, „daß in einem Dorfe, einige Meilen von hier, Bauernknechte und Schweinejungen herumlaufen, die mit seiner Frau verwandt sind? Sie war eine ganz gewöhnliche Bauerndirne, und hieß Bodil Nilson. Willst

Du, Victoria von Itzfeldt, dieser Bodil Nilson Nachfolgerin werden?"

Etwas bleich, aber in gefaßtem Tone antwortete Victoria:

„Wer seine erste Frau war, ist ja ganz gleichgültig; aber sag' mir einmal, Papa," fuhr sie mit einem boshaften Lächeln fort, „hast Du nicht einmal Großhändler Nordorf um ein Darlehen gebeten und eine abschlägige Antwort erhalten?"

„Stecke Deine Nase nicht in meine Angelegenheiten, wenn ich bitten darf," rief der Major und wurde purpurroth im Gesichte.

„Nun gut, Papa," sagte Victoria ruhig. „Du würdest es kaum zu bereuen haben, wenn Du mir ein wenig Vertrauen schenktest; aber daran ist wohl nicht zu denken. Ich beleidige Dich wohl nicht, wenn ich annehme, daß Du bedeutende Schulden hast? Und ich irre wohl auch nicht sonderlich in der Vermuthung, daß ein reicher Schwiegersohn Dir willkommen sein würde? Nordorf ist reich, reicher als die Leute glauben; ich weiß es aus sicherer Quelle."

„Hm!" machte der Major, und strich, Victoria anschauend, seinen Knebelbart.

„Was kann man nicht ausrichten mit einem Vermögen wie das seinige ist, das stets wächst?“ fuhr Victoria mit glänzenden Augen fort. „Der arme Mann! Er hat sein ganzes Leben in schlechter Gesellschaft zugebracht; er langweilt sich in seiner Einsamkeit; er sehnt sich nach gesellschaftlichen Freuden, er ist ehrgeizig; aber er ist schrecklich linkisch — verschämt, wollte ich sagen; einer Dame ein Compliment zu machen — ist etwas, das er noch nicht gelernt hat; aber mit wie vielen wirklichen Damen ist er wohl schon in Berührung gekommen?“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Major, und fuhr fort zu lachen, bis er ganz blau im Gesichte war, eine Farbe, die seine rubinbesetzte Nase besonders leicht annahm.

„Worüber lachst Du, Papa?“ fragte Victoria mit gekränkter Würde. „Du irrst Dich sehr, wenn Du glaubst, ich wolle Nordorf lächerlich machen; es ist nichts Lächerliches an ihm; er ist ein ernster und in seinem Fache ausgezeichnet tüchtiger Mann; mir ahnt, daß er sich noch zu einem der reichsten und angesehensten Kaufleute des Landes emporschwingt.“

„Werde mir nicht böse, Victor-ria,“ antwortete der Major, mit den Quasten der Schnüre seines Schlafrocks

spielend, „aber bist Du denn so ganz sicher, daß er Dich auch will?“

„Laß das meine Sache sein,“ meinte Victoria lächelnd; „Deine Sache ist nur, ihm alle die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zu erzeigen, die ein Mann von solch achtungswürdigem Charakter und ansehnlichem Vermögen verdient.“

„Verflucht unbehaglich Stück Arbeit, Victor-ria!“

„Sie wird sich lohnen! Uebrigens muß ich Dich aufmerksam machen: entweder thun wir die Sache recht, oder wir lassen sie ganz fallen. Wir müssen ihn auf jede Art berücksichtigen, ihn zu uns einladen, bei unsern Freunden einführen, kurz, ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnen. Du darfst überzeugt sein, daß er in seiner Art eben so stolz ist, als wir.“

„Und was werden unsere Freunde dazu sagen? Ich habe mich so oft über Nordorf lustig gemacht.“

„Sie werden anfangs ein wenig stutzen; aber das werden wir ihnen bald abgewöhnen: ich werde sie schon lehren, einen Mann zu respectiren, den wir später als einen der Unsrigen betrachten wollen. Denke jetzt über die Sache nach, lieber Papa,“ sagte Victoria, indem sie sich erhob; „aber ich bitte Dich darum, lasse Mama

und Eulalia nichts davon wissen, daß ich Dir mein Herz geöffnet habe."

Hierauf schlüpfte sie zur Thüre hinaus und überließ Papa seinen eigenen Betrachtungen. Diese waren lebhaft genug; er ging heftig im Zimmer auf und nieder, stieß an die Stühle, um seinen Aerger zu dämpfen, und sprach hie und da laut mit sich selbst:

„Der langbeinige, sauertöpfische, abscheuliche Kerl, der Nordorf, — er Victor-ria's Gemahl! Pfui! Aber — eine Schuld von achttausend Thalern — bedenkliche Sache! Muß genau überlegt werden! Victor-ria eine verdammt pfiffige Mamsell — das von mir geerbt!"

Die Wirkung dieses Gesprächs zeigte sich bald und erregte große Ueberraschung in Steinhafens geselligen Kreisen, wo der Beamtenstand sich bisher so ziemlich abgeschlossen gehalten hatte. Die plötzliche Zärtlichkeit des Majors für Paul Nordorf gab den Leuten zu lachen und machte selbst Paul bedenklich; er merkte jedoch bald, daß es diesmal nicht seinem Geldbeutel galt. Victoria hatte ihn wirklich durch ihre Schönheit und ihren Geist bethört, und da sie bisher die gefeiertste Dame der Stadt gewesen, fühlte er sich eine Weile ganz berauscht von seinem Glücke, während

Victoria nun in ihrem Wesen gegen Andere eben so zurückhaltend wurde, als sie bisher zuweilen das gerade Gegentheil gewesen war.

So verging ein Jahr, dessen merkwürdigstes Ereigniß darin bestand, daß Paul Nordorf den Titel eines Agenten erhielt. Der Major ließ hindurchfühlen, daß er dieses Glück seiner Empfehlung verdankte, die er bei seinem letzten Besuche in der Residenz nicht versäumte an Orten anzubringen, wo sein Name, trotz der veränderten Zeiten, ihm etwas Gehör verschaffte, und Paul that, als glaube er es. Seine künftige Frau würde sich also mit Recht „Madame" nennen lassen dürfen, und die Sache würde auch bald praktische Bedeutung erhalten; denn die drei Jahre, welche das Gesetz als Frist festsetzt, nach welcher eine förmliche Scheidung erst begehrt werden kann, waren abgelaufen, und Paul dachte nun daran, die Fesseln zu sprengen — als der Tod seiner Frau ihm in dieser Beziehung alle Ungelegenheiten ersparte.

Kurz nach dieser glücklichen Lösung eines traurigen Verhältnisses freite Paul um Victoria, welche, nach dreitägiger Bedenkzeit, ihm ihr Jawort gab; ihre Verlobung wurde jedoch noch einige Zeit geheim gehalten.

Die Zeit verging angenehm bei der Beschäftigung mit Bauplänen, denn Paul sah ein, daß er seiner Zukünftigen keine so ärmliche Wohnung bieten konnte, als mit welcher er sich bisher begnügt hatte. Victoria ging mit Freuden in die Einzelnheiten der Sache ein, und er hinwiederum ging im ersten Taumel des Liebesrausches auch auf ihre Ideen ein; so entstand das neue Haus des Agenten, welches an Größe und Bequemlichkeit jede andere Privatwohnung in der Stadt übertraf. Einige kühne Speculationen, welche über alle Erwartung glückten, setzten Paul in den Stand, die Baukosten mit Leichtigkeit zu bestreiten, und was noch mehr war, er bezahlte auch die Schulden seines Schwiegervaters, allerdings nicht ohne ihm bei dieser Gelegenheit einige unangenehme Wahrheiten zu sagen. Die Hochzeit wurde mit solchem Glanze gefeiert, daß die Braut ganz befriedigt war, die armen Verwandten des Bräutigams jedoch daran Anstoß nahmen. Paul hatte sich nie viel mit seinen Verwandten befaßt, aber jetzt zogen sie sich ganz von einander zurück.

In Paul Nordorf's Leben war eine große und angenehme Veränderung vor sich gegangen; er, der beständig mit Familienstreitigkeiten geplagt war, sah

jetzt nur lächelnde Gesichter um sich. Victoria widersprach ihm nie und kam seinen unbedeutendsten Wünschen zuvor; sie zog die beste Gesellschaft der Stadt in sein Haus, und er bekam Geschmack für gebildeten Umgang und ein verfeinerteres Leben.

Victoria hatte gehofft, eine unumschränkte Herrschaft über ihren Mann zu erlangen; allein die Erfahrung zeigte ihr bald, daß sie sehr vorsichtig sein müsse. Er war ein Bär, der mit großer Geduld und nicht geringerer Kunst gezähmt werden mußte; allmählich und bis zu einem gewissen Grade gelang es. Indem sie selber sanft und maßhaltend war in ihrem Benehmen, gewöhnte sie auch ihm mehr und mehr den befehlenden Ton ab, den er gegen seine erste Frau gebraucht hatte und nun auch gegen sie anzuschlagen begann. Sie lehrte ihm Respect, und wenn es Noth that, ließ sie ihn fühlen, daß unter den Sammthandschuhen, mit denen sie ihn streichelte, sich Klauen befanden. Er bekam dadurch eine gewisse Furcht vor offenem Streite, was sie sich zu Nutzen machte, und ihr die Aussicht auf eine größere Macht verlieh, als sie in der That besaß; ihre Stellung war jedoch auf alle Fälle glänzend im Vergleiche mit

derjenigen ihrer Vorgängerin, und die Möglichkeit, allmählich an Terrain zu gewinnen, lag außer Zweifel.

Als Clara nach ihrer Mutter Tode nach Steinhafen zurückkehrte, begann ein neuer Abschnitt in dem ehelichen Leben Victoria's. Sie hatte immer mit einer gewissen Furcht der Möglichkeit entgegengesehen, die Kinder möchten etwas von sich hören lassen, bald bemerkte sie jedoch zu ihrer Beruhigung, daß ihr Mann nicht geneigt war, sich mit ihnen einzulassen, besonders nicht mit Rudolf. Als nun Clara anfragte, ob sie in das Vaterhaus zurückkehren dürfte, zeigte es sich dennoch, daß der Vater ihr nicht abgeneigt war, und Victoria fand sich mit Anstand in das Unvermeidliche. Sie entdeckte zu ihrer Verwunderung bald, daß Clara weder eine Unzierde für ihr Haus, noch eine Gène für ihren Umgang werden würde; nur die Furcht, womit sie der Ankunft der Stieftochter entgegengesehen hatte, zeigte sich nichtsdestoweniger bald gerechtfertigt. Sie kam dahinter, daß sich zwischen Vater und Tochter eine Vertraulichkeit entspann, an welcher sie keinen Theil hatte. Es war Clara's Absicht, Vater und Sohn zu versöhnen; wenn aber dies gelang, so würde es der Herrschaft, an deren Befestigung Victoria beständig arbeitete, eine tiefe Wunde

geschlagen haben, und sie beschloß daher, es zu verhindern, koste es, was es wolle. Da sie nun zu gleicher Zeit entdeckte, daß Clara nicht so lenk- und fügsamen Sinnes war, wie sie anfangs geglaubt, sondern sich als kluges, charakterfestes Mädchen erwies, begann sie mit sich selbst darüber zu Rathe zu gehen, wie es möglich wäre, Clara zu entfernen.

So standen die Sachen, als Victoria's Bruder, Canzleisecretair Alexander Itzfeldt, zum Besuche seiner Eltern nach Steinhafen kam. Er wurde während dieses Besuches ein fleißiger Gast in seiner Schwester Hause, und sie gewahrte zu ihrer Verwunderung, daß er Clara die Cour machte. Ihre Verwunderung hierüber war jedoch nichts gegen diejenige, welche Alexander einst bei der Nachricht von Victoria's Verlobung mit Paul Nordorf empfunden. Beide Geschwister hatten vor Zeiten hochfliegende Pläne genährt, und Beide hatten gelernt, sie aufzugeben. Gleichwie Victoria einst die Wahrnehmung machte, daß ihre und ihrer Familie „noble Freunde" sich nur mit ihr amusirten, so war auch Alexander bei den vornehmen jungen Dame in Mißcredit gekommen, bei welchen er in der Hauptstadt Gelegenheit gefunden, seine Aufwartung zu machen. Die

Gerüchte von seinen leichtsinnigen Liebeleien und pecuniären Verlegenheiten waren auch schlechte Empfehlungen für die Eltern der heirathsfähigen jungen Damen.

Nun war es wirklich Alexander's Absicht, mit seiner leichtsinnigen Jugend abzuschließen, aber dazu bedurfte er einer Frau, deren Mitgift wenigstens ausreichte, seine Schulden zu bezahlen. Was er vergebens in der Hauptstadt gesucht, das fand er nun hier; Clara besaß ein hübsches kleines Vermögen und hatte möglicherweise mit der Zeit eine große Erbschaft zu erwarten; sie war von angenehmem Aeußeren und hinreichender Bildung. Er seinerseits war wohl angesehen in dem Departement, wo er angestellt war; es fehlte ihm nicht an Fähigkeiten, auch nicht an Protection, obwohl sein wackerer Onkel, die Excellenz, schon längst sich zu seinen Vätern versammelt hatte. Er hoffte, dem Agenten als Schwiegersohn willkommen zu sein; um jedoch nichts zu versäumen, was seinen Plan fördern konnte, weihte er seine Schwester in denselben ein, was ganz natürlich war, da Victoria stets sein Vertrauen besessen.

Victoria hielt es im ersten Augenblicke für eine zu große Ehre, daß Clara den stolzen Namen der Itzfeldt tragen sollte, allein bald war sie damit im Reinen,

daß Alexander's Plan ein herrliches Mittel werden konnte, ihren eigenen zu begünstigen. War Clara verheirathet, so kam sie von Steinhafen fort, und durch eine Heirath mit einem Itzfeldt wurde sie ganz unschädlich gemacht. Sollte sie widerspenstig sein, so war dies ja die beste Gelegenheit, die Einigkeit zwischen Vater und Tochter zu stören, und zugleich konnte sie sich, die Palme in der Hand, als diejenige hinstellen, welche es mit Clara gut meinte. Was konnte sie mehr für sie thun, als ihr den eigenen Bruder zum Manne geben? Victoria ging also eifrig auf die Idee ein, und es war ihr ein Leichtes, auch ihren Mann dafür zu gewinnen. Paul fand, daß es eine gute Parthie für Clara sei, und hatte die beste Meinung von Victoria's Absichten. Sie sprach solange von der Sache, daß Paul sich in den Kopf setzte, sie müßte ausgeführt werden, ungeachtet er recht wohl merkte, daß Clara keine Sehnsucht hatte, Alexander Itzfeldt's Frau zu werden.

Victoria sah zu ihrer Verwunderung, daß die Sache eine ernste Wendung nehmen — daß Clara sich widerspenstig zeigen wollte. Sie hatte indessen einen solchen Abscheu vor Allem, was einer Scene glich oder Skandal gab, daß sie wirklich Clara lieber auf eine hübsche und

anständige Weise entfernen wollte, und sie beherrschte sich daher, so nahe sie auch oft daran war, die Geduld zu verlieren. Paul machte jedoch weniger Umstände, und eine Zeit der Leiden begann für Clara von dem Augenblicke an, da sie merkte, was im Werke war. Alexander Itzfeldt war ihr früher eine gleichgültige Persönlichkeit gewesen, jetzt wurde er ihr höchst unangenehm, und es ward ihr schwer, durch die Klippen zu steuern, die sich rings um sie erhoben — des Vaters Zorn, der Stiefmutter Intriguen und ihres Anbeters Zudringlichkeit. —

Als Janus Schwarz und Christian Bramson einen Schimmer von Clara's Gesicht sahen, während sie am Fenster vorübertanzte, irrten sie sich nicht, wenn sie meinten, sie sähe recht fröhlich und aufgeräumt aus; ihre Fröhlichkeit hatte jedoch ganz andere Ursachen, als die vermutheten. Wenn wir uns im Ballsaale umschauen, werden wir bald dahinter kommen, daß des Cantor's Furcht, der Canzleisecretair möchte am Ende mit ihr davongehen, ganz ungegründet war.

Auf einem Sopha, das in einem Alkoven angebracht, saß die Dame vom Hause in eleganter Toilette und spricht mit einem älteren Herrn. Sie war klug genug,

einzusehen, daß es sie jetzt, in ihrem vierunddreißigsten Jahre, gut kleiden würde, wenn sie sich des Tanzens enthielte, eine Mäßigung, die ihr viele Complimente einbrachte. Das Opfer war inzwischen nicht so groß, denn der Tanz war ihr kein Vergnügen mehr. Sie hatte sich gut conservirt, obwohl sie etwas mager geworden. Ihr Teint ist untadelhaft; die fein gebogene Nase und der schön geformte Mund geben ihren Zügen dasselbe stolze und noble Gepräge, wie früher; nur ihre schwarzen Augen haben nicht mehr den jugendlichen Glanz. Der Ausdruck ist hart, und ihr Lächeln kann nicht ganz den Schatten verjagen, den innere Kämpfe, Täuschungen und Leere über ihr Gesicht geworfen.

Papa Itzfeldt bewegt sich im steifsten Putze und von einem höchst unangenehmen Munterkeits-Anfall besessen im Saale umher, und ist den Tanzenden im Wege. Er kommt auch zu seiner stolzen Tochter und macht einen Versuch, sie wegen ihres Entschlusses, nicht zu tanzen, ein wenig zu necken; aber sie antwortet ihm kaum; sie setzt ruhig das Gespräch mit ihrem ältlichen Gaste fort, als dächte sie wirklich nur an das, wovon sie sprachen; trotzdem verfolgten ihre Augen Clara.

Folgen wir derselben Richtung, so entdecken wir einen Bekannten — Erhard Dornfeldt. Er brachte auf seiner Heimreise einen Tag und eine Nacht in Steinhafen zu, und obwohl er diesmal beim Agenten keine Visite machte, erfuhr Victoria dennoch seine Anwesenheit. Sie bedachte, daß der Baron von Thranwerder kein gewöhnlicher Schmuck für ihr Fest sein würde, und ihre Vorstellungen vermochten Paul, dem Baron die Aufmerksamkeit zu erweisen, ihn persönlich einzuladen. Der Baron schien gerade nicht sehr lüstern nach dem „kleinen Tanz", womit Paul ihn in Versuchung führte, allein er war zu artig, um Nein zu sagen, da er keinen plausibeln Grund dazu hatte, und obwohl er voraussah, daß er Clara über sein Zusammentreffen mit Rudolf Bericht erstatten mußte.

Er ist also hier und tanzt in diesem Augenblicke mit Clara; sie sind ein hübsches Paar und passen gut für einander, da er ein großer, kräftiger Mann ist, und sie gleichfalls über Mittelgröße, üppig, obwohl schön gebaut und graziös in ihren Bewegungen, ganz so, wie Theodora sie beschrieben. Ihre Züge sind nicht regelmäßig, wie die Rudolf's, aber doch weich und angenehm, ihr hellbraunes Haar reich und schön; was aber be-

sonders fesselt, das sind ihre klaren, blauen Augen. Ihr Blick ist in der Regel ruhig, selbstbewußt und verständig, obwohl nicht ohne eine gewisse Naivetät, welche hie und da an ihr jugendliches Alter erinnert. Sie macht den Eindruck, als wäre sie früh geprüft worden und gereift, aber nicht durch Herzenskummer: ihr Herz ist wohl auch bis auf diesen Tag rein und frei gewesen.

Doch scheint sie diesen Abend erregter als sonst, und wechselt oft die Farbe; die unerwartete Freude, welche ihr der Abend gebracht, ist eben das Zusammentreffen mit Erhard Dornfeldt. Nun sind sie wieder auf ihrem Platze, und der Baron hört etwas verlegen auf das, was Clara sagt.

„Ich darf nicht vergessen, Ihnen herzlich zu danken, Herr Baron, für die Theilnahme, die Sie meinem lieben Bruder bewiesen! Es war gewiß nicht meine Absicht, als ich letzthin mit Ihnen sprach, Ihnen so viele Mühe zu machen; allein ich sehe aus Rudolf's Briefe, daß Ihre Unterredung mit ihm die erfreulichsten Folgen gehabt hat. Sie sind es ja, dem wir es zu danken haben, daß sein kleines Buch herauskam.“

Dornfeldt vermied es in seinen Antworten so viel als möglich, von Rudolf selbst zu sprechen, auch er-

wähnte er nichts von seinem letzten Besuche in Christianshafen; desto mehr sprach er von den Gedichten, und sein günstiges Urtheil darüber erfüllte Clara's Herz mit Freude und Stolz. Erhard Dornfeldt sah, daß Clara ihren Bruder mit seltener Wärme liebte; ihre erröthenden Wangen, ihr strahlender Blick zeigten es deutlich genug; aber es fiel ihm nicht ein, und es war auch wohl Clara selbst noch nicht klar, daß, was die wiederholten Unterredungen mit ihm vorbereitet hatten, nun geschehen war: Gott Amor hatte sich unter dem Gewande der Bruderliebe in ihr Herz geschlichen. Konnte sie wohl jemals nach diesem Abende Rudolf's Gedichte zur Hand nehmen, ohne Baron Erhardt's Gestalt vor sich zu sehen oder seine Stimme zu hören?

Als das Tanzen vorüber war, ging sie auf ihr Zimmer und suchte nach den Gedichten; sie wollte hier einen Augenblick sich ausruhen und eines von ihnen lesen; ach, wie gerne hätte sie, wäre es thunlich gewesen, in dieser glücklichen Stimmung die Gesellschaft mitsammt dem Balle verlassen! Sie wußte ja, daß ihre Freude bald ein Ende haben, und daß der verhaßte Alexander Itzfeldt sie zu Tische führen würde, bewacht von den giftigen Blicken ihrer Stiefmutter.

Sie konnte das Buch nicht finden. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie am Vormittage mit demselben eben aus dem Garten kam, als sie zum Vater gerufen wurde. Sollte sie dort das Buch vergessen haben? Das wäre ihr sehr unangenehm gewesen, da es leicht den Anschein gewinnen konnte, als hätte sie es mit Vorsatz liegen lassen. Sie hatte mit dem Vater noch nicht davon gesprochen, es war jedoch ihre Absicht, es bei der ersten passenden Gelegenheit zu thun. Sie ging daher rasch nach des Vaters Zimmer im alten Hause; wie groß war ihr Schrecken, als sie beim Eintreten ihn mit dem Buche in der Hand am Pulte stehen sah!

Eine kleine Studierlampe beleuchtete Paul Nordorf's bleiches, gefurchtes Gesicht, welches die weiße Halsbinde noch fahler erscheinen ließ; er las nicht in dem Buche; er hatte nur das Titelblatt betrachtet — und war hier stehen geblieben. Als Clara in der Thüre erschien, wandte er den Kopf nach ihr um und ein flüchtiges Roth zog über sein Gesicht. Clara ging schnell auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm und schaute ihm bittend in's Auge.

„Was ist das hier?" fragte Paul trocken, indem er mit dem Zeigefinger über das Titelblatt fuhr.

„Rudolf's Gedichte, lieber Vater! Sie sind vor Kurzem erst im Druck erschienen und machen viel Glück; ich habe das Buch heute Vormittag hier vergessen."

„Du hast es wohl mit Absicht hier liegen lassen," sagte Paul viel ruhiger, als Clara erwartet hatte. „Nun, nimm Dir's nicht so zu Herzen. Hast Du von ihm gehört? Wie geht es ihm?"

„Recht gut," antwortete Clara, innig erfreut über diesen kleinen Beweis väterlicher Theilnahme. „Ich hoffe, daß sein Glück als Schriftsteller gemacht ist."

„Lapperei, Clara! Das führt zu nichts," sagte Paul, indem er das Buch schloß und ihr reichte. „Da, nimm es mit Dir."

„Willst Du es denn nicht wenigstens durchlesen?" bat Clara mit Thränen in den Augen.

„Nein," antwortete Paul; „es kann mir keine Freude machen."

„Ach, lieber guter Vater," begann Clara wieder; aber im selben Momente sprang die Thüre auf und Victoria erschien mit zornglühendem Gesichte.

„Ei, sieh doch!" rief sie heftig. „Da steht Ihr Beide und schwätzt, während droben die ganze Gesellschaft auf Euch wartet, um zu Tisch zu gehen! Komm

doch gleich mit, lieber Paul," fügte sie hinzu, ihren Ton etwas herabstimmend.

„Ja, laß uns gehen," sagte Paul kurz, und ging rasch voran, während Victoria und Clara etwas langsamer folgten.

„Du könntest wohl eine passendere Zeit für Deine vertraulichen Unterredungen mit dem Vater wählen," flüsterte Victoria mit unterdrückter Heftigkeit, und fixirte Clara scharf.

„Meinst Du?" antwortete Clara kalt.

„Ja, das meine ich; überhaupt möchte ich Dich bitten, ihn in Ruhe zu lassen, denn so oft Du ihm, ich weiß nicht was, in's Ohr geflüstert, ist er immer ernst und verstimmt."

Clara antwortete nichts, und kurz darauf waren sie wieder in der rauschenden Gesellschaft.

Für Clara hatte das Fest allen Glanz verloren, denn sie saß als Alexander Itzfeldt's Dame zu Tische, und litt mehr als je unter seinen Aufmerksamkeiten. Es schien ihr nach Tische, als ob Erhard Dornfeldt kalt gegen sie wäre und sie absichtlich vermiede, und die Freude, die stets nur ein flüchtiger Gast in ihrem

Herzen gewesen, wurde endlich ganz daraus verjagt von einer Schaar ernster, drückender Gedanken.

Sie war froh, als das Ganze zu Ende und sie auf ihr Zimmer flüchten konnte. Sie ging nicht zu Bette, sondern setzte sich mit Rudolf's Gedichten an's Fenster, denn es war ganz helle, und las das Buch aus. So traf sie noch die Junisonne, als sie strahlend aus dem Meere emporstieg.

Sie dachte nicht mehr an Das, was sie gelesen, sondern nur an ihre kurze Unterredung mit dem Vater, die ihr einen Schimmer von Hoffnung gezeigt hatte; diesen verfolgte sie mit der ganzen Wärme ihres Herzens. Es war so begreiflich, daß Rudolf's letzte That den Alten nicht freuen konnte; allein er hatte doch in ruhigem Tone von seinem Sohne gesprochen und nach ihm gefragt. Wurde Rudolf vielleicht doch vermißt? Und wenn es so war, würde es möglich sein, Rudolf zur Nachgiebigkeit, zur Versöhnlichkeit und zu Opfern der schwersten Art zu vermögen?

Es war möglich, aber nicht wahrscheinlich; und selbst wenn es möglich war, würde Victoria ganz gewiß ihr Aeußerstes aufbieten, um eine Versöhnung zu hintertreiben. Ach, wie viel Gutes hätte ihre Stiefmutter

nicht ausrichten können, wenn sie gewollt hätte, und wenn sie gewesen wäre, wie sie hätte sein sollen! Aber sie war eine kalte, egoistische Seele. Und wie würde Clara's eigene Zukunft sich wohl gestalten? Würde es Victoria gelingen, des Vaters Herz auch gegen sie zu erkälten? Sie überdachte mit Angst, was man von ihr verlangte, und was sie um keinen Preis thun konnte. Den Frieden ihres Herzens und das Glück ihrer Zukunft wollte sie nicht opfern, und könnte sie mit diesem Opfer noch so viel erkaufen; sie konnte einen Mann nicht heirathen, für den sie nicht die mindeste Zuneigung fühlte; sie konnte und wollte ihr Leben nicht zu einer Lüge machen.

Allmählich fühlte sie jeden Hoffnungsanker reißen, und flüchtete endlich dahin, wo trostlose Seelen immer Ruhe finden: sie betete innig und warm zu Gott, und ihr Herz fühlte sich erleichtert durch diesen Seufzer zu dem Allmächtigen.

Es gab etwas in ihrem Herzen, das noch nicht so mächtig geworden war, um zwischen sie und Gott zu treten, ein Gefühl von Freude und Wohlbehagen, das immer wieder zu seinem Rechte kam, und diesen Abend neue Nahrung erhalten hatte. Sie fühlte sich froh

und glücklich, so oft sie mit Erhard Dornfeldt gesprochen, und alle trüben Gedanken verschwanden, wenn sie im Geiste die lichten Augenblicke dieses Abends auf's Neue durchlebte. Sie liebte zum erstenmale, dachte jedoch nur wenig darüber nach, daß die Liebe zu einem Manne, dessen gesellschaftliche Stellung so weit über die ihrige erhaben war, sehr verhängnißvoll für sie werden konnte.

Zum erstenmale in ihrem Leben war Clara unverständig; sie dachte durchaus nicht, sie träumte nur. Sie hörte seine Stimme, fühlte, wie sein Blick auf ihr ruhte, wie sein Arm sich um ihren Leib schlang, und wie sie im Tanze mit ihm dahinschwebte. So träumte sie eine Zeit lang wachend, bis der Schlaf sie überraschte mit seinen wirklichen Träumen. Als das Dienstmädchen am Morgen in ihr Zimmer kam, war es sehr verwundert, Clara vollkommen angekleidet und noch in Balltracht am Fenster sitzend zu finden; sie war fest eingeschlummert, die Wange auf die Hand gestützt und ein Lächeln auf den Lippen.

Neuntes Capitel.

Ein Geschäftsbesuch.

Eines Nachmittags zu Anfang des Juli stand Erhard Dornfeldt an dem rothen Gatter des Hügels, von welchem man eine weite Aussicht über die waldreiche Gegend um Thranweder, der Dornfeldt alten Herrensitz, genoß. Die Gebäude lagen tief, so daß nur die Schornsteine hie und da zwischen den Baumwipfeln hervorlugten; ebenso sind das Flüßchen und die grünen Wiesen, welche bis an das Gehöfte reichen, hinter Wald versteckt und der Vorüberreisende sucht von der Landstraße aus vergebens einen Einblick in diesen, ganz in klösterliche Einsamkeit begrabenen, Herrensitz; durch eine Allee sieht man wohl ein Gitterthor, allein dahinter sind wieder Bäume, und darauf macht die Straße plötzlich eine Biegung, und entfernt sich von Thranwerder.

Der Baron wandte der Aussicht den Rücken, und rief und pfiff seinem Hunde in dem Walde; dies geschah jedoch nicht mit der Heftigkeit, in welche das gebieterischeste aller Geschöpfe Gottes, der Jäger, so leicht verfällt, wenn sein vierfüßiger Sklave die Dressur vergißt und seiner Natur über die Erziehung die Oberhand gewinnen läßt. Der Baron dachte, Monsieur Flux hätte sich, während er auf den Wiesen nach den Heuern gesehen, durch eine kleine improvisirte Jagd erlustirt. Nichtsdestoweniger rief er ruhig, obwohl anhaltend, und das Echo antwortete vielstimmig aus dem Walde.

War nun Flux wirklich unschuldig, oder wollte er nur seinen Herrn zum Besten haben, kurz, auf einmal erschien er mit einem armen Maulwurf in der Schnauze, legte ihn seinem Herrn vor die Füße, und machte dann, vermuthlich um sein gutes Gewissen noch deutlicher zu documentiren, einige höchst ausgelassene Kreuzsprünge mitten auf dem Wege; plötzlich hielt er jedoch inne, spitzte die Ohren und stieß ein kurzes Bellen aus, ein sicheres Zeichen, daß sich Jemand nahte.

Der Baron wartete einen Augenblick, begierig, wer den Hügel heraufgetrabt kam. Kurz darauf erschien

ein rundköpfiger, breitkrempiger Filzhut, ein Gesicht mit Augengläsern und eine große Figur, in welcher er sogleich den Pastor von Bornstedt erkannte.

„Guten Morgen, Herr Pastor!“ rief der Baron, freundlich nickend und mit der Hand winkend.

„Guten Morgen, Herr Baron — Brrr!“ antwortete Bramson, welcher Mühe hatte, die schwere holsteinische Mähre zu pariren, welche er ritt; sie kannte aus Erfahrung die wohlgefüllte Haferkiste auf Thranwerder, und fand es jedenfalls ganz ungereimt, nach einem vierstündigen Ritte so nah am Ziele angehalten zu werden.

„Wohin geht die Reise?“ fragte der Baron.

„Nach Thranwerder.“

„Gilt der Besuch mir?“

„Wenn Sie erlauben, ja.“

„Nun, das freut mich; ich gehe quer über den Viehanger, und werde so früh auf dem Gute sein, als Sie; aber, mein lieber Herr Pastor!“ rief der Baron plötzlich, und näherte sich dem Reiter, „sind Sie wirklich so von Hause fortgeritten?“

„Wie meinen Sie?“ fragte Bramson, auf seine Beine hinabsehend, die etwas dilettantenmäßig nach außen gespreizt waren.

„Da sehen Sie nur! sagte der Baron, in den Sattelgurt greifend, „ich kann ja fast meinen Arm zwischen Gurt und Pferd durchstecken; ist es geduldig?“

„Wie ein Lamm,“ antwortete der Pastor in höchst anerkennender Weise, „es ist fast den ganzen Weg in demselben gleichmäßigen Schritte hergetrabt.“

„Halt!“ rief der Baron, und ergriff den Steigbügel, da der Pfarrer Miene machte, abzusteigen; „bleiben Sie sitzen, oder Sie drehen sich meiner Treu mit der ganzen Herrlichkeit herum; ich will den Riemen etwas fester schnallen.“

Unter vielen Entschuldigungen von Seiten des Pastors zog der Baron den Gurt etwas straffer an, gab der Mähre einen Klatsch mit der flachen Hand und sagte:

„So, jetzt bin ich wenigstens sicher, daß Sie mit ganzen Gliedern nach dem Gute kommen.“

„Sie pustet so erschrecklich, wenn man sie sattelt,“ begann der Pastor zu erklären; aber die Mähre hatte sich schon in Gang gesetzt und schnitt alle weitere Erklärung dadurch ab, daß sie den Hügel hinuntertrabte.

Der Baron blieb einen Augenblick stehen, um sich an der Reiterei des Pastors zu ergötzen; dann ging er quer über die Markung nach dem Schlosse. Er wurde

jedoch unterwegs durch Arbeitsleute aufgehalten, welche Drainröhren legten, und vom Verwalter, so daß er, als er in sein Wohnzimmer trat, den Pastor bereits mit einem Buche in der Hand antraf.

Der Pastor erhob sich, ergriff die Hand des Barons und sagte:

„Großen Dank, Herr Baron, für das Interesse, das Sie für Rudolf Nordorf gezeigt haben.“

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Baron verwundert, indem er leicht erröthete und seine Hand zurückzog.

„Sehr genau! Da er vor acht Jahren als ganz junger Mensch mit Mutter und Schwester nach der Hauptstadt kam, bereitete ich ihn auf's Examen vor; allein wir wurden, trotz des Altersunterschiedes, bald Freunde.“

„So!“

„Ich wunderte mich übrigens sehr, zu hören, daß Sie seine Bekanntschaft gemacht haben.“

„Durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen wurde mein Interesse für ihn rege. Ich dachte einmal sogar daran, etwas Ernstes für ihn zu thun — allein ich gab es wieder auf.“

„Wirklich?“ rief der Pastor stutzend. „Obwohl es mich, wie gesagt, überrascht hat, zu hören, daß Sie mit ihm in Berührung gekommen sind, so überrascht es mich doch fast noch mehr, daß Sie, nachdem Sie ihn kennen gelernt, ihn wiederaufgeben konnten.“

„Warum das?“

„Weil Rudolf Nordorf nicht nur ein begabter, sondern auch ein braver und zugleich edeldenkender Mensch ist, wie man selten einen findet, so recht ein Mann nach Ihrem Geschmacke.“

„Haben Sie ihn nicht vielleicht unter glücklicheren Verhältnissen gekannt? Mir schien er abstoßend und stolz zu sein, einer von jenen Menschen, die sich nicht wollen helfen lassen. Ich kenne seine Familienverhältnisse, und sprach mich dahin aus, daß eine Versöhnung mit seinem Vater wünschenswerth wäre, allein er wies diese Zumuthung kurz zurück; mit Mühe brachte ich ihn so weit, daß er mir über seine Stellung und über seine Aussichten für die Zukunft einige Aufschlüsse gab, hätte ihn jedoch kaum auch nur dazu vermocht, wenn ich mich nicht als Gesandter seiner Schwester angemeldet hätte.“

„Sie, Clara Nordorf's Gesandter, wie Sie es zu nennen belieben!" rief der Pastor in hohem Grade erstaunt.

„Ja, lieber Pastor; das Herz läuft mir nicht selten davon. Als ich vor einiger Zeit in Steinhafen mit Fräulein Nordorf sprach, für welche ich, im Vorbeigehen gesagt, sehr große Achtung hege, (hier erröthete der Pastor) kam die Sprache auch auf ihren Bruder, und meine Theilnahme wurde rege. Es kamen noch andere Umstände hinzu, welche dieselbe erhöhten, und es würde mir Vergnügen gemacht haben, etwas Ernstliches für ihn zu thun — aber so! — Apropos, Sie kennen wohl die junge Frau Nordorf? Was halten Sie von ihr?"

„Theodora?" Haben Sie sie gesehen? Ist sie nicht ein niedliches, liebenswürdiges Weibchen? Wenigstens war sie ein sehr einnehmendes Mädchen."

„Hm! Sie entsprach allerdings meinen Erwartungen nicht; aber was denken Sie von ihrem Bruder, Herrn Gordon?"

„Charles!" rief der Pastor, der bei dieser Unterhaltung aus einer Verwunderung in die andere fiel, „der Herr Baron kennt auch ihn?"

„Ja, ich habe die Ehre," antwortete Dornfeldt spitzig. „Wir waren so unglücklich, uns an einem öffentlichen Orte zu treffen, wo er und seine Freunde sich in hohem Grade bemerklich machten. Er war mir damals ganz unbekannt, und erst später erfuhr ich, daß er Nordorf's Schwager ist. Ein Schwarm Zechbrüder, bei denen er sich befand, machte sich nicht nur — es war in einem Pavillon in Charlottenlund — lustig, indem sie aus voller Kehle sangen und schrieen, sondern behandelten auch ein Paar unglückliche Harfenspielerinnen auf solch brutale Weise, daß ich und einige Freunde von mir, die zufällig vorübergingen und ihren Nothruf hörten, ihnen zu Hülfe eilten. Obwohl Herr Gordon, soviel wir bemerken konnten, an dem Skandale mit den Harfenmädchen keinen Antheil genommen, unterzog er sich doch alsbald der Vertheidung seiner Kameraden mit solcher Wärme, daß wir zu der Annahme gezwungen waren, er billige vollkommen ihr hübsches Benehmen. Mit anderen Worten, er schimpfte auf ganz rohe Weise, und beehrte mich noch besonders mit einer Zugabe socialistischer Galle, indem er die günstige Gelegenheit benutzte, alle diejenigen Mitglieder der Gesellschaft mit Koth zu bewerfen, welche das Unglück haben, höher

gestellt zu sein, als die Menge. Dies erhöhte den dramatischen Effect der Scene gewaltig und erregte Begeisterung unter dem kleinen Publikum, das sich um uns versammelt hatte. Ich war nicht geneigt, etwa durch einen kleinen Faustkampf noch ferner zu dem allgemeinen Vergnügen beizutragen; aber," bei diesen Worten erhob der Baron seinen muskulösen Arm „noch nie war ich so sehr in Versuchung, eine Tracht Prügel auszutheilen, und selten wäre sie wohl besser angewendet gewesen."

„Das begreife ich nicht!" sagte Bramson heftig. „Charles Gordon war, als ich ihn kennen lernte, ein munterer und etwas oberflächlicher Mensch, aber nie habe ich von ihm gehört, daß er schlechte Gesellschaft aufsuchte."

„Dann muß er es erst später gelernt haben," versetzte der Baron; „da jedoch Alles, was die Familie Nordorf betrifft, Sie natürlich in hohem Grade interessiren muß, so will ich Ihnen noch ferner mittheilen, daß ich am Morgen desselben Tages, da ich in Charlottenlund mit Herrn Gordon zusammengetroffen, mit einem alten Freunde von mir gesprochen, der ebenfalls große Zuneigung für den jungen Dichter gefaßt hatte. Es ist

dies Hofrath Grant, der bekannte Arzt, der zur jungen Frau Nordorf gerufen wurde während ihrer Krankheit.“

„Sie war ja dem Tode nahe!“ ergänzte Bramson theilnehmend.

„Grant,“ fuhr der Baron fort, „ist ein origineller, aber herzensguter Mann; er ist vielseitig gebildet und besitzt große Vorliebe für Kunst und Poesie; er liebt das Schöne mit einer Wärme, die in unseren Tagen nicht gewöhnlich ist. Nordorf hatte nun gleich bei seinem ersten Auftreten einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht, und als er erfuhr, daß Ihr Freund den Musen huldige, erhöhte sich seine Theilnahme außerordentlich. Sie haben wohl die hübsche Kritik seiner Gedichte im „Vaterland“ gelesen?“

„Gewiß! und mich sehr darüber gefreut!“

„Die hat Grant geschrieben. Er erzählte mir nun, daß er vor Kurzem Nordorf besucht, und daß dieser Besuch bei ihm theils Besorgniß für die Gesundheit der Frau Nordorf erregt, theils in seinem Glauben ihn bestärkt hätte, daß die jungen Leute in gedrückten Verhältnissen lebten. Ein Aufenthalt auf dem Lande wäre nach seinem Dafürhalten nöthig, um ihr die Gesundheit wiederzugeben; allein Nordorf hatte offenbar nicht die

Mittel zu einer solchen Veränderung. Wir wurden Beide warm bei diesem Gespräche, und als ich den Doctor verließ, hatte ich den Entschluß gefaßt, Nordorf auf irgend eine Art zu einem Landaufenthalte auf einige Monate oder zu einer kleinen Reise zu verhelfen."

„Wie schön das von Ihnen war!" rief Bramson, indem er den Baron wohlwollend anschaute und an seiner Brille rückte.

„Ja, loben Sie mich nicht zu frühe!" entgegnete der Baron lächelnd. „Wohlzuthun ist kein großes Verdienst für einen reichen Mann; er kann es ja thun, ohne selbst dadurch etwas zu entbehren; ich betrachte es sogar als seine Pflicht, und ich glaube sagen zu dürfen, daß der Stand, dem ich angehöre, diese Pflicht unbestritten erfüllt. Inzwischen hatte ich hier meine Bedenken. Nordorf ist eigentlich nicht in dürftigen Verhältnissen; er hat eine ganz hübsche sichere Einnahme aus seinem Muttererbe, und erhielt ja erst ein gutes Honorar für seine Gedichte. Ich konnte vielleicht das Geld besser anwenden, wenn ich es wirklich Dürftigen gab. Dazu kommt noch, daß ich erst jüngst erfuhr, welch hoher Grad von Empfindlichkeit und Selbstbewußtsein ihn —"

„Aber, mein lieber Herr Baron, spricht das nicht gerade für ihn, daß er Andern nicht zur Last fallen will? Glauben Sie mir, Sie kennen ihn nicht!"

„Wohl möglich! Indessen muß man sich auch nicht aufdringen. Kurz, im Laufe des Tages kühlte sich mein Eifer bedeutend ab. Nichtsdestoweniger ging ich, nachdem ich von meinem kleinen Ausfluge an den Strand zurückgekehrt war, zu Nordorf's hinaus, um mit eigenen Augen zu sehen und ihm für das Exemplar seines Buches zu danken, das er mir geschickt hatte; aber wen sollte ich da treffen? Eben Herrn Gordon! Und als wir einander vorgestellt wurden und ich zu meiner äußerst unangenehmen Ueberraschung erfuhr, daß er Frau Nordorf's Bruder sei, blieb er ganz in seiner Rolle vom Vormittage: er beantwortete meinen Gruß gar nicht, sondern blieb sitzen und glotzte mir mit der größten Unverschämtheit in's Gesicht."

„Unbegreiflich, Herr Baron!" sagte Bramson; „aber Gordon's ungezogenes Benehmen konnte doch unmöglich Nordorf und seine Frau in Ihren Augen herabsetzen?"

„Ich fürchte, daß er das Seine dazu beitrug; wenigstens war ich etwas zerstreut während meiner Unterhaltung mit Nordorf: meine Gedanken waren nämlich

damit beschäftigt, alle die Eindrücke zusammenzufassen, die ich seit der kurzen Bekanntschaft mit Ihrem Freunde empfangen, und das Resultat war ein ungünstiges. Es ist möglich, daß ich mich zu sehr der Einwirkung des Umstandes auf mich hingab, daß Nordorf einen ausschweifenden Menschen, wie Herrn Gordon, zum Schwager hatte, aber ich dachte eben schließlich, daß nicht Alles war, wie es sein sollte; ich hielt es für das Vernünftigste, Herrn Nordorf in seinem Begehren nachzugeben, das er bei unserer ersten Unterredung so offen ausgesprochen hatte, indem er mich bat, ihn seinen eigenen Cours segeln zu lassen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen," antwortete Bramson, „mit wie großer Verwunderung und Betrübniß ich Ihre Erzählung gehört. Das kann ich Ihnen jedoch versichern, daß Charles Gordon wie seine Schwester eine sehr gute Erziehung genossen haben. Ihr Vater war ein Amerikaner, obwohl eigentlich aus Schottland abstammend. Auf einer Reise nach Europa lernte er ihre Mutter kennen, heirathete sie und reiste mit ihr nach Neuorleans zurück, wo er sich als Kaufmann etablirt hatte; er starb jedoch kurz nach Theodora's Geburt, und es zeigte sich nun, daß seine Vermögensverhältnisse

sehr mittelmäßig waren. Die Wittwe kehrte mit den beiden Kindern in ihre Heimath zurück, und fand eine treue Stütze in ihrer Cousine, Fräulein Birk, die eine sehr bemittelte Dame ist. Als Frau Gordon bald darauf ebenfalls starb, nahm Fräulein Birk sich der Kinder an; sie verhätschelte vielleicht Charles etwas, aber Theodora erzog sie vernünftig und strenge; sie blieb auch bei ihrer Tante, bis diese nach Stockholm gerufen wurde, wo ihr Bruder, ein Kaufmann, mit einem reichen Kindersegen Wittwer geworden war."

„Ich kann mir ganz gut denken," sagte der Baron, „daß gemischtes schottisch-amerikanisches Blut in Herrn Gordon's Adern rollt; er sieht aus, wie ein ächter Creole."

Aber, mein lieber Herr Baron," fuhr Bramson fort, „wie es nun auch mit ihm stehen mag, so kann ich doch dafür einstehen, daß Rudolf Nordorf's Wege nicht die seinigen sind. Habe ich je einen sittlichen und mäßigen Menschen gekannt, so ist dies Nordorf. Er ist, trotz des Unterschiedes in unserem Alter, mein vertrautester Freund, und ich kann für ihn einstehen, wie für mich selbst."

„Ihre Freundschaft, lieber Herr Pastor, ist an und für sich eine große Empfehlung, und ich will auch gerne zugeben, daß mein Urtheil ein übereiltes sein kann; aber es ist ja ziemlich gleichgültig, was ich von ihm denke.“

„Hm!“ machte Bramson. „Das Eigenthümliche und Unangenehme bei der Sache ist nur, daß ich so eigentlich in Angelegenheiten meines Freundes zu Ihnen gekommen bin, obwohl er freilich nichts davon weiß. Ich wollte Ihnen gerade das erzählen, was Sie zu meiner Verwunderung selbst mir erzählten, und hatte auch eine Bitte an Sie — doch jetzt lasse ich sie am besten unausgesprochen.“

„Gewiß nicht, Herr Pastor, gewiß nicht! Ich hatte natürlich keine Ahnung davon; ich bitte Sie, betrachten Sie meine Worte als nicht gesagt, und lassen Sie mich hören, was Sie auf dem Herzen haben. Habe ich Nordorf in irgend einer Beziehung Unrecht gethan, so werde ich ihm gerne Genugthuung geben.“

„Ach, lieber Herr Baron, von dieser Seite wollen wir die Sache nicht betrachten. Sie haben ja Nordorf schon eine ungewöhnliche Theilnahme bewiesen, und — erlauben Sie, daß ich es wiederhole — er erkennt es

an, daß er Ihnen verpflichtet ist. Jetzt komme ich post festum; ich hatte ganz dieselbe Idee, Nordorf aus der Stadt fortzubringen, einmal, damit er sich in idyllischer Ruhe seiner Muse widmen, und dann auch, daß seine junge Frau ihre Gesundheit wiedergewinnen könnte; aber mein Plan geht noch weiter: ich wollte ihn zu uns herüber haben, in die Nähe seines Vaters, um, wo möglich, eine Versöhnung herbeizuführen. Es sollte kein bloßer Besuch sein, er sollte zu uns, nach Bornstedt ziehen; allein es ist weder im Pfarrhofe so viel Raum, daß wir ohne große Beengung auf längere Zeit eine ganze Familie bei uns einquartieren könnten, noch durfte ich meinem alten, schwachen Onkel die Unruhe zumuthen, welche dies mit sich bringen würde."

„Das konnten Sie natürlich nicht," sagte der Baron dazwischen, der sehr aufmerksam zuhörte.

„Zudem würde ein solches Arrangement auch für Nordorf's nicht angenehm gewesen sein. Als ich nun jüngst nach dem Bornstedter Wald hinaufging, fiel mein Auge auf den sogenannten Diana-Pavillon, der noch aus der Zeit Ihres Herrn Großvaters stammt, und bis voriges Jahr als Wohnung für den Waldaufseher benutzt wurde. Er liegt hoch, gesund und sehr schön, und

nur tausend Ellen vom Pfarrhofe entfernt; nun, Herr Baron — da könnte unser Dichter prächtig wohnen, wenn —— wenn Sie uns den Pavillon vermiethen würden.

Der Baron betrachtete den Pastor ernst.

„Ja,“ fuhr Bramson fort, „Sie müssen natürlich eine ordentliche Miethe für das Haus bekommen; denken Sie sich, all dies sei ein reines Geschäft, und mein Besuch nur ein Geschäftsbesuch.“

„Der Pavillon, wie er noch zu heißen die Ehre hat, ist ja ganz unbewohnbar, lieber Pastor,“ sagte der Baron mit größerem Ernst, als es Bramson lieb war; „er ist eine wahre Ruine.“

„In sehr gutem Stande ist das Haus allerdings nicht,“ meinte Bramson, indem er seine Brille abnahm und sehr geschäftig die Gläser putzte. „Etwas muß an den Zimmern gethan werden; allein das ist ja unsere Sache, wenn der Herr Baron es erlauben; wie viel denken Sie für Haus und Garten, wie sie — wie sie jetzt sind, Miethe zu verlangen?“

„Es ist dies,“ fuhr der Baron mit unverwüstlichem Ernste fort „wie Sie ganz richtig bemerkten, ein Geschäft; wir wollen uns daher nicht damit übereilen. Erlauben Sie mir erst ein Paar Fragen. Was sagt Ihr guter

Onkel dazu, die jungen Leute in seine Nachbarschaft zu bekommen?"

„Er ist bei dem Gedanken daran ganz aufgelebt; hätte ich ihn nicht davon abgebracht, er würde sie zu sich in's Pfarrhaus genommen haben."

„Und er fand durchaus nicht, daß es verantwortungsvoll ist, den jungen Nordorf aus der Hauptstadt zu vertreiben, wo er sich doch leichter einigen Verdienst verschaffen kann?"

„Nicht im mindesten," antwortete Bramson, sich lächelnd die Hände reibend.

„Und wenn unser Dichter — denn Dichter sind selten Oekonomen — nun nicht auskommen kann?"

„So hat er ja den Pfarrhof in der Nähe; einige Vierling Butter, und ein Schinken, und einige Fuhren Torf werden schon ihren Weg zum Pavillon finden."

„Das wird Ihr stolzer Freund als eine tödtliche Beleidigung betrachten; soll er auf Ihre Kosten leben, so läuft er wieder davon."

„Wir schmuggeln die Waaren durch die Hinterthüre hinein, während er auf seinem Pegasus in die Wolken reitet; Nordorf ist in Haushaltungssachen besonders unpraktisch."

„Ha, ha! lachte der Baron.

„Und," fuhr Bramson fort, „wenn der Onkel und die junge Frau einig sind, geht es weiter Niemand an. Der Onkel hat ja keine Familie zu versorgen, und kann mit dem Seinigen thun, was er will."

„Aber was wird der Agent, Nordorf's Vater, sagen, wenn er erfährt, daß sein Sohn nur drei Stunden von Steinhafen sich niederläßt?

„Die Absicht bei dem Ganzen ist ja eben, ihn mit dem Vater zusammenzubringen; daraus wird jedoch niemals etwas, wenn wir ihn nicht herüberbekommen, und der Onkel ihm nicht eine kleine Predigt hält. Sie kennen die Redegabe meines Alten, Herr Baron!"

„Gut," antwortete der Baron mit politischer Miene; „jetzt zum Geschäfte! Ich verlange — ja, lassen Sie mich einmal sehen — ich verlange zwanzig Thaler Miethe."

„Aeußerst mäßig!" rief Bramson vergnügt.

„Da irren Sie sich. Es war jüngst ein Mann hier, welcher mir nur fünfzehn bot; allein da ich die Reparatur des Hauses selbst übernehme, muß ich auch von Nordorf fünf Thaler mehr haben."

„Sie wollen die Reparatur selbst übernehmen?“ wiederholte der Pastor in sehr fragendem Tone.

„Ja; und obendrein will ich auch noch das Haus meubliren.“

„Das Haus meubliren?“ rief Bramson erstaunt.

„Ja; Ihr poetischer Freund hat sehr dürftige Meubles; es würde sich nicht verlohnen, all das alte Gerumpel mit herüber zu schleppen.“

„Nein,“ sagte Bramson bestimmt, „das geht auf keine Weise an; wir dürfen nicht zugeben, daß dies aus Ihrem Beutel geh'!“

„Das eigentliche Geschäft,“ sagte der Baron, indem er den Finger an die Nase legte, „besteht darin, daß wir Ihren stolzen Freund zu seinem eigenen Besten tüchtig über's Ohr hauen.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Bramson.

„Ich habe meine speciellen Gründe, mit von der Parthie zu sein. Sie schreiben ihm blos, daß hier ein meublirtes Haus zu vermiethen ist; daß aber das Haus mir gehört, verschweigen Sie ihm vorläufig. — Ich muß Ihnen hiebei bemerken, daß ich schon lange daran gedacht habe, den Pavillon zu repariren; er liegt zu schön, um öde und leer zu stehen.“

„Das ist höchst liebenswürdig von Ihnen, Herr Baron! Ich bin ganz beschämt, daß ich mit meiner Zumuthung herausrückte; ich konnte ja aber auch nicht ahnen, daß Sie so weit gehen würden.“

„So sagen Sie denn Ihrem Onkel, daß ich so weit gehe theils aus den Gründen, die er kennt; theils möchte er es aber als einen Beweis der Hochachtung betrachten, die ich für ihn hege: es gewährt mir eine große Freude, ihn bei Ausführung einer guten That unterstützen zu können.“

„Ach, lieber Herr Baron —“

„Und nun kommen Sie einmal herüber, daß wir den Miethcontract aufsetzen können; er soll in der strengsten Form abgefaßt werden, und wir wollen besonders darauf Gewicht legen, daß seiner Zeit das Haus mitsammt dem Inventare in unbeschädigtem Zustande abgeliefert werden muß — Spaß bei Seite, lieber Herr Pastor, soll ich Ihnen schließlich meine Meinung von der Sache sagen?“

„Nun?“ fragte Bramson vergnügt.

„Es ist ein Scherz in des Wortes eigentlichstem Sinne; der junge Nordorf kommt nie herüber.“

„Sie glauben?“ fragte Bramson niedergeschlagen.

„Die Wohnung ist zu nahe an Steinhafen; doch mir gilt es gleich, denn meinen Pavillon kann ich trotzdem verwenden.“

„Nun wir wollen sehen,“ meinte Bramson, indem er sich erhob, um Abschied zu nehmen; „auf alle Fälle hat diese Unterredung mir eine aufrichtige Freude bereitet.“

„Apropos,“ sagte der Pastor, während er zu Pferde stieg, „haben Sie schon gehört, daß Kammerherr Minden nebst Familie nächster Tage erwartet wird?

„Wirklich?“

„Es ist ganz sicher, denn ich sprach in Holstedt ein, als ich vorüber ritt, und da herrschte große Emsigkeit mit Lüften der Zimmer und Aufhängen der Gardinen.“

„Wirklich!“ wiederholte der Baron gedankenvoll, und ließ den letzten Gruß, den ihm der Pastor beim Hinausreiten zuwinkte, unbeantwortet.

Zehntes Capitel.

Baron Erhard zählt seine Knöpfe.

Der Baron blieb, nachdem Bramson ihn verlassen, noch einige Augenblicke in tiefen Gedanken auf demselben Flecke stehen; dann ging er schnell die Treppe hinauf, wie es schien, in großer Gemüthsbewegung. Er trat in die Bibliothek und betrachtete die wenigen Meubel des Saales, als böten sie irgend etwas Merkwürdiges; hierauf blieb er plötzlich vor einem der Bücherschränke stehen, nahm einen schweren Folianten aus dem Fache und betrachtete wehmüthig das Titelblatt; endlich ergriff er seinen Hut, ging zur Gartenthüre hinaus, die Terrasse hinab und verschwand in einer der hohen Lindenalleen, die er verfolgte, bis er auf einen freien Platz kam, von welchem man eine freie Aussicht gegen das Hauptgebäude zurück und in die nächsten Umgebungen hatte: hier blieb er stehen, und betrachtete das Schloß, als hätte er es nie zuvor gesehen.

Das Schloß Thranwerder ist ein solides, zweistöckiges Gebäude mit einem unverhältnißmäßig hohen Dache, doch ohne allen Baustyl; es sieht aus wie ein ehrwürdiger, aber mißhandelter Riese, und das ist es auch, denn Erhard Dornfeldt's Vater, Baron Nils, hatte seiner Zeit das Gebäude restauriren, oder besser gesagt: rasiren lassen. Ein Paar Thürme, deren Unterhalt ihm zu theuer war, wurden niedergerissen, große gewöhnliche Fenster kamen an Stelle der alten mit ihren Carnießen und Zierrathen, und das Innere erlitt ebenfalls eine totale Veränderung, indem statt der früheren kleinen Cabinette und großen Säle Zimmer von ziemlich gleicher Größe eingerichtet wurden.

Dies geschah zu einer Zeit, da man nur wenig Sinn für die Denkmäler der vergangenen Zeiten hatte; ein Paar großer, düsterer Thürme galt nicht als eine Zierde; Zierrathen hielt man für unnütze Ueberladung und je glatter und nackter eine Façade sich präsentirte, desto besser war es. Baron Nils hegte die Ueberzeugung, daß er eine Räuberburg in eine trauliche Wohnung umgewandelt, und sah nicht ein, daß er durch Beibehaltung des alten spitzen Daches die Mißhandlung nur noch augenfälliger gemacht hatte. Er erntete

damals von seinen Freunden viel Lob für seine barbarische Handlungsweise, allein er wurde alt genug, um auch noch Vorwürfe über seine Barbarei zu erleben; denn man war im Stande, die Größe seiner Schuld zu bemessen, da noch ein hübsches Gemälde von dem alten Thranwerder existirte, welches jeder Kenner mit Wehmuth betrachtete.

Erhard Dornfeldt pflegte zuweilen, wenn er sein mißhandeltes Vaterhaus betrachtete, ihm in Gedanken seine verschwundene Schönheit wiederzugeben: da erhoben sich die Zinnen, wie sie früher waren, die Fenster schmückten sich mit den alten zierlichen Einfassungen, und beide Thürme stiegen gewaltig aus der Erde empor und reckten ihre Spitzen dreist gen Himmel.

War er vielleicht in diesem Augenblicke mit einem solchen Gedankenexperimente beschäftigt? Die Scene, die er vor sich hatte, forderte ihn in jeder Beziehung dazu auf, wenn er nur irgend Schönheitssinn besaß.

Das verunstaltete Gebäude, die eingesunkene Terrasse, die schiefe Steintreppe, die zerbröckelnden Vasen auf den Absätzen, die baufällige Brücke über den Canal, der arme Neptun, welcher mitten in dem großen mit Gras bewachsenen Bassin, auf seinen Dreizack gestützt,

mit nach oben gewandtem Gesichte den Himmel anzuflehen schien, er möchte, die Nachlässigkeit der Menschen wieder gut zu machen, die Schleusen der Wolken öffnen, das Bassin füllen und das Wasser auf's Neue durch das Rohr in seiner alten vertrockneten Hand springen lassen — all dies schien dem Herrn dieses Ortes die Frage zuzurufen, wie lange er denn noch diese scheußliche Zerstörung mit ansehen könnte? Ob er denn noch nicht genug Haideland an- und Scheunen aufgebaut? Ob Schönheit und Ordnungssinn auf immer aus seiner Väter Hause verschwunden?

Thranwerder war einst, zur Zeit Erhard's des Aeltern, Baron Erhard's Großvaters, ein fröhlicher Ort, ein Sammelplatz für die lustige Jugend und die alten Müssiggänger des Adels. Damals stand nicht nur das Schloß in seinem vollen Glanze da, auch der Garten war zierlich und nett gehalten; die Springbrunnen sandten ihre diamantklaren Strahlen hoch in die Luft, und Neptun dürstete nie. Geputzte Herrn und schöne Damen bewegten sich mit Anstand in den Alleen, oder standen am Canale und warfen den Schwänen Brod zu, oder gingen die Treppe der Terrasse hinauf zum Schlosse, aus welchem Musik und Gläserklang ertönten.

In mancher hübschen Sommernacht verwandelten große Reihen farbiger Lampen durch ihr gedämpftes Licht die Alleen in bezaubernde Promenaden, während die Pechfakeln ihren unruhigen Schein im Canale spiegelten und die Strahlen der Fontänen in feurigem Glanze spielen ließen.

Baron Erhard senior war ein gastfreier Herr, und die großen Ställe, die er bauen ließ, zeugen noch davon; aber sein Sohn Nils war sein Lebetag ein stiller Mann, der nur mit der Feder und Büchern sich beschäftigte. In seiner Jugend reiste er im Auslande und nach seiner Verheirathung brachte er ein Paar Jahre in der Hauptstadt zu; hier jedoch starb seine Gemahlin, und nach diesem Verluste verschloß er sich der Welt, und zog mit seinem Söhnchen Erhard nach Thranwerder, wo er das Hauptgebäude in der schon erwähnten Art rasirte, und den Rest seiner Tage mit der Verwaltung seines Besitzthums und gelehrten Studien zubrachte. Während dieser Zeit verfiel der Garten, die Vasen zerbröckelten und Neptun dürstete. Baron Nils liebte nicht diese Denkzeichen der Prachtliebe und Verschwendung seines Vaters, die ihn fast zu einem armen Manne gemacht hätten. Die frühere Baronie war zu einem

stark mit Schulden belasteten Stammsitze zusammengeschmolzen, und es bedurfte der Sparsamkeit eines ganzen Lebens, um das Besitzthum wieder empor zu bringen.

Obwohl Baron Nils stille und zurückgezogen lebte, pflegte er doch Umgang mit seinem Nachbar und Jugendfreunde Julius Minden. Kammerherr Minden hielt sich anfangs immer nur wenige Tage in Holstedt auf, aber endlich nahm er daselbst seinen festen Wohnsitz und blieb vier Jahre hier. Er war damals, gleich seinem Freunde Baron Nils, Wittwer, und hatte seine zwei Kinder, die ihm von sechs geblieben waren, bei sich. Die Jungen kamen noch öfter zusammen, als die Alten, und da sie einander kennen lernten, war Erhard Dornfeldt fünfzehn, Fritz Minden siebenzehn und seine Schwester Rosa elf Jahre alt.

War nun auch die Zeit der Kinderspiele vorüber, so spielten sie doch noch hin und wieder um Rosa's willen. Hier auf diesem Rasen, wo Baron Erhard jetzt stand, hatte er in seiner Jugend manche frohe Stunde zugebracht. Welche Freude für ihn, sich Rosa zu denken, wie sie damals war, kindlich, natürlich, ausgelassen! Wie ein goldlockiger, blauäugiger Elfe war

sie oft über diesen grünen Platz gehüpft, während ihr silberklares Lachen das Echo in dem alten Hause weckte, bis ihre lichte Gestalt in der Allee verschwand.

Neptun hatte ihr strahlendes Lächeln gesehen und das schelmische Blinzeln ihrer klaren Augen, wenn sie dahin flog; die hohen Linden hatten ihr lockiges Haupt beschattet, wenn sie alle Drei, müde vom Spiel, in der grünen Dämmerung der Alleen wandelten, und vernünftig miteinander plauderten. Die Zimmer auf Thranwerder bewahrten wohl auch noch manche Erinnerung an jene sorglosen und glücklichen Tage; in der Bibliothek war mehr als ein Foliant, welcher Rosa Minden's kleinen Füßchen als Fußschemel gedient, und in einen derselben hatte sie ihren Namen geschrieben.

Allein viel hatte sich seit jener Zeit verändert, und Rosa war längst kein Kind mehr. Hatte sie wohl einige Schuld daran, daß Thranwerder noch immer in all seiner Häßlichkeit dastand? Hatte sie es auf ihrem Gewissen, daß Baron Erhard sein Schloß nicht zu dem traulichen Wohnsitze umgeschaffen, das es werden könnte? Sah Vater Neptuns Gesicht aus, als ob es wüßte, daß er sein Verschmachten nur Rosa's Wankelmuth zu danken habe, und lag vielleicht ein heimlicher Vorwurf

in dem Säuseln der alten Linden, wenn ihre Blätter im Winde zitterten?

Baron Erhard seufzte tief auf, sein Blick verdüsterte sich und seine Miene wurde kummervoll, indem er weiter ging und die Einsamkeit des Waldes aufsuchte; er dachte daran, was seit den glücklichen Tagen seiner ersten Jugend sich ereignet hatte.

Die letzte Begebenheit, welche mit ungetrübtem Glanze in seiner Erinnerung stand, war Rosa's Confirmation. Diese Erinnerung war um so lichter, da derselbe Mann, welcher der Lehrer seiner eigenen Jugend gewesen, ihr den christlichen Unterricht gegeben und ihr Gelöbniß empfangen; es war dies der alte Pastor Bramson, welcher zuerst in Thranwerder Hauslehrer und später, bevor er nach Bornstedt gezogen, Pfarrer in Holstedt gewesen war.

Niemand, der einmal mit dem alten Pastor, wie er im Gegensatze zu seinem Brudersohne genannt wurde, obwohl er erst fünfundfünfzig Jahre alt war, zu thun gehabt hatte, vergaß ihn so leicht. Für Baron Erhard war sein Einfluß entscheidend für das ganze Leben geworden; mit Rosa ging es anders. Kurz nach ihrer Confirmation verließ Kammerherr Minden Holstedt, und

während sechs Jahren sahen sich Erhard und Rosa nur selten, er stets mit ihrem schönen Bilde und den lichten Erinnerungen der Jugend frisch und unauslöschlich in seinem Herzen, sie allmählich immer kälter und fremder für das, was auch ihr junges Herz einst lauter schlagen gemacht hatte.

Als Rosa einundzwanzig Jahre alt war — Baron Nils Dornfeldt war eben vor einigen Monaten gestorben — kehrte Kammerherr Minden abermals nach Holstedt zurück, und brachte den ganzen Sommer dort zu; aber inzwischen war eine große Veränderung vorgegangen: er hatte sich wieder verheirathet mit Frau Thekla Güstrow, der Wittwe eines Diplomaten, und sie führte einen ganz anderen Ton in dem Minden'schen Hause ein. Sie war ebenso eitel und anspruchsvoll, als ihr Mann das Gegentheil; er blieb der Alte, allein auf Rosa übte die Stiefmutter einen großen Einfluß aus.

Erhard fand Rosa als vollendete Weltdame wieder; an Stelle der früheren Aufrichtigkeit und Herzlichkeit, die bisher sich doch nie ganz verleugnet hatte, war ein launenvolles Wesen getreten, das allerdings ihrer Natur nicht fremd war, dem jedoch eine vernünftige Erziehung früher Einhalt gethan hätte. Ihre Lebensanschauung

war so oberflächlich und weltlich geworden, daß Baron Erhard's ernstes Mißbehagen dadurch rege wurde; aber er bemerkte zu seinem Bedauern, daß er allen Einfluß auf sie verloren hatte. Er konnte nicht mehr ihr munteres Lachen hervorrufen, dagegen lachte sie über seine Ermahnungen.

Da kam Graf Svanstjern nach Holstedt und blieb einen vollen Monat dort. Baron Erhard kannte ihn aus früherer Zeit als einen hochmüthigen Herrn, der wählerisch in seinem Geschmacke und launisch in seinen Handlungen war. Man brauchte Rosa durchaus nicht zu lieben, um die Absicht dieses Besuches zu entdecken, und hätte ja noch ein Zweifel bestanden, so würde das Benehmen der Kammerherrin Minden ihn bald entfernt haben.

Baron Erhard hatte ohnedies nicht besonders Gnade vor ihren Augen gefunden; jetzt aber, da bei Rosa sich ein Freier eingefunden, welcher an Rang und besonders an Vermögen ihm weit überlegen war, bekam er recht zu fühlen, nach welchem Maßstabe die Kammerherrin die Menschen beurtheilte. Sie sah ihn nun ganz über die Schulter an. Nicht das Gleiche war jedoch bei ihrem Manne der Fall. Julius Minden behandelte

den Sohn seines Jugendfreundes mit unveränderter Güte, und stieß den Grafen durch sein einfach schlichtes Wesen mehrmals vor den Kopf. Baron Erhard würde sich jedoch Ihrer Gnaden Rücksichtslosigkeit nicht zu Herzen genommen haben, hätte nicht auch Rosa ihn mit immer größerer Kälte behandelt.

Es war eine peinliche Zeit für Baron Erhard, denn sein Glaube an das Gute in Rosa's Charakter wurde stark erschüttert. Hätte sie den Grafen wirklich geliebt, so würde sich Baron Erhard unverweilt zurückgezogen haben; allein er konnte nichts Anderes bemerken, als daß Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen den Willen ihrer Mutter ihre Handlungsweise bestimmte. Ein Paar Male sah er, daß Rosa verstimmt war und mit sich selbst unzufrieden zu sein schien; da zeigte sich ein schwacher Schimmer der alten Vertraulichkeit, und sie verlangte sogar seine Meinung über den Grafen zu hören; allein gerade das betrübte ihn wieder, denn es zeigte, daß sie seine eigenen Gefühle für sie entweder gar nicht kannte, oder wenigstens nicht zu kennen affectirte.

Allmählich wurden ihm jedoch die Besuche in Holstedt zu schmerzlich; er zog sich daher ganz zurück, ohne daß

man ihn zu vermissen schien. Wie weit Rosa auf dem erniedrigenden Wege gegangen, auf den ihrer Mutter weltlicher Sinn und ihre eigene Schwachheit sie geführt, sah er nicht mit an, allein das Resultat war, daß Graf Svanstjern sich zurückzog, und Minden's nach Bregewerder reisten, wo sie während des Winters verblieben, anstatt ihn, wie gewöhnlich, in der Hauptstadt zuzubringen. Im Frühjahre darauf reisten sie in's Ausland und das ganze letzte Jahr hatten sie in Frankreich und Italien zugebracht.

Sich verliebten Grübeleien hinzugeben, war gegen Baron Erhard's kräftige Natur; denn er war bei Zeiten in der Schule des Lebens gestählt worden. Noch als junger Student hatte er einen einjährigen Feldzug als Freiwilliger mitgemacht, und im Getümmel der Schlacht die Mannestaufe erhalten. Hierauf hatte er, auf den Wunsch seines Vaters, durch andauernden Fleiß in verhältnißmäßig kurzer Zeit das juristische Staatsexamen bestanden, und endlich nach des Vaters Tode mit Umsicht seine Besitzungen verwaltet.

Im Felde, bei der Studierlampe und hier auf seinem einsamen Stammsitze hatte Rosa's Bild seinem geistigen Auge vorgeschwebt, anfangs als der Genius

der Hoffnung, dann von den Schleiern des Zweifels verhüllt, bis nach der letzten Begegnung das Götterbild von seinem Piedestale herabgestürzt war und der Tempel der Liebe in Ruinen lag. Er hatte seinen Schmerz männlich niedergekämpft, und die Wunde begann zu heilen — da tönte in sein Ohr die unerwartete Kunde, daß Rosa zurückkehrte!

Wie würde er sie wiederfinden? Schöner als je, daran zweifelte er nicht; aber sonst? Als eine glänzende Kokette? Kälter und fremder gegen ihn, als jemals? Sollte er sich auf's Neue der Gefahr aussetzen, in diese schönen Augen zu schauen, welche, das fühlte er, trotz Allem, was vorgefallen war, ihre Macht über ihn noch nicht verloren hatten? Konnte er es ertragen, diese Stimme wieder zu hören, deren sanften Klang er so oft in seinen wachen Träumen vernommen? Sollte er sich endlich dazu herabwürdigen, die klägliche Rolle eines verschmähten Liebhabers zu spielen?

Nein, das wollte er nicht! Er wollte fort; jetzt war es an ihm, in's Ausland zu reisen; Rosa sollte sehen, daß er ohne sie leben konnte; sie sollte Thranwerder leer und verlassen finden; es war am besten, wenn sie einander nie mehr sahen!

Und doch! — Rosa's Herz war vielleicht noch frei, und es hatte ja doch einstmals, in ihrer ersten Jugend, ihm angehört, davon war er noch jetzt überzeugt. Man konnte ja nicht wissen, welche Veränderung die erlittene Demüthigung und die letzten zwei Jahre bei ihr hervorgebracht; nun hat sie es ja selbst erfahren, was es heißt, verschmäht zu werden, und war auch ihr Herz durch den unerwarteten Rückzug des Grafen Svanstjern nicht berührt worden, so mußte doch ihr Selbstgefühl um so tiefer verletzt worden sein. Am Ende spielte er mit seinem Glücke, wenn er jetzt fortginge. Er konnte ja ruhig auf Thranwerder bleiben und abwarten, ob Rosa durch irgend ein Zeichen verriethe, daß sie seiner gedenke. Ja, er wollte bleiben!

Allein die Zweifel fanden sich auf's Neue ein, und so schwankte er eine Weile hin und her, und geberdete sich wie Einer, der seine Knöpfe zählt — soll ich, soll ich nicht? Er zählt, und zählt wieder, bis er das gewünschte Resultat erhält, und so kam denn auch Baron Erhard zu dem gewünschten Resultate — ich werde bleiben!

Eilftes Capitel.

Ein Zukunftsmann.

Ein Monat war hingegangen, und die Prosa des täglichen Lebens war bei Rudolf und Theodora wieder in ihr Recht getreten. Wehe über Hofrath Grant, den alten Spaßmacher, der in seiner lackirten Equipage gefahren kam und dem armen Dichter eingebildet, daß er im Handumdrehen den Gipfel des Parnaß bestiegen und der Held des Tages geworden! Trotz aller Bescheidenheit des Dichters hatte ihm doch der Duft aus dem Rauchfasse des Alten etwas die Sinne berückt, und aus der bengalischen Beleuchtung einer wohlwollenden Kritik waren großartige Zukunftsvisionen hervorgetreten; aber einestheils hatte Rudolf nun durch Christian Bramson erfahren, daß Hofrath Grant der Verfasser der Beurtheilung, daß er also kein Ausspruch eines Mannes von Fach war, theils hatte eine neue Kritik die Weihrauchwolken zerstreut.

Es war ein Protest erschienen gegen das übertriebene Lob und die oberflächlichen Anschauungen, welche die erste Kritik enthalten. Es sei ein schlechtes Zeichen der Zeit, meinte der neue Recensent, daß man von einer Bagatelle, wie diese Gedichtsammlung, soviel Aufhebens mache — wenn man nicht die Begeisterung auf Rechnung der Kameraderie schreiben wolle. Es seien recht hübsche Dinge darunter, aber auch viel Unreifes; es sei in den Gedichten vielleicht etwas Talent, aber keine besondere Begabung an den Tag gelegt; und unter solchen Verhältnissen sei es ein reines Unglück für einen jungen Mann — denn jung müsse er offenbar sein — durch Lobhudeleien eingelullt zu werden. Er würde dem jungen Dichter Studium empfehlen, Studium von Büchern und vom Leben, und dann möchte er wünschen, daß er nicht zu bald wieder etwas von sich hören ließe.

Diese in ruhigem und überlegenem Tone geschriebene Kritik machte auf Rudolf einen sehr peinlichen Eindruck, und unter diesen Umständen machten ihm die freundschaftlichen Briefe von Clara, Christian und Janus Schwarz verhältnißmäßig wenig Freude; auch waren die Besuche einiger Freunde, welche ihn und Theodora zu beglückwünschen kamen, jetzt nicht sonderlich will=

kommen. Rudolf war mißmuthig, stellte jedoch keine Betrachtung enüber die Erscheinung an, daß die Dichter, so sehr sie auch Hohn lächeln über die Recensionen in den Tagesblättern, doch sehr empfindlich über jeden Hieb sind, der ihnen durch die Presse versetzt wird. Rudolf's Anschauungen über die Recensenten der Gegenwart und die Bedeutung der Presse im Ganzen genommen, welche früher ziemlich zeitgemäß waren, hatten unmerklich einen großen Umschwung erlitten. Er erkämpfte sich allmählich seine Seelenruhe wieder, aber nicht dadurch, daß er sich die Aussetzungen des strengen Recensenten zu Herzen nahm, sondern daß er ihn und alle seines Gleichen in absurdum führte. Er entdeckte den Widerspruch gar nicht, welcher darin lag, daß er die Recensenten verlachte, zu gleicher Zeit aber so großes Gewicht auf ihr Urtheil legte; hierdurch zollte er der allgemeinen menschlichen Schwäche seinen Tribut.

An einem schönen Julitage unternahm er eine Fußtour auf's Land hinaus, um wo möglich in irgend einem Winkel eine billige Sommerwohnung zu finden, denn Theodora's fortwährendes Kränkeln erfüllte ihn mit Kummer. Bei diesem Ausfluge kam er in ein Dorf, in dessen Wirthshaus er ausruhen und sich ein wenig

erfrischen wollte; allein die Wirthsstube war dicht voll Menschen, und er erfuhr, daß hier eine politische Versammlung gehalten wurde. An der Thüre fand er jedoch ein Plätzchen, wo er hineingucken und die Verhandlungen mit anhören konnte.

Die Hauptperson, der Deputirte des Kreises, befand sich gerade auf der Erhöhung, welche bei Tanzunterhaltungen die Musik einzunehmen pflegt. Es war ein rothbackiger, untersetzter Herr in schwarzem Anzuge; er hatte die schwarze Atlasweste bis an den Hals zugeknöpft, trug eine schwarzseidene Binde und ließ auch nicht einen Zoll Weiß sehen. Seine wohlgenährten Hände ruhten auf dem Geländer, und während er mit zufriedenem Lächeln und halbgeschlossenen Augen sprach, schaukelte er sich bald vor-, bald rückwärts. Sein gesundes, ruhiges Gesicht flößte beim ersten Anblicke Vertrauen ein, und hatte er einen Schelm hinter dem Ohre, so schienen seine Zuhörer doch nicht im Stande zu sein, ihn zu entdecken. Sie lauschten mit großer Andacht seinen Worten, und hie und da hörte man ein Beifallsgemurmel; er stellte aber auch, als er vom Ablösungsgesetze sprach, den Satz auf, daß der Bauer der Kern der Nation, und daß unser Bauernstand an

Vaterlandsliebe, Selbstgefühl und Aufklärung sich mit dem Bauernstande jedes anderen Landes messen könne, ja wohl die meisten übertreffe. Da die meisten seiner Zuhörer dem Bauernstande angehörten, so konnten sie ihm wegen dieser Worte unmöglich böse sein, und jeden der Anwesenden überkam auch unwillkürlich ein Gefühl, als würde er um einige Zoll größer.

Der Deputirte schloß seine Rede mit der Bemerkung, daß ein junger Mann, von dessen politischer Zukunft er große Erwartungen hege, anwesend sei, und jetzt mit Erlaubniß der Versammlung sich über eine jener Fragen, welche ihnen Allen am Herzen läge, näher ausssprechen wolle. Er gehöre zwar nicht durch Geburt dem Bauernstande an, sei aber ein warmer Freund der Bauern, und wünsche mit den Wählern des Kreises näher bekannt zu werden.

Der junge Mann, dessen Anblick bisher die Menge Rudolf's Augen entzogen hatte, trat jetzt auf die Erhöhung, und Letzterer sah zu seinem Erstaunen — daß es Bruder Charles war! Ja, wie unglaublich es auch schien, und welche Veränderung auch mit seinem Aeußeren vorgegangen war, — es war Charles Gordon, und kein Anderer. Die Veränderung bestand in einer Kleidung,

welche wohl etwas moderner war als die des geehrten Deputirten, und zugleich noch einen Schimmer von der Flagge des Gentleman, — weißes Linnen — zeigte, aber dennoch durch ihre Aermlichkeit in schneidendem Contraste zu dem stutzerhaften Aeußern stand, welches in früheren Zeiten Charles Gordon stets ausgezeichnet hatte.

Rudolf war bei seinem Anblicke so erstaunt, daß er den Anfang von Charles' Rede überhörte; allmählich wurde er jedoch aufmerksamer, obwohl sein Staunen sich nicht verringerte. Die Worte flossen leicht von Charles' Lippen; er behandelte zuerst die vorliegende Frage, ging aber dann über auf allgemeine Betrachtungen über die Freiheit und die Segnungen, welche sie dem Vaterlande und besonders dem Stande, zu dessen Gliedern er sprach, gebracht hatte. Seine Ausdrucksweise war nicht ganz dem Standpunkte seiner Zuhörer angepaßt, was indessen den Werth der Rede in ihren Augen nicht verringerte; es lag in mehreren seiner Aeußerungen etwas Unreifes und Uebertriebenes, so wie ein schlecht verhehlter Unwille gegen die sogenannte Intelligenz und gegen Autorität jeder Art, die des Volkes ausgenommen; allein es ging zugleich eine warme Begeisterung durch

Charles' Worte, und ihr Klang ließ Rudolf einige Augenblicke vergessen, wo er war.

Er war durchaus nicht der Ansicht, daß diese Rede, die an Form und Inhalt weit über derjenigen des geehrten Deputirten stand, für das Publikum, dem sie galt, zu gut sei. Er wußte recht gut, daß der Sinn für das Gute und Edle bei den Bauern gar nicht so gering war, um nicht bei solchen Worten warm zu werden, selbst wenn er nicht alle Nüancen eines fließenden Vortrags würdigen konnte; allein ihm schien es, daß für den Redner selbst die guten Bauern eigentlich gar nicht da waren; derselbe hatte im Geiste wohl eine andere und größere Versammlung vor sich, und das anwesende Publikum war ihm höchstens ein Prüfstein zur Uebung seines Rednertalentes. Rudolf mußte sich gestehen, daß die Hoffnungen, welche der Deputirte bei Anmeldung seines Protegé's ausgesprochen, nicht ungegründet schienen, und er brannte vor Begierde, mit seinem Schwager zu sprechen.

Als die Versammlung aufgehoben war, bemerkte ihn Charles; er schien überrascht, aber nicht verlegen, daß er Rudolf hier traf, er eilte auf ihn zu, drückte ihm herzlich die Hand und stellte ihn dem Deputirten

und einigen Anderen seiner neuen Freunde vor, wobei er mehr Aufhebens machte, als dem Vorgestellten lieb war. Rudolf wurde als Schwager, Freund und Schriftsteller vorgestellt, und die Augen des würdigen Mannes ruhten forschend auf ihm, gleich als stellten sie stillschweigend die Frage auf — können wir ihn brauchen? Da Rudolf inzwischen den Wunsch aussprach, er möchte mit Charles unter vier Augen sprechen, machte dieser keine Einwendungen, und in Kurzem saßen Beide allein in einem Nebenzimmer, zwischen sich einen Tisch, auf welchem eine Portion Butterbrode und zwei Gläser Toddy standen.

„Charles," begann Rudolf, indem er seinen Schwager mit gekreuzten Armen betrachtete, „ich verstehe nichts von alle Dem."

„Das glaube ich gerne," antwortete Charles, vor sich niederschauend und mit dem Löffel in seinem Glase rührend.

„Ich glaubte Dich in Stockholm, Charles!"

„Ja, das mußtest Du freilich glauben; allein wie ich das Billet zum Dampfschiffe lösen wollte, kam mir etwas dazwischen."

„Willst Du mir dies nicht näher erklären und mich wissen lassen, warum du während eines vollen Monats Deine Anwesenheit dahier geheim gehalten?“

„Gerne! Es ist mir überhaupt recht lieb, daß ich hier so unerwartet mit Dir zusammengetroffen bin; was Du heute gesehen und gehört, erspart mir einen Theil der Erklärung. Apropos — hörtest Du meine Rede?“

„Ja wohl!“

„Und was hältst Du davon?“

„Daß Du ein Talent besitzest, von welchem ich keine Ahnung hatte; allein wie Du so schnell auf dieser neuen Bahn vorwärts gekommen, ist mir ein Räthsel.“

„Ich bedenke mich nie lange; allein ich war der Politik nie so fremd, als Du vielleicht gedacht. Der Zufall hat mich schon vor längerer Zeit mit Politikern zusammengeführt, und ich habe mehr gelesen und gedacht, als Du weißt. Bei meiner — meiner Hauswirthin war der Sammelplatz eines gewissen Kreises, und ich war dort ein fleißiger Gast.“

Charles schwieg einige Augenblicke und Rudolf wartete ungeduldig.

„Laß mich lieber gleich mitten hinein,“ begann Charles endlich wieder, „und Dir sagen, was Du doch nächstens erfahren würdest — ich bin verlobt.“

„Verlobt — mit wem?“

„Mit meiner Hauswirthin, Madame Petersen.“

„Der Lichtzieherwittwe! Sie könnte ja Deine Mutter sein!“

„Meinst Du?“ sagte Charles gekränkt; „sie ist ja nur zwölf Jahre älter als ich, und mir scheint, sie hat sich gut conservirt.“

„Ach, Charles! wie ist doch dies zugegangen?“ Du kannst ja unmöglich mit einer Frau, wie sie, sympathisiren?“

„Darf ich Dich bitten, meine Gefühle etwas mehr zu schonen? Es thut mir leid, daß meine Verlobte nicht Deinen Beifall hat; wenn sie übrigens mir gefällt, so ist es ja genug.“

„Ganz gewiß; aber Du kennst meine Aufrichtigkeit, und da Du selbst Dich nicht sonderlich zu geniren pflegst, wenn Du von mir sprichst, so mußt Du Dich schon auch darein finden, wenn ich meine Meinung sage. Deine Gefühle können unmöglich viel bei dieser Sache zu thun haben, und das ist es eben, was mich betrübt.“

„O, Du brauchst Dir's nicht so zu Herzen zu nehmen; Du hast übrigens Recht, es ist nicht der Mühe werth, daß man die Zeit mit Streiten verschwendet. Gefühle und Sympathien in dem Sinne, wie Du und Thora die Worte auffassen, habe ich als Luxusartikel über Bord geworfen; deswegen kann ich doch meiner Verlobten nach meiner Weise zugethan sein."

„Madame Petersen ist eine wohlhabende Frau," sagte Rudolf, und warf Charles einen vielsagenden Blick zu.

„Ja, das ist sie glücklicherweise," sagte Charles erröthend und kraute sich im Haare, „eine sehr wohlhabende Frau, und sie hat Freunde, die etwas gelten; Du sahst hier ein Paar von ihnen; allein sie ist zugleich eine herzensgute Frau; das Erste, was sie nach unserer Verlobung that, war, daß sie meine Schulden bezahlte. Du sollst Dich, was Aufrichtigkeit betrifft, nicht über mich beklagen können," fuhr Charles fort, indem er rascher sprach, „und um alle den Fragen zuvorzukommen, die von Deiner Seite im Anmarsche sind, will ich Dir nur sagen, daß ich bedeutende Schulden hatte, und daß ich nur deswegen nach Stockholm reisen wollte, um Tante Birk zu bitten, sie zu bezahlen, daß

aber eine Unterredung mit dem Schwager meiner Verlobten, den Du heute kennen gelernt, und der Deputirter dieses Kreises ist, mich bewog, die Reise aufzugeben. Ich bin ihm sehr dankbar dafür, denn es ist unwürdig, sich durch die Welt zu betteln, wenn man sich selbst helfen kann. Anstatt ein Bettler zu sein, mit der Aussicht, ein Tagdieb zu werden, bin ich bald ein nützlicher Mensch, und das Vermögen, in dessen Besitz ich komme, verhilft mir zu einer unabhängigen Stellung; und zudem habe ich noch ein braves Weib. Verstehst Du mich jetzt?"

„Zum Theile," antwortete Rudolf. „Die Macht der Verhältnisse — um einen schonenden Ausdruck zu gebrauchen — ist groß gewesen; das entschuldigt Dich etwas, und ich hoffe, daß Du stets daran denkst, wie viel Du Deiner Frau schuldest, wenn Ihr einmal verheirathet seid. Vermuthlich liebt sie Dich wirklich, denn es ist gar nicht so selten, daß ein Frauenzimmer in mittleren Jahren sich in einen jungen Mann verliebt. Ich will nur wünschen, daß die Zukunft Deiner künftigen Frau so wenig Enttäuschungen als möglich bereiten möchte!"

„Die erste Enttäuschung, die ihrer harrt," antwortete Charles, sein Haupt erhebend, „wird von Thora und

Dir kommen. Euer exclusiver Geschmack und Eure aristokratischen Neigungen werden Euch in die Enge treiben, und wahrscheinlich werdet Ihr den Stab brechen über die schlichte Schwägerin, die ich Euch zuführe. Ich sehe schon im Geiste, wie Thora Augen und Hände gen Himmel erhebt aus lauter Schrecken darüber, daß ich eine so einfache Parthie gemacht habe."

„Ja, sie wird sich wundern, wie ich; allein weder sie noch ich haben Grund, uns zu überheben. Wir werden natürlich Deiner Verlobten alle Freundschaft erweisen, die sie von uns erwarten kann, und auf die sie von vorneherein Anspruch machen darf; in wie weit wir hernach gute Freunde werden, beruht ja ebenso gut auf Dir und ihr, als auf uns. Aber es ist möglich, daß sich Steine des Anstoßes finden werden, denn wie ich heute gesehen habe, willst Du Dich nicht allein mit Madame Petersen vermählen, sondern auch mit der Politik; Du hast zugleich zu ihrer und der Volksfreunde Fahne geschworen, und es sollte mich freuen zu hören, daß zwischen diesen zwei Seiten der Sache keine innige Verbindung existirt. Wenn ich recht gehört habe, so sagtest Du vorhin, daß der Schwager Deiner Verlobten, der Deputirte, es war, welcher Dich bewog,

die Reise aufzugeben; ich muß Dir im Voraus sagen, daß ich mit Deinem volksfreundlichen Umgangskreise nicht werde sympathisiren können."

„Ah so!?" sagte Charles mit ironischem Lächeln, indem er den Löffel auf dem Rande des Glases balancirte; „nun, Du lässest mich wenigstens nicht lange im Unklaren. Es darf mich übrigens nicht wundern, denn es ist ja Modesache bei den Studirten, die Volksfreunde zu verachten: sie wetteifern förmlich darin, uns mit Koth zu bewerfen. Sogar Du, mein eigener Schwager, ziehst sogleich die Fühlhörner ein, sobald Du fürchtest, Du möchtest mit ihnen in Berührung kommen. Es ist recht human von Dir, über Leute den Stab zu brechen, die Du gar nicht kennst."

„Ich kenne sie durch ihre Auslassungen und ihr ganzes öffentliches Benehmen; ich muß es vermeiden, mit Leuten umzugehen, denen ich nothwendigerweise sogleich in die Haare kommen würde."

„Dann mußt Du ja auch mich meiden."

„Ich brauche nur zu vermeiden, mit Dir von Politik zu sprechen."

„Sind die politischen Anschauungen Deiner Freunde wirklich von so großer Wichtigkeit für Dich? Du wirst

wohl auch viel Interesse für *Politik haben!* Ich wollte, sie wäre Dir eine Herzenssache! Aber Du bist ganz lau in diesem Capitel, und fürchtest stets, mit Leuten in Berührung zu kommen, deren schlichtes Benehmen Deinen verfeinerten Schönheitssinn beleidigen könnte; das ist die ächte Philisterei!"

„Sage mir einmal," fuhr Charles fort, da Rudolf keine Antwort gab, „hast Du jemals die Grundrechte durchgelesen und darüber nachgedacht? Hast Du Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten? Hast Du Dir eine Ansicht über die wichtigsten Fragen gebildet, oder hast Du Dir die Möglichkeit gedacht, daß in Zukunft auch Du einmal zur Theilnahme an dem öffentlichen Leben oder einer öffentlichen Angelegenheit berufen werden könntest? Weißt Du, was constitutionelle Freiheit ist? Nicht etwa, daß Jeder thun kann, was er will, sondern daß das Volk sich selbst regieren soll; selfgovernment — das ist ein großes Wort, mein Lieber! Laß einmal die Grundrechte in allen Richtungen durchgeführt sein, dann wollen wir sehen, welche die Aergsten sind im Auskneifen, wenn es gilt, die Last der gemeinsamen Arbeit zu tragen — die Studirten oder unsere Partei!

Ihr seid ein gemächliches Volk, wenn es gilt, zu handeln — die Zukunft gehört uns!"

„Bist wirklich Du es, Charles Gordon, der so spricht? Ich bin ganz erstaunt, Dir als neugebackenem Zukunftsmanne, der noch nicht einmal seine Sporen verdient hat, zuzuhören! Ich werde Deine Philippika kurz und gut beantworten: gerade die Intelligenten, unter welchen Du den Gelehrten- und Beamtenstand verstehst, sind es, welchen Ihr, nächst Sr. Majestät, die Freiheit verdankt, die Euch so aufbläht, und sie sind es auch, welche bei Durchführung der Grundrechte und Entwicklung der Freiheit an der Spitze stehen, obwohl sie sich nicht überstürzen, wie Verrückte. Ich bin ganz ruhig — Intelligenz, Wissen und Einsicht kommen, bei Gott! nicht aus der Mode; sollte es aber geschehen, dann würde es schlecht aussehen in unserem Vaterlande. Was meine eigene Wenigkeit betrifft, so habe ich die Grundrechte gelesen und verfolge die öffentlichen Angelegenheiten mit großem Interesse; allein ich habe noch nicht, wie Du, das Alter, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Uebrigens bin ich, wie Du weißt, ein bescheidener Poet, und wünsche im Stillen meine Kunst zu üben."

„Ach, Rudolf, wozu führt dies? Hänge Deine Leyer, dies Spielzeug, an die Wand, und werde ein thätiger Mann, wie ich.“

„Poesie und Kunst sind natürlich in Deinen profanen Augen nur Spielereien.“

„Denke wenigstens an Frau und Kind! Du hast keine sorgenfreie Existenz; wie wär's, wenn ich sie Dir verschaffen könnte? Es ist mein Ernst, ich habe Dir einen Vorschlag zu machen.“

„Spare Dir die Mühe, Charles!“

„Nein, es wäre Sünde! Ich will Dir etwas anvertrauen: mein künftiger Schwager und ich gedenken ein Blatt zu gründen; dazu brauchen wir Mitarbeiter; Du besitzest Kenntnisse — Du siehst, daß ich die Intelligenz an und für sich nicht geringe achte — und hast eine flüchtige Feder; wir können Dich brauchen, und Du wirst einen guten Nebenverdienst dadurch haben: schließe Dich uns an!“

„Aha!“ rief Rudolf, „jetzt verstehe ich, warum ich so feierlich vorgestellt wurde; nein, Charles, ich tauge nicht zum Journalisten: ich würde geistig dabei zu Grunde gehen.“

„Du kannst Dich ja einmal inzwischen erfrischen, indem Du Recensionen schreibst; Du bist jüngst erst durchgehechelt worden — tröste Dich damit, daß Du auf die Anderen losdrischest.“

„Das wäre ein armseliger Trost; ich kann überdies nicht mit Leuten zusammen arbeiten, die meine politischen Antipoden sind. Hab' indessen Dank für Dein freundliches Anerbieten.“

„Ja, es wird sich wohl noch zeigen, daß es nicht zu verachten war; es ist nur das Unglück, daß Du ein kleines Vermögen besitzest und ein noch größeres zu erwarten hast. Ich möchte wünschen, Du wärst so arm wie eine Kirchenmaus, wie ich selbst früher war.“

„Es ist nicht schön, wenn Du wünschest, die Noth sollte mich auf einen falschen Weg drängen.“

„Es ist ein guter Wunsch! Du wärest dann gezwungen, Deine Träume fahren zu lassen, Du würdest ein tüchtiger Mann werden, Dich empor arbeiten und Deinen Alten zwingen, Dich zu achten.“

„Es ist mir ganz gleichgültig, ob er mich achtet, oder nicht.“

„Willst Du nicht wenigstens die Sache überlegen? Laß Dir ein ernstes Wort sagen, Rudolf! Thora hat

viel durchgemacht in dem Jahre, seit Ihr verheirathet seid, ihre Gesundheit ist schwach, und der kleine Nebenverdienst, den Du hast, reicht nicht weit. Gehst Du auf meinen Vorschlag ein, so will ich Dir einen Vorschuß geben. Du kannst es nicht verantworten, ein solches Anerbieten abzuweisen; es gilt ja nur einen Versuch. Unser Blatt wird in einem Monate erscheinen; ich gebe Dir acht Tage Bedenkzeit."

Rudolf's Widerstand wurde nach diesem letzten Argumente schwächer; war es nicht seine Pflicht, um seines Weibes und Kindes willen ein Opfer zu bringen? und doch wurmte es ihn, daß er sich, wie er es nannte, verkaufen, daß er seine Feder herleihen sollte, nur um das Leben zu fristen. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen, und mit dem Schwager Charles' wollte er sich in keine Unterhandlung einlassen. Er versprach endlich, die Sache überlegen und sich innerhalb der vorgeschlagenen Frist erklären zu wollen. Charles war damit zufrieden, und kündigte seinem Schwager in aufgeräumter Stimmung auf die nächsten Tage einen Besuch mit seiner Verlobten an.

Hiemit trennten sie sich, und Rudolf wanderte allein nach Hause, erfüllt von dem, was er an diesem Tage

gesehen und gehört hatte, und ganz den eigentlichen Zweck seiner Fußtour vergessend. Er hatte volle drei Stunden zu gehen, allein nie war ihm ein Weg kürzer erschienen, als diesmal, und als er müde und bestaubt in seinem Wohnzimmer saß, lauschte Theodora erstaunt der Erzählung seiner Erlebnisse am heutigen Tage.

Zwölftes Capitel.

Ein Freund.

Am Abende des nächsten Tages stand Rudolf in seinem Wohnzimmer, die Augen fragend auf Theodora gerichtet; sie saß im Lehnstuhle, die Hände im Schooße gefaltet, und schaute betrübt vor sich hin; ihre Wangen glühten, und Thränen standen ihr in den Augen.

„Nun, Thora, was sagst Du dazu?“ fragte Rudolf lachend.

„Ach, lieber Freund — soll ich weinen oder lachen?“

„Lieber das Letzte, wenn es ja eines von Beiden sein muß.“

„Ich bin ganz nervös geworden von der endlosen Visite; wie lange hat sie wohl in Einem fort geschwätzt? Sie ist fürchterlich einfach und langweilig, und schrecklich in Charles vergafft.“

„Aber doch äußerst gutmüthig.“

„Das ist eben das Schlimmste, daß sie so einfältig ist.“

„Pfui, Thora!“

„Nimm's nicht so genau, was ich sage; es muß einmal heraus, und es bleibt ja unter uns. Daß unser lieber Charles, der so ein braver, feiner und gebildeter Mensch war, um ein Bischen Geld sich so wegwerfen konnte! Armer Charles! Er muß ja nun sein Leben lang Comödie spielen; nein, das ist zu unwürdig! Man braucht ihn ja nur seine dicke Madame liebkosen zu sehen, um zu begreifen, daß jeder Tag seines Lebens eine Lüge ist.“

„Denke an unser Zusammentreffen mit Charles in Charlottenlund, und alle den Kummer, den es Dir verursachte! Charles ist kein Zechbruder geworden, wie Du gefürchtet; er wird bald ein achtbarer und wohlhabender Mann sein und allem Anscheine nach auf dem Felde der Politik sein Glück machen; das ist doch wirklich besser, als das Andere!“

„Aber warum ist dies das Bessere? Weil er leichtsinnig war; er kam von dem einen Extrem in's andere, und das Resultat ist, daß er für uns verloren ist.“

„Das darfst Du nicht glauben.“

„Sei meinetwegen nicht bange, mein Freund! Ich werde Madame Petersen nicht aus unserem Hause verscheuchen, denn sie ist eine honette und achtungswerthe Frau; aber daß das alte Thier in ihrem zweiundvierzigsten Jahre sich noch so rasend verlieben konnte! Ha, ha, ha! arme Thora! Es ist Grund vorhanden, sich um Deinetwillen etwas zu ängstigen, denn es wird eine schwere Geduldprobe für Dich sein, mit ihr zu verkehren."

„Wie manchen guten Rath bekam ich nicht heute sowohl für meine Gesundheit, als auch in Haushaltungsangelegenheiten! Es ist ein Trost, zu wissen, daß sie sicherlich ganz erfüllt war von dem Bewußtsein ihrer eigenen Ueberlegenheit und von Mitleid über meine Unwissenheit, als sie mich verließ. Ja, es wird eine Geduldprobe für mich werden, mit ihr zu verkehren, Du zu ihr zu sagen, und zu wissen, daß sie den Namen Gordon trägt. Ich würde ihre Einfältigkeit nicht so hoch anschlagen, wenn sie nur auch jung und hübsch wäre; es würde mir dann doch leichter begreiflich erscheinen, daß Charles sie liebte; allein er liebt sie ja nicht! er hat sie einzig und allein um des Geldes willen

genommen, und dies ist die schmutzigste Vernunftpartbie, welche man sich denken kann."

„Du kannst doch nicht wissen, ob es Charles wirklich so schwer fallen wird, mit ihr zusammen zu leben. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß, obwohl Charles etwas gelernt hat, die Bildung bei ihm doch nicht sonderlich tief geht; er war immer, obwohl er sieben Jahr älter ist, als ich, sehr jugendlich. Der Abstand zwischen ihm und Madame Petersen ist daher kaum so ungeheuer, als Du meinst, und seine politische Thätigkeit wird seine Zeit der Art in Anspruch nehmen, daß er über seinen Mißgriff nicht viel nachgrübeln kann."

„Und gelingt es ihm, sich emporzuschwingen, so wird er mehr und mehr fühlen, daß er thöricht gehandelt hat; bedenke nur, in zehn Jahren ist sie ja ein altes Weib, und er wird ihrer satt und überdrüssig sein! Und sollte ihnen je das Unglück zustoßen, daß das Vermögen verloren ginge, oder daß Charles es zusetzte, mit welchen Augen würde er sie dann betrachten? Ach Rudolf! es kann sich unter günstigen Verhältnissen so hinschleppen, aber zum Glücke kann es ihm nie gereichen, und ebenso wenig uns zur Freude. Wir hätten etwas Sonnenschein und Freude bedurft, allein dies ist nur

eine neue Last. Ich will indessen mein Bestes thun, denn es ist ja unsere Pflicht, uns darein zufinden, und Charles soll nicht Ursache haben, sich über mich zu beklagen.“

„Und was sagst Du dann zu dem Anerbieten, das Charles mir gemacht hat?“

„Ja, was soll ich dazu sagen? Sehr begehrenswerth scheint es mir allerdings nicht; wir werden in ziemlich nahe Berührung mit den uns ganz unbekannten Menschen kommen, an welche sich Charles jetzt angeschlossen hat. Mir kommt es bedauerlich vor, daß Du Deine Kräfte auf diese Art aufreiben sollst; meinst Du jedoch, daß es Deine Pflicht ist, es zu thun, so will ich Dich nicht davon abhalten.“

„Es ist allerdings oft klug, das zu thun, wozu man nicht Lust hat; aber ich fürchte, es geht nicht.“

„Wollte Gott, Du könntest Dich mit einem Freunde berathen; wir sind so schrecklich isolirt! Charles ist in dieser Sache nicht Dein Freund; er will Dich für seine Interessen gewinnen, und giebt Dir einen Vorschuß, um Dich in die Tasche zu bekommen — eine häßliche Politik, das!“

Rudolf maß schweigend und grübelnd das Zimmer; da wurden er und Theodora gewahr, daß ein Schatten die Fenster verdunkelte, es klopfte an, die Thüre ging auf und der im Geiste angerufene Freund trat herein in der Gestalt des Pastors Christian Bramson; ja, da stand er, lebendig und leibhaftig, einen Mantel über dem Arme, und Pfeife und Tabaksbeutel in der Hand; und ein Reisesack, den ein Träger ohne Ceremonie durch die Thüre hereinschob, bewies, daß Freund Bramson direct vom Dampfschiffe kam.

Rudolf und Theodora äußerten laut ihr freudiges Erstaunen; sie waren Beide im Nu an seiner Seite und hießen ihn herzlich willkommen; Jedes ergriff eine seiner Hände, während er lächelnd bald Rudolf bald Theodora anschaute und seine Augen feucht wurden vor Erregung. Der Empfang war warm, viel wärmer, als er erwartet hatte, und seine eigene Freude, sie wiederzusehen, innig, wenn auch mit Wehmuth vermischt; Rudolf erschien ihm älter und ernster, als er ihn zu finden gedacht, und Theodora sah angegriffen und kränklich aus; als sie Bramson's Hand losließ, zitterte ihre eigene.

„Ich komme unangemeldet,“ sagte Christian, nachdem sie alle Drei etwas ruhiger geworden waren, „weil ich den Tag meiner Abreise nicht so genau im Voraus bestimmen konnte; ich habe Sie wohl fast erschreckt, Thora? Directe Grüße kann ich Euch nur von meinem guten Onkel bringen, der ja Euch so gut wie fremd ist; denn ich reiste nicht über Steinhafen hieher, da ich weiter südlich Geschäfte hatte. Indessen ist es nicht so lange her, daß ich Schwarz gesehen, der wie immer seinen lieben Schüler in frischer und herzlicher Erinnerung hat. Clara,“ schloß Christian, während sein Gesicht etwas ernster wurde, „habe ich seit Langem nicht mehr gesehen; Ihr habt wohl von Beiden Nachrichten?“

„Ja,“ versetzte Rudolf, das Gesicht seines Freundes studirend, dessen Ausdruck ihn ahnen ließ, daß Christian etwas Besonderes auf dem Herzen hatte. „Wir haben von Beiden recht liebe Briefe erhalten; aber sag' uns nur,“ fuhr er munter fort, „was Deine wohlehrwürdige Person in Bewegung gesetzt hat? Denn Du wirst uns wohl nicht glauben machen wollen, daß Du, nur um uns zu besuchen, so viele Meilen gereist bist?“

„Fast errathen," antwortete Bramson und nickte dazu. „Apropos, kann ich wohl ein paar Nächte bei Euch logiren?"

„Sie wollen wirklich bei uns vorlieb nehmen?" rief Theodora, deren Freude über die unerwartete Ankunft des treuen Freundes sich in jeder Miene und jedem Worte verrieth. „Das würde uns eine unendliche Freude machen; es wird wohl etwas beschränkt und unbequem für Sie sein, allein es läßt sich schon machen."

„Das ist prächtig!" sagte Bramson; „hier in der Nähe ist kein Gasthof, und ich habe viel mit Euch zu sprechen; so erspare ich doch das Hin- und Herlaufen."

Theodora deckte nun den Theetisch, und entwickelte hiebei eine Lebendigkeit und Munterkeit, wie seit lange nicht mehr. Sie hatte keinen bestimmten Anhaltspunkt, aber eine Ahnung sagte ihr, daß der Besuch Christian Bramson's etwas Gutes bedeutete.

Unterdessen setzten die Herren ihre Unterhaltung fort, und Christian erhielt eine wie wohl etwas oberflächliche Schilderung von den Ereignissen des verflossenen Jahres; denn Rudolf legte kein großes Gewicht auf die überstandenen Leiden und verweilte nur ungerne bei seinen dürftigen Verhältnissen. Christian holte ihn

nichts destoweniger mit einer Hartnäckigkeit aus, die ihm etwas undelikat vorkam, und schien befriedigt, sobald er wieder einen neuen Beweis seiner Dürftigkeit erhielt, bis Rudolf endlich von seiner eigenen Geschichte auf diejenige Charles Gordon's überging.

Was Bramson jetzt zu hören bekam, überraschte ihn in hohem Grade, allein er hatte, seitdem Baron Dornfeldt ihn mit den Thaten des guten Charles in Charlottenlund bekannt gemacht, sich von dessen moralischem Standpunkte so düstere Vorstellungen gemacht, daß die Ueberraschung eine angenehme ward, und er in ein kurzes, herzliches Lachen ausbrach, welches Rudolf etwas theilnahmslos erschien. Es war überhaupt etwas in Bramson's Wesen, was er nicht verstand, und dies machte auf Nordorf keinen angenehmen Eindruck, denn es ist nie angenehm, mystificirt zu werden. Christian Bramson hatte immer etwas Apartes gehabt, aber diesen Abend wurde sein wunderliches Wesen höchst auffällig; bald war er zerstreut, bald von rührendem Wohlwollen, bald ungeziemlich fröhlich, und Rudolf wurde dadurch so verstimmt, daß er ihm nichts von Charles' Anerbieten sagte, noch ihn in dieser Sache um seinen Rath fragte. Inzwischen that dies Theodora

an seiner Statt, und sobald Bramson hörte, was im Werke war, erschien er sehr ernst und aufmerksam.

„Nun, und was sagen Sie von Charles und seinem Thun und Treiben?“ fragte Theodora endlich.

„Darin liegt wahrhaftig kein Unglück, so weit es ihn betrifft,“ antwortete Bramson, „allein, wenn er Rudolf mit hineinziehen will, bekommt die Sache ein anderes Ansehen. Was für Charles ein Glück sein kann, würde für Dich, Rudolf ganz sicher ein Unglück werden. Ich will nicht hoffen, daß Du nur einen Augenblick daran gedacht hast, Dich in diese Geschichte einzulassen?“

„Ja, das habe ich allerdings; wenn es im Stande war, meine Lage bedeutend zu verbessern, so gebot es mir doch wohl die Pflicht, einen Versuch zu machen, und wenn ich auch keine Lust dazu hatte?“

„Hier handelt es sich nicht um die Lust; Du opferst ja deine Unabhängigkeit und Ueberzeugung, während Charles, wie immer auch sein Benehmen in anderer Beziehung gewesen sein mag, ohne Zweifel von ganzem Herzen mit seinen neuen politischen Freunden sympathisirt, während das Vermögen, in dessen Besitz er kommt, ihm eine unabhängige Stellung sichert. Nehmen Sie

mir's nicht übel, Thora, wenn ich offen und ohne Vorbehalt spreche, aber es ist unleugbar meine Meinung, daß Rudolf zu gut ist, Charles' Trabanten zu machen."

„So räthst Du mir unbedingt ab, auf seinen Vorschlag einzugehen? Bedenke, Charles versprach, mir einen Vorschuß zu bezahlen, wenn ich für sein Blatt schreibe, und ich brauche Dir nicht zu verhehlen, daß dieser Vorschuß gerade in diesem Augenblicke mir sehr angenehm sein würde. Für Thora ist es dringende Nothwendigkeit, aus dieser dumpfen Stadt fortzukommen; nur ein längerer Landaufenthalt vermag ihr die verlorenen Kräfte wiederzugeben, und so ließe sich vielleicht dafür Rath schaffen."

„Ja," sagte Bramson, indem er seine Brille rückte und Rudolf in einem neuen Anfalle von wohlwollender Distraction anstarrte. „Ja wohl, darin hast Du Recht; aber," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „es wäre schöner, wenn sich dies ohne so große Opfer erreichen ließe. Dein Weg ist ein ganz anderer, als der Charles'. Hättest Du nicht Lust, die Stadt ganz zu verlassen und irgendwo auf dem Lande nur der Poesie zu leben?"

„Ach, Christian, das läßt sich ja auf keine Weise ausführen! Hier in der Stadt verdiene ich doch etwas durch meine Instructionen.“

„Ich wollte,“ nahm Bramson wieder das Wort, während Theodora ihn mit großer Spannung betrachtete, „nicht gleich mit der Thüre in's Haus fallen; ich mußte doch auch erst wissen, wie es eigentlich mit Euch steht; aber jetzt habe ich doppelten Anlaß, Euch zu sagen, was mich herübergeführt hat. Ich bin einzig und allein um Euretwillen gekommen, und ich sehe, daß ich im rechten Augenblicke gekommen bin. Ich freue mich, daß ich nicht dem geschriebenen Worte vertraut hatte.“

Rudolf schaute verwundert auf.

„Ich habe eine Einladung an Euch — ja, es ist eigentlich nicht so ganz eine Einladung, ich muß es einen Vorschlag nennen, allein er kommt ebenso von mir wie von meinem Onkel. Was würdest Du dazu sagen, wenn wir Dir vorschlagen, zu uns zu ziehen und in Bornstedt zu wohnen?“

„In Bornstedt wohnen,“ wiederholte Rudolf mechanisch, während Theodora schnell den Theetisch verließ und sich neben Bramson auf's Sopha setzte.

„Wir dachten erst daran," fuhr Bramson verlegen fort, „Euch in den Pfarrhof einzuladen; aber wir möchten Euch länger bei uns haben, und während ich darüber nachdachte, wie dies zu ermöglichen wäre, entdeckte ich, daß eben ein hübsches Häuschen zu vermiethen ist — ein hübsches Häuschen," wiederholte er, zog sein Taschentuch und fuhr damit an der Nase herum, „vollständig meublirt. Es liegt hübsch, ist nicht weit vom Pfarrhofe und paßt in jeder Beziehung für Euch. Die Idee ist mein, jedoch der Onkel nahm sie mit Wärme auf. Er ist ja Deiner Familie nicht fremd, und Deine Gedichte haben ihn vollständig für Dich eingenommen. Er ist kränklich und führt ein tristes, einförmiges Leben, der alte Hagestolz, der er ist; er freut sich daher ungemein darauf, Euch in seiner Nähe zu haben."

Da Rudolf in Nachdenken versunken dasaß, während Theodora's Blicke in ängstlicher Spannung, die Bramson's forschend auf ihm ruhten, fuhr Letzterer eifrig fort:

„Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Dir das, was Du beim Verlassen der Stadt an Nebeneinnahmen verlierst, durch das billigere Leben bei uns wieder hereinkommt. Milch kannst Du im Pfarrhof um mäßigen Preis haben, an Torf ist bei uns gräßlicher Ueberfluß,

wir können ihn gar nicht verkaufen, und die Miethe des Hauses ist eine reine Bagatelle."

„Das muß ein wahres Eldorado sein, dieses Bornstedt!" sagte Rudolf erröthend und schaute seinen Freund mißtrauisch an.

„Allerdings," entgegnete Bramson, „wenn man genügsam ist, kann man dort für eine geringe Summe ganz gut leben; und dann," fuhr er mit einem Blicke auf Rudolf fort, „bist Du nur drei Meilen von Steinhafen und Clara. Was sagen Sie, Thora?"

„Es ist unvergleichlich liebenswürdig von Ihnen, Bramson, daß Sie so freundlich an uns gedacht haben," antwortete Theodora warm; „aber das sieht Ihnen gleich."

„Sie sagen nicht, was Sie von meinem Vorschlage halten," versetzte Bramson.

„Er gefällt mir in hohem Grade," sagte Theodora bewegt, „aber Rudolf muß ja für uns Beide antworten."

„Ich möchte nur wünschen," begann Rudolf langsam, „daß Ihr etwas entfernter von Steinhafen wohntet; ich sehe jedoch, wie gut Du es mit uns meinst, lieber Christian; Du bist ein seltener Freund! aber —"

„Das Wort hat der Kukuk gemacht," entgegnete Bramson.

„Aber," fuhr Rudolf fort, „selbst wenn die Verhältnisse es nicht zu einer mißlichen Sache für mich machten, mich in der Nähe meiner Vaterstadt niederzulassen —"

„Drei Meilen davon," bemerkte Bramson.

„Auf eine Meile mehr oder weniger kommt es nicht an; aber Bornstedt gehört ja zum Bezirke Steinhafen — Du verstehst mich schon! Es könnte leicht mißverstanden werden, wenn ich dort mich aufhielte; dieser Gedanke würde meine Gemüthsruhe stören und die Freude an Deiner und Deines Onkels Gesellschaft zu nichte machen. Ich würde dort nicht gedeihen können, nicht mit dem besten Willen!"

„Ueberlege Dir's, Rudolf," sagte Bramson, „die Sache muß ja nicht heute Abend entschieden werden; Deine Frau wartet schon lange mit dem Thee auf uns, und wenn ich aufrichtig sein soll, die Reise hat mir Appetit gemacht."

Sie nahmen nun am Theetische Platz, und Bramson that sein Bestes, um seine Freunde aufzumuntern. Für Theodora war die gemüthliche Nähe Bramson's

ein wahrer Trost, aber Rudolf war stille und verschlossen geworden. Bramson hielt es daher für gut, zeitig aufzubrechen, und Theodora eröffnete ihm, daß die Hauswirthin so gefällig gewesen, ihnen ihr eignes Gemach als Gastzimmer zu überlassen. Bramson sagte gute Nacht und Rudolf begleitete ihn auf sein Zimmer, hatte aber große Eile, ihn wieder zu verlassen. Bramson behielt seine Hand in der seinigen und sah ihn freundlich an.

„Fürchte nicht, lieber Rudolf," sagte er, „daß ich Dich gegen Deinen Willen zwingen will; ich für meinen Theil werde nimmer in Dich dringen, nur daran laß Dich erinnern, daß Du um Thora's willen eine Ortsveränderung vornehmen mußt. Ich, der ich sie ein ganzes Jahr nicht gesehen, kann besser als Du beurtheilen, welch große und traurige Veränderung mit ihr vorgegangen ist; sie sieht sehr schwach und leidend aus. So, wie es ist, kann es nicht bleiben; Du mußt wählen zwischen uns — zwischen Charles und mir! Ich begreife recht gut Deine Bedenklichkeiten; ich weiß, daß wie die Verhältnisse nun einmal sind, es Dir schwer fallen muß, Dich zu entscheiden; damit Du jedoch gerade heute Abend nicht allein und rathlos bist, will ich Dir hier einen Gesellschafter. und Tröster geben — einen Brief

von meinem Alten. Sei überzeugt, daß die ganze Sache und jedes Wort in diesem Briefe wohl überlegt ist. Lies ihn, wenn Du allein bist!"

Sie trennten sich für diesen Tag. Als Rudolf in's Wohnzimmer zurückgekommen, bat er seine Frau, in's Bett zu gehen. Theodora sah müde und angegriffen aus nach alle den Gemüthsbewegungen, welche dieser Tag ihr gebracht hatte; allein ihre Sehnsucht nach einer Unterredung mit Rudolf war größer als alle physische Schwäche.

„Ich weiß, was Du willst, Thora; aber glaube mir, es ist am besten, wenn Du mich einige Augenblicke allein läßest."

Er sagte dies so ernst, daß Theodora nicht zu widersprechen wagte; sie sah ihn zärtlich und fragend an, küßte ihn und ging seufzend in ihr Schlafzimmer.

Als Rudolf allein war, zündete er Licht an, erbrach hastig den Brief des alten Pastors, und machte sich daran, ihn zu lesen. Je weiter er im Brief kam, desto finsterer wurde sein Blick, und als er fertig war, warf er ihn heftig auf den Tisch. In großer Gemüthsbewegung ging er auf und nieder, kam aber wieder zu seinem Platze zurück, nahm den Brief und las ihn

abermals, setzte sich wieder vor den Brief hin und starrte ihn, lange nachdem er schon zu lesen aufgehört hatte, immer noch an.

Der Brief des Pastors begann mit einer passenden Einleitung und einigen freundlichen Worten, worin er um Entschuldigung bat, daß er sich direct an Rudolf wandte und in eine Sache sich mischte, die ihn eigentlich nichts anginge; dann ging er auf die Sache selbst über und berührte ohne Umschweife die empfindlichste Stelle in Rudolf's Herzen.

„Mitten in der Ohnmacht,“ schrieb er, „welche meine Krankheit über mich gebracht, und zur Unthätigkeit verdammt, wie ich bin, fühle ich die Lust in mir, eine gute That zu vollführen, indem ich versuchen möchte, auf Sie der Art einzuwirken und Sie so mild zu stimmen, daß eine Versöhnung mit Ihrem Vater möglich wäre. Ich vermuthe nämlich — und möchte ich mich darin nicht irren! — daß das größte Hinderniß bei Ihnen liegt. Hiebei muß ich Ihnen gleich mittheilen, daß Ihr Vater jüngst in Bornstedt war und mich besuchte; ich hielt es nicht für passend, in ihn zu dringen, allein wir sprachen doch von Ihnen, und seine

Aeußerungen über Sie waren so ruhig und wohlwollend, daß seine Worte mir die beste Hoffnung gaben."

„Nun habe ich Sie allerdings seit Ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen, lieber Herr Nordorf, allein Christian's warme Freundschaft für Sie und der schöne Einblick in Ihr Herz, den mir das Lesen Ihrer Gedichte verschafft, haben meine Theilnahme für Sie in hohem Grade geweckt. Christian war der Meinung, wir sollten Sie vorläufig nicht weiter mit der peinlichen Angelegenheit plagen, welche mich veranlaßte, Ihnen zu schreiben, ich dagegen bin der Ansicht, daß der Zweck des Ganzen Ihnen von allem Anfang an bekannt sein müsse."

„So weit ich mich in Ihre Lage denken kann, scheint es mir klar, daß Sie entweder in versöhnlicher Absicht, mit Liebe und Frieden im Herzen, oder gar nicht kommen werden. Habe ich richtig gerathen?"

„Möchte das Erste der Fall sein! Es wird Ihnen schwer genug fallen, denn Sie haben ganz gewiß Ihrem Vater viel zu verzeihen; aber doch wohl nicht mehr, als Christus seinen Feinden zu vergeben hatte! Lassen Sie uns ihm, unserm Herrn und Meister, nachfolgen! Führen Sie sich sein göttliches, majestätisches Bild vor Ihr geistiges Auge, wenn Sie mit sich selbst zu Rathe

gehen, und denken Sie daran, wie demüthig er war bis zum Tode!"

„Christian sagte mir, daß Sie Ihren kindlichen Christusglauben rein und frisch bewahrt haben, daß Sie ein Christ sind. Ich sage: nein, Sie sind es nicht! So lange Sie Groll hegen, sind Sie kein wahrer Christ. Wo es unsere Seligkeit betrifft, sollen wir von Oben anfangen, nicht von Unten; wir müssen den Teufel bei den Hörnern packen; wir müssen mit dem Schlimmsten und Schwersten beginnen, dann kommt der Rest von selbst. Der liebe Gott begnügt sich nicht mit kleinen Nachgiebigkeiten von unserer Seite; er verlangt gerade das von Ihnen, was Ihnen unmöglich scheint; Sie mögen Grund haben, über die Sünden Ihres Vaters traurig zu sein, aber hassen dürfen Sie ihn nicht; Sie müssen sogar bereit sein, sich vor ihm zu demüthigen."

„Das Warum und Wie wollen wir näher überlegen, wenn Sie einmal hier sind; ich werde gerne die Rolle eines Vermittlers zwischen Ihnen und Ihrem Vater übernehmen, obwohl es nach meinem Dafürhalten das Beste wäre, Sie gingen ohne alle Vorbereitungen geraden Weges zu dem Alten und sprächen mit ihm, wie es Ihnen das Herz eingiebt. Nur Eines möchte ich noch

beifügen; sollte, was Gott verhüten wolle, Ihr Gang zu ihm vergeblich sein, sollten Sie sich ohne Nutzen und Erfolg demüthigen, so haben Sie doch nichts dabei zu bereuen, denn Sie haben dann ein reines Gewissen. Ja ich hoffe sogar, daß Sie selbst aus einem solchen Schiffbruche noch die versöhnliche Stimmung bergen werden, welche Sie mit Gottes Hülfe nun bald zu uns und ihm führen möge."

Diese Worte griffen tief in Rudolf's Herz. Alles, was seine arme Mutter einst erduldet, jedes harte Wort, das sein Vater ihm gesagt, alles Böse wurde wieder frisch und lebendig und hohnlächelte über die einfältige Frömmigkeit, die aus den Worten des alten Pfarrers sprach. Was hatte es zu bedeuten, daß sein Vater sich gegenüber einem Fremden, wie Christian's Onkel doch genannt werden mußte, obwohl sein Vater ein Freund des Pastors war, so bedächtig ausgesprochen? War es nicht thöricht, zu glauben, daß ein Mann, wie Paul Nordorf, wenn es darauf ankäme, sich mild und versöhnlich zeigen würde? Würden nicht, selbst wenn dies Wunder geschähe, große Opfer von ihm verlangt werden? Würde Geringeres genügen, als eine vollständige Unterwerfung, als das Aufgeben seiner Studien

und seiner ganzen geistigen Thätigkeit und die Theilnahme an der materiellen seines Vaters? Wie würde endlich seine Stiefmutter sich verhalten? Er wußte, obwohl nur durch Andere, daß sie stolz und eitel war; er selbst kannte ihren Charakter nicht.

Zu Vieles war hier ungewiß; es hätte eine bestimmte Kundgebung von seinem Vater vorliegen sollen; allerdings wäre es sehr schön, wenn er, Rudolf, aus eigenem Antriebe käme, aber dadurch wurde auch die Gefahr um so größer, daß dieser Schritt mißverstanden, daß sein Vater denken würde, er käme nur aus eigennützigen Beweggründen, wie er ja auch selbst jetzt die ganze Verantwortung der Folgen eines Versuchs auf sich nahm, welcher, wenn er mißglückte, mit einer noch viel bitterern Feindschaft, als jetzt existirte, enden konnte. Nur das Eine war gewiß, daß Bramson und sein Onkel es herzlich gut mit ihm meinten, und daß sie an die Möglichkeit einer Versöhnung glaubten; und was Christian betraf, mußte er sich selbst gestehen, daß dieser treue Freund ein sehr besonnener Mann war, der Alles erst reiflich überdachte und erwog, bevor er handelte.

Und Rudolf hatte nur die Wahl zwischen Christian und Charles — Charles mit seiner wohlhabenden Wittwe,

seinen ehrgeizigen Plänen, und seinen Vorwürfen der Trägheit und Unthätigkeit! Rudolf war's, als sähe er ihn vor sich, den Geldbeutel in der Hand und bereit, ihm einen erklecklichen Vorschuß auszubezahlen. Wie viel Ungewisses auch noch auf dieser Seite war, so konnte doch nicht geleugnet worden, daß der Grund hier fester war. Charles würde bald ein unabhängiger Mann sein, und er hatte sich einer einflußreichen Partei angeschlossen. Allerdings sympathisirte Rudolf nicht mit derselben, soweit er sie aus der Ferne kannte; allein er war doch liberal in seinen Anschauungen, würde die Sache auf die Spitze getrieben, so ginge er doch lieber auf diese Seite, als auf die entgegengesetzte. Und dann hatte ja Charles auch bemerkt, er, Rudolf würde sich in die Höhe arbeiten und dadurch seinem Vater Respect einflößen. Zwar erwarteten ihn Verdrießlichkeiten mancher Art, aber zugleich auch größere Selbstständigkeit. Wie das Ende auch sein mochte, das fühlte er sicher, daß Charles ihn nicht in die Tasche bekommen würde.

Nichts destoweniger hatten die Worte des alten Pfarrers einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Es war und würde stets eine offene Wunde in seinem Herzen sein, so lange er nicht mit seinem Vater ver-

söhnt war, und das vergällte ihm oft seine glücklichsten Stunden. Immer kamen diese Gespenster der Vergangenheit mit all ihren bitteren Erinnerungen wieder; sollte es denn möglich sein, sie auf immer zu begraben? Er dachte an seiner Mutter Geduld im Unglücke und an die versöhnliche Stimmung zurück, die sie namentlich in den letzten Tagen ihres Lebens an den Tag gelegt; er dachte an Clara mit ihren frommen Wünschen, und von Letzterer wußte er nur so viel, daß ihr Verhältniß zum Vater und zur Stiefmutter das beste war. Er dachte endlich auch daran, welch wohlthuende Veränderung es für Theodora wäre, wenn sie aus ihrer gegenwärtigen isolirten und gedrückten Stimmung herausgerissen würden, und sein Herz wurde weich.

Er wußte nicht, wie lange er so gesessen und gegrübelt, denn wenn starke Gefühle das Herz bewegen und gewichtige Gedanken in der Seele arbeiten, da verliert sich das Maß für die Zeit; aber auf einmal fühlte er, daß eine Hand leise seinen Arm berührte. Es war Theodora. Sie konnte nicht schlafen. Lange hatte sie ihn auf und ab gehen, sich niedersetzen und wieder aufstehen, ja sogar laut mich sich sprechen hören; als es

endlich stille wurde, fürchtete sie, der Schlaf möchte ihn übermannt haben.

„Es ist spät geworden,“ sagte sie, „der Tag graut schon; willst Du nicht zu Bette?“

Rudolf legte seinen Arm um ihren Leib, sie setzte sich auf seinen Schooß und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne, die glühend heiß war.

„Lies das,“ sagte Rudolf und gab ihr Pastor Bramson's Brief.

Theodora las, ihr Herz pochte heftig, aber sie schwieg.

„Ich brauche Dich nicht um Deine Meinung zu fragen,“ unterbrach Rudolf das Schweigen; „Du wünschest Frieden und Versöhnung und sehnst Dich darnach, von hier fort zu kommen.“

„Nicht um jeden Preis, Rudolf! Du mußt ganz nach Deinem eigenen Gefühle handeln, sonst führt es zu nichts Gutem.“

„Mein eigenes Gefühl! dies sagt mir nur, daß Alles beim Alten bleiben soll, daß wir uns weder mit Charles' Plänen befassen, noch Christian's Anerbieten annehmen sollen; allein das ist unthunlich. Die Worte, die mir da der alte Pfarrer geschrieben, kann ich nicht aus dem Kopfe bringen; sie werden, wenn ich sie jetzt

überhöre, mir in Zukunft wie ein Vorwurf in den Ohren klingen. Mir ahnt, daß weder er noch Christian der Sache auf den Grund sehen, daß sie sich Illusionen hingeben, und doch kann ich mich nicht überwinden, sie abzuweisen. Laß uns in Gottes Namen reisen, Thora! Möge daraus folgen, was da wolle!“

„Ist es Dein Ernst?“ rief Theodora, vor Freude erröthend; „aber,“ fügte sie, sich bedenkend, hinzu, „bist Du auch im Stande, Alles dies zu thun, was in dem Briefe von Dir verlangt wird?“

„Das wird sich zeigen; allein ich glaube, daß ich, wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, auch im Stande bin, ihn auszuführen. Sicherlich kommen noch Augenblicke, wo es mir thöricht erscheinen wird, daß ich mich darauf eingelassen, denn ich habe diese Nacht kaum den Kampf zu Ende geführt; aber ich sehne mich darnach, so bald als möglich von dieser Ungewißheit erlöst zu sein.“

„Gott segne Dich für diesen guten Entschluß! Wenn Du Deine Pflicht thust, kann ja doch nur Gutes daraus entspringen.“

„Und dann mache ich ja auch Christian eine Freude! — Ach wodurch habe ich alle die Güte verdient, die der liebe, treue Mensch mir erweist?“

Theodora hatte eine Ahnung davon, wie es mit Bramson's Gefühlen bestellt sei; wie viel er auch auf Rudolf hielt, so mußte doch die Wärme, die er an den Tag legte, zum großen Theile auf Clara's Rechnung geschrieben werden. Sie hatte Rudolf ihre Vermuthung nie mitgetheilt, da es ihr schien, daß Clara seine Gefühle nicht erwiederte, denn sie fürchtete, es könnte dies störend auf das innige Verhältniß zwischen Bruder und Schwester einwirken. Bramson war ihm so lieb wie ein Bruder.

„Nun bist Du fröhlich, Thora," sagte Rudolf nach einer kleinen Pause. „Es wird auch, wenigstens vorläufig, eine wohlthätige Veränderung für Dich werden, und mit Gottes Hülfe wirst Du durch die Reise und die frische Landluft Deine Gesundheit wieder gewinnen; doch möchte ich Dir rathen, Dir von der Zukunft keine allzu großen Illusionen zu machen."

„In welcher Beziehung sollte ich mir wohl Illusionen machen?"

„Ich werde wohl kaum der Einzige sein, welcher Opfer bringen muß. Du wirst sehen, daß Keines von uns ungerupft davonkommt; mit unserem stillen, glücklichen Zusammenleben ist es vorbei."

„O, sage das nicht, Rudolf!"

„Ich fürchte es dennoch; trotz aller Sorgen, mit denen wir zu kämpfen gehabt, war es uns doch vergönnt, in seltenem Grade für und miteinander zu leben; jetzt wird es anders werden; mir ahnt, es kommt eine Zeit, da Du mit Wehmuth zurück denken wirst an das erste Jahr unserer Ehe, und wo Du die Ruhe und den Frieden dieser bescheidenen Wohnung vermissen wirst.“ —

Als Christian am nächsten Morgen bei ihnen eintrat, hörte er zu seiner Verwunderung, daß Rudolf gar nicht aus den Kleidern gekommen war; er sah etwas ermüdet aus, doch lag ein eigener Ausdruck der Milde und des Friedens auf seinem Gesichte.

„Christian, ich will es versuchen,“ sagte er zu seinem Freunde; „wir nehmen Dich beim Worte, und gehen mit Dir.“

„Nun, Gott sei Dank!“ rief Bramson, und schlug die Hände zusammen.

„Der Brief Deines Onkels —“

„So hat dieser den Ausschlag gegeben? und ich hatte so wenig Vertrauen zu dem geschriebenen Worte.“

„Es hat beider bedurft, mein Freund, des todten und des lebendigen Wortes! der Brief Deines Onkels und Deine Anwesenheit waren nur zu viel auf einmal;

aber welchen Genuß kann es denn Euch bereiten, uns auf den Hals zu bekommen?“

„Es sind nur tausend Ellen zwischen uns,“ antwortete Bramson munter, „ich habe genau den Abstand abgeschritten zwischen dem Pfarrhofe und dem Hause, das Ihr miethen könnt, wenn es Euren Beifall findet.“

„Ein vollständig meublirtes Haus, sagtest Du gestern? Das ist ein seltener Fall auf dem Lande.“

„Ganz gewiß, allein desto gebietender ist auch die Aufforderung für Dich, diesen glücklichen Zufall zu benützen. An Deiner Stelle ließe ich das alte Meublement hier zurück; es kann verauctionirt oder sonst verkauft werden.“

„Das wird wohl nicht viel Zeit in Anspruch nehmen,“ sagte Rudolf lächelnd; „aber wer giebt mir Gewißheit, daß wir dort bleiben werden?“

„Ich!“

„Ich glaube, daß Du sammt Deinem guten Onkel Dich Illusionen hingiebst in Bezug auf die Gesinnungen meines Vaters.“

„Der Onkel ist sanguinisch, nicht ich; auf jeden Fall bekommen wir Euch von hier fort, und Thora wird in der frischen Landluft, die so stärkend für nervöse

Personen ist, ihre Gesundheit wiedergewinnen, während Dir selbst das stille Leben auf dem Lande in freundlicher Umgebung und in der Nähe Deiner Freunde gut thun wird. Und wenn auch Dein Zusammentreffen mit Deinem Vater keine Veränderung Deiner Verhältnisse herbeiführen, wenn es ganz ohne Resultat bleiben sollte, so würde doch ein Aufenthalt in Bornstedt während eines halben oder vielleicht ganzen Jahres im Vergleiche zu dem Leben, das Ihr hier geführt, Euch eine große Wohlthat sein. Sieh Thora an! Hat nicht schon die bloße Aussicht auf eine Veränderung sie frischer gemacht, als sie gestern war?" —

Im Verlaufe des Tages kam Charles; obwohl er Rudolf acht Tage Bedenkzeit gegeben, sehnte er sich doch darnach, Bescheid zu erhalten. Er war sehr erstaunt, Bramson zu treffen, und sein Staunen ging in Mißvergnügen über, als er erfuhr, in welcher Absicht der Pastor gekommen war. Charles sprach es unverhohlen aus, daß ihm Rudolf's Entschluß so thöricht als möglich erschien, mußte jedoch den Streit mit Bramson allein ausfechten, denn jetzt, da der Entschluß einmal gefaßt war, wollte Rudolf nicht viele Worte mehr über die Sache verlieren.

Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß Charles wärmer für Rudolf fühlte, als er und Thora geglaubt; es that ihm leid, sich von ihnen trennen zu müssen, und er konnte es nicht verhehlen, daß es ihm nicht so leicht wurde, seine Vergangenheit über Bord zu werfen; seine Freude über den in Aussicht stehenden Wohlstand und über die politischen Siege, die seine neuen Freunde ihm in der Perspective zeigten, schien nicht so ungemischt, als man nach seiner letzten Unterredung mit Rudolf hätte vermuthen sollen.

Rudolf und Theodora machten sich Vorwürfe, daß sie Charles so kalt behandelt hatten, und bestrebten sich, es so viel als möglich wieder gut zu machen. Unter Anderem baten sie ihn und Madame Petersen für den letzten Tag vor ihrer Abreise zu Tische. Bei dieser Gelegenheit hatte Bramson viele Mühe, seine Lachmuskeln im Zaume zu halten, denn die dicke Madame machte ihn zu ihrem Vertrauten, und sprach sich ihm gegenüber sehr offenherzig und umständlich aus.

„Was nun diese Geschichte betrifft," sagte sie, indem sie ihr dickes Gesicht dem Bramson's in gefährliche Nähe brachte, „daß Herr Nordorf bei seinem Vater um schön Wetter bitten will, so finde ich, daß mehr Rai=

son darin steckt, als ich ihm zugetraut hätte; einen steinreichen Mann, wie den Agenten in Steinhafen, darf man nicht so vor die Thüre stellen. Ich weiß es wohl, weder der junge Herr Nordorf, noch mein guter Charles haben den richtigen Griff, wenn es heißt, die Zehrung nach der Nährung zu richten; Sammt auf dem Kragen und Hunger im Magen, das taugt nicht. Ach, ich würde Ew. Wohlehrwürden gerne Viel darum geben, wenn Sie meinen Liebsten beschwatzen könnten, daß er die Politik fahren ließe und sich auf ein ordentliches Handwerk legte. Aber mein Bruder setzt ihm immer die Schrauben in den Kopf. Und wie weit reicht denn das Bischen Diäten, die sie beim Landtag erhalten für ihr Sitzen und Schwätzen? Und doch kostet der Landtag dem Lande ein gutes Stück Geld und wir haben am Ende nichts anderes davon, als daß die Gewerbefreiheit herauskommt. Und nun ist der Charles so dumm, und geht mit den Volksfreunden durch Dick und Dünn! Ach, Ew. Wohlehrwürden, das sind Zeiten, über die eine rechtschaffene Frau das Kreuz machen muß!" —

Die treue Käthe hörte die Kunde von der bevorstehenden Reise mit großer Gemüthsruhe an; sie hätte nichts dagegen, sagte sie, endlich einmal aus diesem

verdammten Rauchloche von einer Stadt fortzukommen; wenn sie aber einmal da hinüber sollten, so sähe sie nicht ein, warum sie nicht gleich direct zum Agenten gingen. Theodora suchte ihr begreiflich zu machen, daß es nicht rathsam wäre, wenn Rudolf dem Alten mit Weib und Kind in's Haus fiele, und Käthe tröstete sich damit, daß ihre „Leute“ in Bornstedt wohnten; denn dort war das Stammhaus der Familie.

Eine Woche nach Bramson's Ankunft in der Hauptstadt waren sie Alle Punkt halb sechs Uhr früh am Zollhause; Charles hatte sich auch eingefunden, um sich von ihnen zu verabschieden, jedoch allein. Theodora bat ihn noch, ihnen ja zu schreiben, wie es ihm ginge. Käthe stand etwas abseits und war derartig vermummt, als gälte es eine lange Winterreise, und die kleine Fanny, die sie auf dem Arme hatte, lief auch keine Gefahr, sich zu erkälten, weit eher die, zu ersticken.

Bramson sah zufrieden aus, Charles war ernst und Rudolf verstimmt; er und Theodora waren bewegt, als sie von Charles Abschied nahmen; die große Veränderung, welche auf beiden Seiten während der letzten Tage vor sich gegangen, trat eben jetzt recht hervor: sie nahmen nicht nur von Charles Abschied, sondern von einem

ganzen Abschnitte ihres Lebens. Bei Rudolf war in diesem Augenblicke der Zweifel, ob er das Rechte gewählt, stärker als je; nicht einmal das zufriedene Gesicht seines Freundes konnte ihn beruhigen.

Nun stiegen sie die Treppe beim Zollhause hinab, und das Boot stieß vom Lande. Charles blieb noch einige Augenblicke stehen, sah ihnen wehmüthig nach und winkte ihnen zu; dann kehrte er sich rasch um, und trat, ohne sich umzusehen, festen Schrittes den Heimweg an.

Die Anderen segelten über's Meer. Je näher sie jedoch dem Ziele kamen, desto weniger wohl wurde es Rudolf zu Muthe. Eine Erleichterung war es ihm, daß sie ein Dampfschiff gewählt hatten, welches Steinhafen nicht anlief; in Folge dieses Umweges hatten sie noch eine Tagereise durch einen Strich des Landes zu machen, welchen Rudolf nie zuvor gesehen. Diese Landreise, durch eine ungekannte Gegend wirkte auf Theodora und ihn belebend ein, und als sie Abends in ihrem neuen Heim eintrafen, wollten sie kaum ihren Augen trauen, so lieblich war die Lage und so traulich jeder Fleck im Hause selbst.

Dreizehntes Capitel.

Ein hübsches Erbe.

Der Garten des Gutes Holstedt ist eine englische Anlage, die vor dem modernen und nicht sehr ansehnlichen Hauptgebäude sich längs des Flusses hinzieht und in einen lichten, hochstämmigen Lustwald endigt. In der Nähe des Schlosses ist der Boden flach und vom schönsten Grün bekleidet bis an den Fluß hinab; im Walde dagegen steigt er steil an und ist stellenweise von tiefen Einschnitten durchfurcht. Hier ist das Flußufer fest und steil abfallend, und durch die Wurzeln der Bäume mit einem natürlichen Pfahlwerk gegen die Gewalt der Strömung versehen; auf der entgegengesetzten Seite jedoch giebt ein schilfbekränztes Erlengebüsch dem Wasser freien Spielraum, wenn im Frühjahr und Herbste der Fluß über seine Ufer tritt.

Die Natur hat nicht wenig für diesen Fleck gethan, und die Kunst hat glücklich nachgeholfen. Der Uebergang von den Kunstanlagen zum Walde ist fast unmerklich, und während man im Garten selbst durch das frische Grün und die mannigfaltigen Bosquets sich angezogen fühlt, labt sich das Auge an dem kühlen Schatten und das Gemüth an der tiefen Ruhe, die fast immer in dem hochstämmigen, luftigen Walde herrschen.

Den Fluß entlang führt ein Pfad, der hoch genug liegt, um zu jeder Zeit trocken zu sein, der aber an mehreren Stellen sich bis an den Fluß hinzieht, wo hohe Buchen mit ihren zierlich hängenden Zweigen sich weit über das Wasser neigen, wo die steiferen Erlen mit ihrem Laube in geschlossenen Gruppen ihren Platz behaupten, und wo hie und da eine knorrige Eiche ihre starken Arme über die Wellen hinstreckt, als wollte sie das flüchtige Element beschwören, in seinem ruhelosen Laufe inne zu halten.

Hier finden sich mehrere einladende Sitze, von welchen aus man durch das Erlengebüsch des entgegengesetzten Flußufers einen lieblichen Einblick auf grünende Wiesen hat; die tiefe Stille, die über diesen lieblichen Punkten ruht, wird nur zuweilen durch das Schnattern

einer Wildente in dem Röhrigt oder dem Schlag eines Fisches im Wasser unterbrochen. Die scharfen Westwinde haben hier keinen Zugang und laut und mannigfaltig ist der Gesang der Vögel, der vom hohen Walde aufgenommen und verdoppelt zurückgegeben wird.

An einem klaren und stillen Augustmorgen wandelte Rosa Minden diesen Pfad; wie langsam waren ihre Schritte, und wie träumerisch ihr Blick; sie blieb oft stehen, als betrachtete sie etwas, und ging dann wieder weiter mit demselben leichten, aber zögernden Gang. Es war warm, und hier im Schatten des Waldes nahm sie ihren Strohhut ab und trug ihn in der Hand. Jetzt konnten die hin und her huschenden Vöglein von den Zweigen da oben herabschauen auf diesen Reichthum goldener Locken, auf diese schneeweiße Stirn und diese feinen, edlen Züge, die Erhard Dornfeldt nicht vergessen konnte. Ihre schönen, strahlenden Augen schauten hinauf in die grüne Dämmerung des Waldes, als suchten sie, sie wußten selbst nicht, was.

Sie trug eine blühende Rose in der Hand, allein diese lebensfrische Namensschwester machte ihre bleichen Wangen zu Schanden. Feine Rundung und schöne Linien zeichneten ihre Züge aus, wie ihre ganze Gestalt,

obwohl diese leicht gebaut war; allein ihrem Gesichte und ihren Bewegungen fehlte der Hauch der Lebensfreude, der ihre Schönheit erst zu einer vollendeten gemacht hätte. Anmuth war ihr angeboren, und verließ sie auch jetzt nicht, da sie gleichgültig und kalt schien; sie war sich ihrer Schönheit und deren Macht wohl bewußt, aber es hatte den Anschein, als erfüllten sie ihr Herz nicht mit Freude und Behagen. War ihr Lebensglück vielleicht in ihrer Hand gewesen, wie diese duftende Rose? Jetzt ließ sie dieselbe unachtsam in den Fluß fallen, und die Wellen trugen sie wirbelnd fort.

Sie hatte auf einer Bank Platz genommen und betrachtete die gelben und weißen Wasserlilien, die sich auf dem Strome neigten, als begrüßten sie die Königin der Blumen, welche die Wasser im Triumphe fortführten. Rosa's Gedanken waren indessen weit vom Strome, den Wasserlilien und der Rose auf den Wellen; sie hatte jedoch nicht lange dagesessen, als sie durch rasche Schritte aus ihrem Sinnen geweckt wurde, und kurz darauf stand Baron Erhard vor ihr.

Sie erhob sich; ein schwaches Roth färbte ihre Wangen, und ein feines Lächeln belebte auf Augenblicke ihr schönes Gesicht, während sie ihrem Jugendfreunde

die Hand reichte. Er stand vor ihr mit entblößtem Haupte und bewegten Zügen; doch lag in seinem Gruße etwas Zurückhaltendes und Gezwungenes.

„Dank für das Briefchen,“ sagte er, und nahm an ihrer Seite Platz, „und willkommen zu Hause! Als ich vor zwei Jahren von Ihnen schied, Rosa, glaubte ich wirklich nicht, daß wir uns so leicht wieder treffen würden.“

Dieses „Ihnen“ klang wunderbar fremd und kalt; sie hatten sich natürlich früher „Du“ genannt, allein als sie sich das letztemal sahen, hatte Rosa ihn sogleich mit „Sie“ angesprochen.

„Ich schrieb Ihnen,“ sagte Rosa, „da ich Sie gern wieder gesehen hätte. Dank, daß Sie kamen! Vater hat von Tag zu Tag sich vorgenommen, nach Thranwerder zu gehen, ohne dazu zu kommen, und Fritz ist nicht vom Flecke zu bringen. Sie mußten ja am Ende denken, wir hätten Sie ganz vergessen.“

„Gilt es diesmal einen längeren Aufenthalt?“ fragte Erhard. „Sie sind die Erste von der Familie, die ich heute getroffen; Ihr Vater und Fritz sind ausgegangen und die Kammerherrin ist noch nicht herabgekommen.“

„Wirklich! Ja, wir bleiben jetzt für immer hier; wenigstens schwört Papa jeden andern Tag darauf, zu Mama's Verzweiflung. Es ist indessen an der Zeit, daß wir einmal für länger an einem Orte bleiben; wir sind lange genug herumgewandert."

„Ja, Sie haben große Reisen gemacht," sagte Erhard, während er mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

„Ach, wir haben so viel gesehen, daß ich ganz matt und müde davon bin. Finden Sie nicht, daß ich alt geworden bin, seitdem wir uns nicht mehr sahen?"

Rosa betrachtete Erhard, forschend.

„Alt?" wiederholte Erhard, aufblickend.

Rosa hatte sich allerdings verändert; ihre Gestalt hatte sich entwickelt, und ihre Schönheit war gereifter geworden, aber, wenigstens in seinen Augen, nicht geringer. Er glaubte, ihre Frage sei eine Aufforderung, ihr Complimente zu sagen, allein als sein Blick dem ihrigen begegnete, wurde er gewahr, daß dieser einen ernsten, fast schwermüthigen Ausdruck hatte. Er hatte wohl schon vor zwei Jahren einen flüchtigen Schimmer von diesem Ausdrucke gesehen.

„Alt?“ wiederholte er bewegt; „nein! Ist eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen, Rosa, so fürchte — so glaube ich, daß das Alter nichts damit zu schaffen hat.“

„Nicht?“ sagte Rosa, und sah vor sich nieder. „Mir ist doch zuweilen zu Muthe, als wäre ich schon über dreißig Jahre alt. Ich habe mich so sehr darauf gefreut, nach Holstedt zu kommen und wieder hier am Flusse zu sitzen; und jetzt, da ich hier bin, fühle ich mich in meinen Erwartungen getäuscht. Die größte Freude, die ich hier gehabt habe, ist in der That, daß ich Sie wiedersah, Erhard.“

Das waren freundliche Worte, aber der Ton war nicht sehr warm.

„Sagen Sie nicht mehr, als Sie wirklich meinen,“ bemerkte Erhard erröthend.

„Ich meine dies,“ sagte Rosa, ihn wiederum anschauend. „Sie sind nicht ein Bischen älter geworden, und sehen so lebensfroh und zufrieden aus, wie sonst. Wenn Sie in diesem Augenblick ernst sind, so wurden Sie es nur dadurch, daß Sie mich anschauten: mein schlechter Humor hat Sie schon angesteckt.“

„Sind Sie denn nicht krank, Rosa?“ sagte Erhard mit einem bekümmerten Blicke auf Fräulein Minden.

„Sie kommen also auch auf diese Gedanken,“ versetzte Rosa ungeduldig. „Verschonen Sie mich gefälligst damit. Die ganze Welt hat bereits dasselbe gesagt und mich mit guten Rathschlägen geplagt; ich bin etwas nervös und leicht angegriffen, dies ist das Ganze. Der Einzige, der nicht an meine Krankheit geglaubt hat, ist Fritz; er kann mich prächtig in gutem Humor halten, denn er betrachtet Alles von der munteren Seite.“

„Gut,“ antwortete Erhard geduldig, „ich werde Fritz studieren, und bin dessen vielleicht benöthigt; das Leben hat mir lange nicht gelacht, so zufrieden ich auch möglicherweise aussehe.“

Rosa antwortete nicht, und Beide saßen einige Augenblicke schweigend da und schauten auf den Fluß hinaus.

„An was denken Sie?“ fragte plötzlich Rosa und wandte sich mit einem Lächeln ihm zu.

Erhard fuhr zusammen, faßte sich jedoch gleich wieder, und schaute sie milde, aber wehmüthig an.

„Eine Begegnuug mit Ihnen, Rosa, und zwar auf Ihre eigene Einladung hin, kann mir schon etwas zu denken geben.“

„Wirklich? Mir kommt die Sache ganz einfach und natürlich vor; ich finde nicht das Mindeste darin, worüber man studieren könnte.“

„Nicht?“ fragte Erhard, durch ihre kalten Worte verletzt. — „Sie haben ein recht glückliches kurzes Gedächtniß, Rosa!“

„So machen Sie mich denn bekannt mit allen den Gedanken, die mein unschuldiges kleines Billet bei Ihnen geweckt hat.“

„O nein, Ihre Nerven würden es nicht ertragen.“

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich immer so nervös bin wie heute; ich kann oft sehr gut aufgelegt, ja sogar heiter sein; für den Augenblick bin ich neugierig; ich möchte gerne wissen, an was Sie denken.“

„Das freut mich,“ antwortete Erhard lächelnd; „Neugierde ist ein gesunder Trieb; Sie fangen an, sich zu erholen.“

„Ha, ha!“ lachte Rosa, und der liebliche Klang ihres Lachens durchbebte Erhard's Herz; wie lange war es schon, daß er es nimmer gehört, und wie manche Erinnerungen weckte es nicht bei ihm!

„Ach, lieber Erhard,“ sagte Rosa hierauf und legte ihre Hand auf seinen Arm, „ich kenne Sie, und darum

frage ich. Mir ahnte es, als ich schrieb, und ich sah es Ihnen an, da Sie kamen, daß ich das Vergnügen Ihrer lieben Gesellschaft nicht würde genießen können, ohne erst das schreckliche Fegefeuer durchzumachen, welches man eine Erklärung nennt. Sie sind böse auf mich, wohl auf uns Alle, und was Sie in diesem Betreffe auf dem Herzen haben, das muß heraus, sonst wird es nicht gut zwischen uns."

Dieses „lieber Erhard" und die Berührung von Rosa's kleiner Hand waren wohl geeignet seinen Zorn zu entwaffnen, aber dennoch sah Erhard ganz ernst aus.

„Es ist die Frage, Rosa," antwortete er, „ob Sie recht thun, eine Erklärung zu erzwingen. Ich hatte nicht im Sinne, Ihnen Vorwürfe zu machen, da Sie mir wohl kaum einräumen werden, daß ich Grund habe, Ihnen etwas vorzuwerfen."

„Einen Vorwurf haben Sie uns gewiß zu machen," sagte Rosa, indem sie den Kopf erhob und Erhard anschaute. „Es war nicht schön von uns, daß wir einen ganzen Monat hier waren, ohne etwas von uns hören zu lassen."

„Ja, es **ist** nicht mehr, wie früher, Rosa! Sonst wäre ich der Erste gewesen, der Sie hier in Ihrer

Heimath bewillkommt hätte. Als ich nun Ihren Brief erhielt, da fragte ich mich: kann es denn wirklich wieder so werden? Wenn nicht, dann wäre es wohl am besten, ich bliebe in Thranwerder. Und nun will ich Ihnen sagen, woran ich dachte, als wir vorhin schweigend nebeneinander saßen. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß ich Sie gerade hier auf dieser Bank finden mußte; denn als ich das letzte Mal hier saß, war es in Gesellschaft meines Vaters. Sie wissen wohl nicht, daß er, kurz bevor er krank wurde, Holstedt noch einmal zu sehen verlangte, obwohl Ihr Vater nicht hier war. — Wir fuhren denn hieher, machten einen Spaziergang in den Wald und saßen einige Augenblicke auf dieser Bank. — Ich glaube, der gute Alte ahnte es, daß er zum letzten Male hier war und Ihren Vater nie mehr sehen würde. Sie wissen, daß er für gewöhnlich wortkarg war, und im Ganzen genommen selten seinen Gefühlen Worte lieh. Daher war ich sehr überrascht, als er in großer Erregung zu mir sagte: „Julius Minden ist mein treuer Freund durch's ganze Leben gewesen, der einzige wahre Freund, den ich gehabt habe. Diese Freundschaft hinterlasse ich Dir, Erhard, wenn ich einmal sterbe; sie ist ein schönes Erbe für Dich,

Fritz und Rosa; vergeude es nicht!" — Dieser Ermahnung hätte es allerdings nicht bedurft, denn die Worte waren wie aus meinem eigenen Herzen gesprochen; allein ich habe leider Ursache genug, zu glauben, daß wenigstens Fritz und Sie, Rosa, unser Verhältniß nicht auf diese Weise betrachtet haben. Und nun Ihnen zu begegnen, als wenn nichts vorgegangen wäre, dazu war ich nicht fähig. — Es hat mich tief geschmerzt, daß Sie Alle mich bis jetzt vergaßen, und das Testament meines Vaters, wenn ich es so nennen darf, war nicht ohne Einfluß, daß ich dennoch heute gekommen bin."

Rosa erhob sich hastig.

„Aber jetzt," fügte Erhard in milderem Tone hinzu, „da ich mich Ihnen gegenüber ausgesprochen habe, ist auch aller Groll verwunden."

„Ich kann nun einmal nicht dafür," versetzte Rosa heftig, während sie den Rückweg nach dem Schlosse einschlugen, „daß ich nicht so gefühlvoll bin; und dann giebt es ja auch Verhältnisse, über die man nicht immer gebieten kann. Sie wissen, daß Vater ruhelos und zerstreut, und Fritz sehr bequem ist; daß ich Sie trotzdem nicht vergessen, haben Sie ja Schwarz auf Weiß. Allein ich wußte wohl, daß Sie schelten würden, wenn

Sie kämen; thun Sie es, ich bitte darum, nicht öfter, sonst könnte ich bereuen, daß ich Ihnen geschrieben habe."

„Ich kam mit dem Entschlusse, nicht zu schelten, aber Sie führten mich selbst in Versuchung, und ein Etwas: lassen Sie mich es auch die Verhältnisse nennen, über die ich nicht gebieten kann, ließ mich meinen weisen Entschluß vergessen; ich kann übrigens nicht mehr als sagen und durch die That beweisen, daß aller Groll verwunden ist."

Sie gingen nun schweigend neben einander, bis sie den Garten erreichten.

„Sehen Sie," sagte Rosa, indem sie plötzlich stehen blieb und nach der Seite zeigte, „da steht Papa und plagt den armen Andersen, der die Linde in einer ihm unbegreiflichen Façon beschneiden soll; der gute Papa ereifert sich wie gewöhnlich; gehen Sie doch hin und bieten Sie ihm guten Tag, sonst schneidet er sich die Finger ab. Wir sehen uns doch beim Frühstücke?" fügte sie hinzu und verschwand in einer Seitenallee.

Baron Erhard ging nun auch zum Kammerherrn hin, und es war ein auffälliger Beweis von Julius Minden's Güte für ihn, daß er bei seinem Anblicke wirklich den Gärtner und die Linde vergaß. Er empfing

den Sohn seines Jugendfreundes sehr herzlich, und gab sich alle Mühe, zu erklären, warum es ihm bisher unmöglich gewesen, nach Thranwerder zu kommen. Nun kam auch Fritz dazu, dieser gab sich jedoch nicht so viel Mühe mit Entschuldigungen; er begrüßte Erhard, als wäre gar nichts vorgefallen, und als hätten sie sich nur wenige Wochen nicht gesehen. Fritz war sehr munter, und wohl werth, studiert, aber nicht nachgeahmt zu werden. Erhard hörte ihn ruhig an, während seine Gedanken bei Rosa waren.

Sie hatte das Schloß erreicht und ging in den Gartensalon; da wurde sie Mama gewahr, die eben im Begriffe stand, in dem wärmsten Winkel des anstoßenden Cabinets sich zu etabliren. Thekla Minden hatte einen großen Theil ihres Lebens mit ihrem ersten Gemahl, dem Diplomaten, in südlichen Ländern zugebracht; der Norden erschien ihr daher wie ein Sibirien, und sie betrachtete es als eclatanten Beweis ihrer großen ehelichen Geduld, daß sie sich abermals nach Schloß Holstedt hatte schleppen lassen, das nach ihrer Meinung im äußersten Thule lag und wo weder Thüren noch Fenster dicht schlossen. Wer nur etwas Phantasie hatte, mußte frösteln, wenn er sie sah und hörte.

„O Himmel!" rief sie, als Rosa an der offenen Thüre des Cabinets vorüberging. „Du kommst schon wieder aus dem Garten bei dieser Kälte! Ach, Rosa, wann wirst Du denn vernünftig?"

„Kälte," antwortete Rosa verdrießlich, „es ist ja erschrecklich warm!" Sie ging in ihr Zimmer hinauf, legte den Hut auf den Tisch und warf sich auf das Sopha; sie sah ermüdet aus, doch es war nicht anzunehmen, daß die Ruhe auf dem Sopha sie stärken würde.

„Ganz, wie ich's erwartet hatte," sagte sie zu sich selbst, indem sie über die Begegnung mit Erhard nachdachte; „naive Empfindlichkeit und Vorwürfe; ach, er wird mich nie verstehen!"

Es war die Hauptschwierigkeit in Rosa's gegenwärtigem Zustande, daß Niemand sie verstand, Niemand als vielleicht Fritz. Wie merkwürdig mußten nicht die Menschen geschaffen sein, die es, wie der gute Erhard, aushalten konnten, Jahr aus, Jahr ein auf demselben Fleck zu leben, immer dieselben Gesichter zu sehen und sich mit den kleinlichen Bedürfnissen des täglichen Lebens abzugeben! Er sollte sich die Trennung von ihr zu Herzen genommen haben, er, der wie die Gesundheit

und Zufriedenheit selbst aussah; er, der ruhig auf Thranwerder geblieben war und das Gut seiner Väter bestellt hatte trotz einem Bauern; er, der nicht einmal in Bewegung gerieth, als sie zurückgekehrt war! Sie mußte den ersten Schritt thun, und er zeigte sich ihr in völlig unveränderter Gestalt; da war dieselbe phlegmatische Zärtlichkeit, da waren dieselben Hindeutungen auf die Freundschaft ihrer Väter, dieselbe Einfachheit und Einfalt. Wäre er ihr heiter und ungenirt entgegengekommen, um wie viel leichter hätte sie sich ihm anschließen können!

Es stand ihr indessen noch etwas bevor, wovor ihr graute, nämlich der Besuch ihres Jugendlehrers, des alten Pastor Bramson: hier war ohne eine kleine Katechisation an kein Entkommen zu denken. Es mußte überhaupt noch ein Gegenstand ihrer reiflichen Ueberlegung werden, ob sie es länger hier auf Holstedt aushalten könnte. Die lange Reise im Auslande hatte sie zuletzt ermüdet, allein mußte nicht die Einförmigkeit, die sie hier erwartete, noch schlimmer sein? Veränderung, und wieder Veränderung war ihr fast zur Lebensbedingung geworden. That sie nicht klüger, wenn sie sich mit Mama verschwor, um Papa zu bewegen,

daß er das Programm veränderte? Schloß Holstedt erinnerte sie außerdem an eine Periode ihres Lebens, die sie gerne vergessen hätte; allein warum hatte sie dann Erhard geschrieben?

Wie sonderbar, wenn sie zurückdachte, daß es eine Zeit geben konnte, wo sie mit ihm sympathisirte und zu dem alten Pastor wie zu einem Heiligen aufsah! Aber diese Tage gehörten ihrem Kindesalter an. Später hatte sie die Welt kennen gelernt und ihre Stiefmutter hatte das Ihrige dazu beigetragen, ihr die Augen zu öffnen. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß Erhard keinen Geist besaß; er war viel zu schlicht und einfach, und paßte durchaus nicht zu ihr; er konnte sie nie glücklich machen, und da sich dies nun einmal so verhielt, da war es ja gut, wenn sie bei Zeiten die Augen offen hielt. Die Freundschaft ihrer Väter und die Vertraulichkeit ihrer Jugend konnten leicht zu einem Resultate führen, das sie ihr ganzes Leben lang bereut haben würde.

Und doch hatte keine andere Liebe ihn aus ihrem Herzen verdrängt. Es war etwas ganz Anderes, was sie Graf Svanstjern näher gebracht, und nur mit Unwillen konnte sie an die demüthigende Rolle denken,

welche sie diesem eitlen und launenhaften Herrn gegenüber gespielt. Sie hatte versucht, ihrem Herzen Gewalt anzuthun; auf jede Weise von ihrer Stiefmutter dazu aufgemuntert, hatte sie sich in die Möglichkeit, ihn lieben zu können, hinein experimentirt, und der verdiente Lohn war ihr nicht entgangen.

Diese Täuschungen und Mißgriffe hatten sie abgemattet, und ihr Herz war wie ein Schmetterling, den ein Kind in seine Hände gedrückt: es fiel immer wieder todt zur Erde, so oft es sich auch erheben wollte auf den Flügeln der Seele, deren feiner Staub abgestreift und deren Spannkraft erschlafft war. Sie war auf ihrem späteren Lebenswege genug Anbetern begegnet, hatte sie jedoch Alle kalt abgewiesen: jetzt wünschte sie, es möchte Keiner mehr zu ihr von Liebe sprechen.

Alle kindischen Träume von Glück sollten aufgegeben werden; sie wollte die Erbschaft antreten, die ihr heute so feierlich übertragen worden, und Erhard sollte ihr Freund sein. Sie wollte dem alten Pastor in Bornstedt zeigen, daß sie ihn nicht vergessen, und wenn sie dann solchergestalt ihre Schuldigkeit gethan, wollte sie sehen, daß sie von hier fort käme, am liebsten nach der Hauptstadt, wo sie im Taumel der Zerstreuungen

keine Zeit zum Nachdenken hatte. Gleichwohl wußte sie, daß sie auch da nicht Frieden finden würde, und sie seufzte bei dem Gedanken daran; allein sie wurde nicht gewahr, daß die einzige Hoffnung in all dieser Trostlosigkeit gerade der Umstand war, daß sie in all ihrer Weltlichkeit nicht zur Ruhe kommen konnte, und daß sie keinen Frieden fand.

Vierzehntes Capitel.

Etwas wirklich Neues.

Pastor Bramson und sein Neffe saßen beisammen in der Wohnstube des Pfarrhofes, der Alte in seinem Schlafrocke und mit einem wollenen Teppich um seine Füße, der Junge im leichten Sommeranzuge; der Alte sah fröstelnd aus, der Junge vollblütig und warm; die Züge des Alten waren scharf, das Gesicht schmal, die Nase gebogen, die Lippen schmal und zusammengekniffen, die Züge des Jungen rund und lebensfrisch; aber welch ein Unterschied, wenn Beide die Augen aufschlugen!

Der feurige, durchdringende Blick aus den dunklen Augen des alten Pastors überstrahlte ganz den milden, ruhigen Blick Christian's. Sah man dem älteren Bramson zum ersten Male in die Augen, so fühlte man sich überrascht, gleich als hätte man sich in sein Herz hin-

eingelesen; man konnte auf den Glauben kommen, die Seele des Kranken habe alle die Kraft eingesogen, die der Körper verloren. Nichts desto weniger belebte sich oft sein Gesicht durch einen Schimmer von Laune, welche das Strenge im Ausdrucke milderte und im Laufe des Gespräches merkte man bald, daß man keinen religiösen Fanatiker vor sich hatte, wohl aber einen pflichttreuen Geistlichen und energischen Mann, der nur mit Ungeduld seine physische Ohnmacht ertrug. Er hatte auch erst nach wiederholten Versuchen, den Vorschriften des Arztes zu trotzen und nachdem durch seine eigene Ungeduld jede regelmäßige Cur unmöglich gemacht worden war, mit dem halsstarrigen Glauben, daß sein Uebel unheilbar sei, sich eingesperrt.

„Heute giebt es Vieles zu besprechen, Christian,“ sagte er, indem er sich im Lehnstuhle zurücklegte und den Teppich dichter um seine Füße zog, „aber keine Berufssachen; diese Morgenstunde sei allein für Allotria!“

Christian sah lächelnd seinen Onkel an und nickte.

„Du überlässest mir ganz allein das Wort,“ sagte der Alte mit einem launigen Blicke aus seinen schwarzen Augen; „Du glaubst wohl, es giebt heute nicht mehr zu besprechen, als gestern; allein ich bin gestern

lange nicht fertig geworden, nein, meiner Treu', nicht! Mein Dasein erscheint mir ganz umkalfatert; Du brauchst jedoch nicht zu fürchten, daß es mich angreift, im Gegentheile, es verjüngt. — Mit Rudolf und Theodora kam Sonnenschein nach Bornstedt, zwei junge, liebenswürdige, begabte Menschen, die einander lieben und nicht ohne Gott leben in dieser bunten Welt — das ist ein lieblicher Anblick für einen alten abgenützten Burschen, wie ich bin! Sie befinden sich prächtig hier, sind aber auch ganz versunken in die Freude des Augenblicks."

„Das ist ja so natürlich; die trauliche Heimath und die hübschen ländlichen Umgebungen — es war eine große und plötzliche Veränderung für sie."

„Und wenn Ihr mich hintragen müßt," rief der Alte, indem er an seinem Stuhle rüttelte, „den Dianapavillon muß ich in seiner neuen Gestalt sehen und mich freuen über Erhard Dornfeldt's letzte That. Wie sagtest Du, daß es war? Das Haus gelb und neu gedeckt, die Fenster und Thüren braun angestrichen, die Jalousien grün, der Garten neu angelegt mit jungem Gebüsche, frischen Rasenplätzen und Blumenbeeten und der Hof gepflastert bis zum Walde und mit wei-

dem Stackete eingeschlossen — und an der südlichen Front ein Spalier? Und die Zimmer neu verputzt, gegypst und gemalt und ein completes Meublement, einfach, aber geschmackvoll und passend — ha, wann kommt Baron Erhard doch herüber?"

„Es ist wohl am besten, Rudolf und ich machen Ernst und gehen morgen nach Thranwerder, obwohl der Baron sagte, er wollte zuerst zu uns kommen."

„Er hat gegenwärtig Anderes zu denken! Wenn ich auch nichts davon gehört habe, so kenne ich doch seine Wege: sie gehen nach Ost, Christian und immer in derselben Spur; ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht über den anderen Tag in Holstedt zu treffen wäre. Da duftet eine Rose im Hain und alle seine Gedanken sind dort."

„Fräulein Minden?"

„Ja, Fräulein Minden, seine Jugendliebe und, ich fürchte, eine hoffnungslose Leidenschaft. Sein Vater wünschte, es sollte ein Paar aus ihnen werden, ihr Vater wünschte seiner Zeit dasselbe und ich hoffte es; so waren wir Drei einig; aber die beiden Alten waren übereingekommen, nicht in den Lauf der Dinge einzugreifen. Nun ging Alles vortrefflich, denn Erhard und

Rosa liebten sich, und wären wohl schon längst in den Hafen eingelaufen, hätte nicht Kammerherr Minden die Thorheit begangen, diese weltliche, egoistische Diplomatenwittwe zu heirathen — — nun, Gott wird mir's verzeihen, aber Ihre Gnaden ist mir unausstehlich!"

„Macht denn die Kammerherrin Verdruß? Ich habe immer gehört, sie solle eine liebenswürdige Dame sein."

„Nutzen stiftet sie gewiß selten, und hier machte sie Verdruß. Wer konnte glauben, daß sie dem Baron Erhard entgegen sein würde? Konnte man sich selbst von ihrem weltlichen Standpunkte aus eine passendere Parthie denken — Baron von Thranwerder und ein reiches Mädchen von altem Adel, wie Rosa? Die Vorsehung hatte sie nun einmal frühzeitig zusammmen geführt, er ist brav, verständig und treu, sie herzensgut und einnehmend — es wäre sonderbar genug gewesen, wenn sie sich nicht lieb gewonnen hätten; leider hat es sich gezeigt, daß Rosa schwach und flüchtig ist."

„Dann ist es ja gut, daß sie nicht des Baron's Frau geworden ist; sie würde ihn nicht glücklich gemacht haben."

„Für sie wäre es ein Glück gewesen, einen solchen Mann zu bekommen, und er hätte sie zu etwas Anderem

und Besserem heranbilden könnnen, als was sie jetzt geworden ist. Wenn man bedenkt, daß Leute, wie die Minden's, die vollauf haben von den Gaben des Glücks, die in einer unabhängigen Stellung sind und deren Familie zu den ältesten im Lande gehört, daß solche Leute den Rücken krümmten vor einem Kerl, wie dieser Svanstjern, blos damit Rosa Gräfin werden sollte! Das war häßlich, und sie empfingen auch den verdienten Lohn; aber das Schlimmste ist, daß Rosa für Baron Erhard verloren ist — nein, das ist noch nicht das Schlimmste; Rosa war einst ein frommes, liebes, aufrichtiges Kind, und jetzt ist sie eine verkehrte, weltliche Seele! Ich habe jedoch wenigstens die eine Genugthuung, Ihro Gnaden einmal die Wahrheit gesagt zu haben."

„Aber, lieber Onkel, die Sache geht uns ja nichts an."

„Just, wie die Frau Kammerherrin sagte, obwohl sie sich nicht so zart ausdrückte. Wie ich ihr antwortete, so will ich jetzt Dir antworten. Ich habe Rosa von Jugend auf gekannt, habe ihr Herz gebildet, da es weich war wie Wachs, und habe ihr Gelübde zum Herrn empfangen; kann ihr Schicksal mir da gleich=

gültig sein? Uebrigens mußt Du wissen, daß ich mich natürlich nicht in Ihro Gnaden Heirathspläne mit Rosa mischte; aber ich machte ihr zum Vorwurfe, daß sie Rosa an ein leeres, weltliches und eitles Leben gewöhnte. Allerdings stellte ich Baron Erhard als Muster auf, und errieth sie, was ich damit meinte, so schadete es gar nicht."

„Das war ein großer Mißgriff, lieber Onkel!"

„Es war gerade so, Christian, als hätte ich eine Gans mit Wasser begossen! Ich habe mich nie gescheut, meine Meinung zu sagen, und so lange ich Hauslehrer auf Thranwerder war, lernte ich auch nicht katzenbuckeln. Der alte Baron wollte keine Sklaven in seinem Dienst, sondern Männer, und sein Sohn hat dieselbe Ansicht; er ist ein wahrer Edelmann, und kein Narr. Allein ich komme rein von dem ab, was ich Dir eigentlich erzählen wollte; ist es Dir nicht aufgefallen, daß Baron Erhard so viel für den jungen Nordorf gethan hat?"

„O nein, es ist ja nicht so unerhört, daß reiche und angesehene Leute sich eines jungen, vielversprechenden Talentes annehmen."

„Du bist sehr naiv, Christian! Man pflegt jungen, vielversprechenden Talenten nicht dadurch aufzuhelfen,

daß man ihnen Häuser baut und meublirt. Hast Du den Gruß schon vergessen, den der Baron Dich bat mir zu bringen, und daß er es aus einem Grunde thäte, den ich schon wüßte?“

„Aber Du machtest ja Spaß darüber, als ich Dir's sagte.“

„Allerdings, weil ich der Ansicht war, es sei kein Grund vorhanden, darüber zu sprechen; allein als ich gestern Abend mit Nordorf unter vier Augen sprach, da wurde mir's klar, daß er nothwendig darüber Bescheid haben müßte, wenn er nicht in eine schiefe Stellung zu Baron Erhard kommen wollte. Nun will ich Dich dafür belohnen, daß Du so wenig neugierig gewesen bist, und Dir erzählen, was Nordorf bereits weiß. Erhard Dornfeldt hat in seinem Leben eine einzige Thorheit begangen; er hat mir's selbst gesagt, daß es die einzige war, und ich glaube ihm. Er war vor mehreren Jahren — wenn ich nicht irre, ging er damals in sein neunzehntes Jahr — zu Hause auf Ferien, und hatte gegen Gewohnheit einige junge Freunde mitgebracht. Sie waren Standesgenossen und hatten glänzende Aussichten, wie er. Nach etwa acht Tagen

verließen sie Thranweder und Erhard begleitete sie nach Steinhafen. Nun mochte das Leben in Thranwerder den jungen Leuten wohl etwas zu stille gewesen sein; sie hielten sich dafür schadlos, indem sie sich daselbst im Gasthofe einen vergnügten Abend machten. Sie sprachen fleißig der Flasche zu und in ihrer Erregung verfielen sie auf ein Hazardspiel."

„Mir war zu Muthe, erzählte mir Erhard, als wäre ein Teufel in mich gefahren; ich hätte in jener Nacht ganz Thranwerder verspielen können, wenn es mein gewesen wäre, und wenn es sich überhaupt hätte verspielen lassen. So schlimm ward es nun doch nicht, allein er wurde trotzdem um zweitausend Thaler gerupft. Er war von dem Alten mit dem Taschengelde etwas schmal gehalten und sein Verlust kam ihm ungeheuer vor. Sein Vater war in Geldsachen strenge, und sein Zorn würde groß sein, wenn er erführe, daß sein Sohn auf solch eine schändliche Weise zweitausend Thaler weggeworfen, nicht zu sprechen von dem Kummer, welchen er über den begangenen Leichtsinn an und für sich fühlen würde. Nichtsdestoweniger war es Baron Erhard ein unerträglicher Gedanke, von seinen Gästen als ihr

Schuldner zu scheiden; woher sollte er jedoch die Mittel nehmen, sie gleich morgen früh vor ihrer Abreise zu bezahlen?“

„Furcht und Stolz kämpften in seinem Herzen und hielten ihn wach, während die Anderen ihr Gelage ausschliefen. Zeitig am Morgen ging er allein aus, um frische Luft zu schöpfen, und drunten am Hafen begegnete er Nordorf. Sobald Baron Erhard ihn sah, kam ihm der Gedanke, sich an ihn zu wenden; er bat denn auch Rudolf's Vater um eine Unterredung unter vier Augen, und kurz darauf saßen sie bei einander in der Wohnstube des grauen Hauses.“

„„Ich bin in eine unangenehme Verlegenheit gerathen,“ begann Baron Erhard, während Paul einen fragenden Blick auf ihn richtete, „„ich brauche Geld, und zwar sogleich — wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, mir welches zu leihen?““

Paul dachte, es handle sich vielleicht um ein halbes, höchstens ein ganzes Hundert Thaler; Baron Erhard war ihm überdies als ein wackerer, besonnener Mensch bekannt; er nahm daher keinen Anstand, zu antworten:

„„Mit Vergnügen; wie viel braucht der Herr Baron?““

„„Es ist keine ganz kleine Summe; außerdem wünsche ich, die Sache möchte zwischen uns bleiben, mag ich nun das Geld von Ihnen erhalten, oder nicht.““

„„Zweitausend Thaler!““ rief Paul, „„und dies sogleich!““

„„Ja, ich muß sie sogleich haben!““

„Darf ich fragen — weiß Ihr Vater davon?““

„„Nein, natürlich nicht, und ich wünsche auch nicht, daß er für's Erste etwas davon erfährt; aber da er zu Hause ist, und ich hier bin, und das Geld sogleich brauche, so bin ich ja nicht einmal im Stande, mich an ihn zu wenden.““

„„Die Sache kann unmöglich so dringend sein.““

„„Es ist eine Ehrenschuld, Herr Nordorf.““

„„Eine Ehrenschuld? Diese Art Schulden gefallen mir nicht. Jedenfalls müssen Sie sich bequemen, mich tiefer in die Sache einzuweihen; dann erst kann ich beurtheilen, was ich zu thun habe. Ich verpflichte mich jedoch im Voraus zu nichts Weiterem, als Schweigen.““

„Baron Erhard erhob sich gereizt und wollte gehen; Nordorf hielt ihn jedoch zurück, und es gelang ihm endlich, ihn zu bewegen, daß er ihm volles Vertrauen schenkte. Nachdem er mit dem Zusammenhange der

Sache bekannt geworden, und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß Baron Erhard in großer Erregung sei und unzugänglich für Vernunftgründe, war es ihm nicht schwer, die Folgen zu bemessen, die daraus entstehen würden, wenn er den jungen Mann ohne Hülfe gehen ließe: er hätte sich ohne Zweifel einem Wucherer in die Arme geworfen."

„„Gesetzt, Ihr Vater wäre hier und Sie weiheten ihn in die Sache ein, was glauben Sie, daß er thun würde?"" fragte er.

„„Er würde mich schelten und bezahlen,"" antwortete Baron Erhard.

„„So reisen Sie ruhig nach Hause, erzählen ihm das Ganze, und senden Ihren Freunden das Geld mit der Post.""

„„Aber er wird noch etwas thun, was ich um jeden Preis vermeiden möchte; er wird an die Eltern meiner Freunde schreiben, und das würde ihnen Unannehmlichkeiten verursachen; ist aber die Sache abgethan und ich mache ihn später damit bekannt, so wird er dies, ich hoffe es, unterlassen.""

„„So lassen Sie die Schuld stehen, bis Sie einmal im Stande sind, sie zu bezahlen.""

„„„Ich will aber das Geld noch heute, wenn es in der Stadt hier aufzutreiben ist.''''

„„„Hm! Es ist nicht Jedermanns Sache, sogleich zweitausend Thaler auszubezahlen.''''

„„„Ich werde sie doch wohl auftreiben, wenn ich gehörig dafür biete.''''

„„„Und die Sache wird allgemein bekannt werden; ich muß allerdings bezweifeln, ob ich recht thue, doch lassen Sie es gut sein — ich will Ihnen das Geld vorstrecken unter der Bedingung, daß ich es in vierzehn Tagen wieder erhalte; länger kann ich es nicht entbehren; Ihr Wort darauf ist mir genug.''''

„Baron Erhard schätzte wohl den Werth dieses Anerbietens, dennoch aber sträubte er sich dagegen, seinen Vater schon so bald in die Sache einzuweihen; aber konnte er denn auf andere Art in der kurzen Frist das Geld beschaffen?''

„„„Es ist unwürdig, ja gefährlich, vor Ihrem Vater ein Geheimniß aus der Sache zu machen; doch — nehmen Sie hier das Geld und geben Sie mir eine Bescheinigung dafür; ehe vierzehn Tage um sind, komme ich an Thranwerder vorüber; habe ich bis dahin nichts von Ihnen gehört, so müssen Sie sich darein finden,

daß ich bei Ihrem Vater vorspreche und meine Forderung selbst geltend mache.""

„Baron Erhard hörte diese Erklärung mit klopfendem Herzen; er nahm jedoch das Geld dankbar an, stellte die verlangte Bescheinigung aus, bezahlte seine Freunde und reiste nach Hause. Er beschloß, sogleich nach seiner Heimkunft seinem Vater das Ganze zu erzählen; unglücklicherweise traf er den Alten in so guter Laune, daß er nicht das Herz hatte, sie ihm damit zu verderben; so verging ein Tag nach dem anderen, und als Nordorf endlich kam, wußte Baron Nils noch kein Jota von dem Leichtsinne seines Sohnes."

„„„Nun, mein lieber Herr Baron,"" sagte Nordorf zu Baron Erhard, „„Sie haben nicht den Muth gehabt, das Blatt vom Munde zu nehmen? Nun, nun, lassen Sie mich die Sache klären; ich denke schon, ich werde sie auf gute Art ausgleichen.""

„Baron Erhard schämte sich sehr über seine Schwäche — doch, wir sind ja Alle einmal jung gewesen! Nordorf ebnete die Sache auf die glücklichste Art, er legte ein gutes Wort ein für Baron Erhard, und was die Zurückbezahlung betraf, so war er nur, wie er sagte, so strenge, um den jungen Mann zu bewegen, daß er

seinem Vater Vertrauen erweisen sollte. Als Baron Nils sich von seiner ersten schmerzlichen Ueberraschung erholt hatte, dankte er Nordorf für seine wohlwollende und edle Handlungsweise und sagte, daß er sie in jeder Art billigte. Das Geld wurde, wenn auch nicht am selben Tage, so doch in kurzer Frist zurückbezahlt, und Baron Erhard kam mit ernsten und liebreichen Vorstellungen davon, statt der erwarteten heftigen Vorwürfe. Sein Vater machte ihn besonders darauf aufmerksam, daß, wenn die Sache ganz vertuscht worden wäre, dieser einzige Leichtsinn und das Streben, ihn zu verbergen, einen demoralisirenden Einfluß auf seine ganze Zukunft hätte ausüben können. Sie hatten sonach allen Grund, Nordorf dankbar zu sein. —"

„Dies hat Baron Erhard nie vergessen," schloß der Pastor: „aber erst jetzt hat er Gelegenheit erhalten, seine Dankbarkeit auf eine handgreifliche Art zu bezeigen, nämlich gegen Nordorf's Sohn. Aus demselben Grunde kommt er auch nie nach Steinhafen, ohne den Agenten zu besuchen, welcher seinerseits große Achtung für ihn hegt. Nun weiß Rudolf, wie gesagt, Bescheid, und es schadete ihm nicht, daß er diesen schönen Zug seines Vaters kennen lernte, welcher, merkwürdig genug, sich

achtungswerth und human gegen Fremde, nur nicht gegen seine Angehörigen, zeigt; ein solcher Mann muß trotzdem endlich sein Unrecht einsehen."

„Wäre nicht Baron Erhard der rechte Vermittler zwischen Vater und Sohn?" fragte Christian.

„Vielleicht! allein ich schrieb ja Rudolf, daß ich dafür wäre, er sollte ohne jedwede Vermittlung gleich direct zum Alten gehen, und er sagte mir gestern, daß dies auch seine eigene Ansicht sei; um keinen Preis wollte er einen Fremden in die Sache verwickeln, und hätte ich ihm nie geschrieben, er würde gleichwohl so gehandelt haben; er geht vermuthlich an einem der nächsten Tage nach Steinhafen."

Während der Pastor noch sprach, hörte man Pferdegetrappel, und bald darauf trat Rosa Minden im Reitcostüme herein, den Schlepp des Reitkleides zierlich über den Arm geschlagen. Der schnelle Ritt hatte ihren Wangen Farbe und ihren Augen Glanz verliehen. Den alten Pastor versetzte ihr Anblick in große Bewegung, und als er bedachte, was er noch vor Kurzem von ihr gesagt, däuchte ihm diese strahlende Erscheinung fast ein Vorwurf.

„Willkommen!“ rief er, „herzlich willkommen!“ und machte einen Versuch, sich zu erheben, konnte ihr aber nur seine magere Hand reichen.

„Wie geht es Ihnen, lieber Pastor?“ fragte Rosa, auf den Stuhl sich niederlassend, den Christian, bevor er das Zimmer verließ, ihr bot.

„Wie Sie sehen! Ich bin Invalid geworden; aber Sie, Rosa, Sie sehen ja jünger aus als je!“

„Plagt die Gicht Sie arg?“ fragte Rosa theilnehmend.

„Ja, das ist eine schlimme Tyrannin, und wird von Tag zu Tag schlimmer; doch, man muß sich eben in Geduld darein ergeben. Ist Ihr guter Vater gesund?“

„Ich danke, ja, er ist frisch und munter wie immer.“

„Sie sind ja weit in der Welt herumgekommen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen! Werden Sie nun einige Zeit auf Holstedt bleiben?“

„Es scheint.“

„Und haben Sie sich gefreut, Ihre Heimath wiederzusehen? Ist sie in Ihren Augen nicht geringer geworden, nachdem Sie im Auslande gewesen?“

„Warum sollte sie geringer geworden sein? Es wäre traurig, wenn eine kleine Reise ins Ausland mir den Kopf so verdreht hätte, daß ich das Fremde höher achtete, als mein Vaterland.“

„Mit der Heimath meinte ich Holstedt.“

„Ach so! Holstedt habe ich nie in diesem Lichte betrachtet. Ich bin auf Bregewerder geboren, und dort starb auch meine Mutter; mit Ihrer Erlaubniß betrachte ich Bregewerder als meine eigentliche Heimath.“

„Ah!“

„Ueberdies ist die Gegend hier herum öde und einsam.“

„Sie würden also nichts dagegen haben, ihr und uns bald wieder den Rücken zu wenden?“

„Das sagte ich nicht.“

„Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Reise; aber vor Allem sagen Sie mir Eines — wie stand es im Auslande mit Ihrem Kirchenbesuch?“

„Wir kamen natürlicherweise nicht oft in die Kirche; es hat ja dies seine Schwierigkeiten auf Reisen, besonders in katholischen Ländern.“

„Dann lasen Sie wohl zuweilen im Worte Gottes?“

„Nein, lieber Pastor; wenn ich ehrlich sein will, muß ich Ihre Frage verneinen; überhaupt glaube ich, daß es für mich am besten ist, wenn ich es unterlasse.“

„Sie waren früher anderer Ansicht. Aber jetzt sind Sie zu Hause, und da können Sie ja wieder zur Kirche kommen.“

Rosa erröthete und sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder.

„Werden Sie mir nicht böse,“ nahm der Pastor wieder das Wort; „Sie erinnern sich wohl noch, was Sie mir einst versprachen, als wir nach Ihrer Confirmation von einander schieden — daß Sie die Heilige Schrift nie bei Seite legen wollten: damals brannte noch das Herz in Ihrer Brust, Rosa!“

„Sie haben Recht; mein Herz ist später viel kälter geworden.“

„Streben Sie darnach, es warm zu erhalten; fürchten Sie den Tod des Herzens mehr als den des Körpers!“

„Furcht habe ich wohl.“

So streben und hoffen Sie! Die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!“

„Das ist leichter gesagt als gethan; doch, wenn's beliebt, sprechen wir lieber von etwas Anderem —"

„Ach Rosa, ich fürchte, daß ich von Ihnen sagen muß, was einst Hoseas von Ephraim und Juda sagte: — was soll ich thun mit Dir? Deine Gottesfurcht ist wie eine Wolke am Morgen gewesen, sie ist gewesen wie der Thau, der früh kommt und bald verschwindet!"

„Warum wollen Sie mich durch solche Worte betrüben?"

„Das betrübt Sie nicht — ich wollte, es betrübte Sie!"

„Ja, aber nicht in der Art, wie Sie wünschen. Nun, ich wußte ja, daß Sie so mit mir sprechen würden und dennoch kam ich."

„Ach ja, ich bin wie ein Gefangener an dieses Zimmer gefesselt; Sie sind frei wie der Vogel in der Luft; wir werden uns wohl selten hier im Leben begegnen, allein so oft es geschieht, werde ich ein ernstes Wort zu Ihnen sprechen."

„Und wenn ich nicht darauf hören will, werden Sie böse."

„Nein! Ich ermahne in Liebe und warte in Geduld. Mit Gottes Hülfe wird der Tag kommen, da Sie mich hören oder sich erinnern werden, was ich ge-

sagt habe; so oft ich Sie sehe, denke ich, ich habe Sie zum letztenmale gesehen: Niemand, am allerwenigsten ich, weiß, wie lange er hienieden weilen wird."

„Sehen Sie! Sie werden selbst mißmuthig, indem Sie immer von so ernsten Dingen sprechen; erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen gegangen ist, seitdem wir uns zum letztenmale gesehen."

„Ei, da würden Sie einen hübschen Krankenbericht bekommen! Nein, da weiß ich was Besseres. Haben Sie schon gehört, daß wir eine neue Familie hier in die Nachbarschaft bekommen haben?"

„Nein!"

„Und obendrein einen Dichter! Er heißt Nordorf und wohnt droben im Dianapavillon."

„Ein Dichter in diesem Winkel — das ist etwas wirklich Neues!"

„Nicht wahr?"

„Aber wie hat er sich doch hieher verirrt? Der Dianapavillon — das ist ja ein elendes altes Waldaufseherhaus, welches Baron Erhard gehört."

„Sie sollten es nur jetzt sehen! Es ist ganz hübsch in Stand gesetzt, angeblich einzig und allein um Herrn Nordorf's willen."

„Wie hängt das zusammen?"

„Da fragen Sie nur Baron Erhard! Er ist selbst nicht ganz unbetheiligt daran, daß der junge Nordorf herübergekommen ist."

„Es ist also ein junger Mann, dieser Nordorf?"

„Sie haben wohl die Zeitungen nicht mit Aufmerksamkeit gelesen. Nordorf hat mit einer Gedichtsammlung debutirt, die in der Presse mit Lob und Tadel besprochen worden ist."

„Ach," sagte Rosa, den Nacken aufwerfend, „wer kann denn alles lesen, was in den Zeitungen steht, und wer kümmert sich um die Kritiken?"

„Ei, sieh doch!" rief der Pastor. „Warum ist denn die Presse bei Ihnen in Ungnade gefallen, wenn man es wissen darf?"

„Das ist zu weitläufig; es giebt überhaupt zu viele Zeitungen; man kann sie ja nicht alle lesen."

„Dann wählt man sich ein bestimmtes Blatt und dieses liest man."

„Und dann," fuhr Rosa fort, „ist es in manchen Zeitungen Mode geworden, auf den Adel zu schimpfen, ihn des Mangels an Einsicht und Patriotismus zu beschuldigen, und thut einmal ein Edelmann etwas, das

vor den Augen der Presse Gnade findet, dann heißt es immer, daß er eine rühmliche Ausnahme seines Standes bilde."

„Und darüber ärgern Sie sich?"

„Ja, und darum sehe ich nur hie und da einmal in eine Zeitung, und lese nur die Neuigkeiten aus dem Auslande und die Todesnachrichten."

„Nun gut; hier haben Sie Rudolf Nordorf's Gedichte; Sie können das Buch mit nach Hause nehmen, wenn Sie es lesen wollen."

Rosa nahm das Buch; während sie noch in demselben blätterte, ertönten auf's Neue Hufschläge im Hofe, und binnen Kurzem trat Christian ein mit Baron Erhard.

„Ein glückliches Zusammentreffen," sagte der Pastor nach den ersten Begrüßungen. „Jugend und Freude suchen mich auf im Sommer."

„Sie meinen wohl," sagte Baron Erhard, „daß es ziemlich lange her ist, seitdem Sie mich gesehen?"

„Ich begann unleugbar, mich nach Ihnen zu sehnen; aber jetzt bin ich ganz zufrieden, denn Rosa und Sie zusammen bei mir zu sehen, das erinnert mich an die guten alten Zeiten."

Rosa saß da, ganz vertieft in das Lesen der Gedichte.

„Und dennoch habe ich noch einen Wunsch,“ fuhr der Pastor fort.

„Und der ist?“ fragte Baron Erhard.

„Den Dianopavillon in seiner verjüngten Gestalt zu sehen.“

„Dieser Wunsch ist leicht zu befriedigen; Sie können sich ja hinauffahren lassen.“

„Ich fürchte mich so sehr vor Zugluft und Erkältung; allein es würde wohl die Mühe lohnen; wie ich höre, haben Sie den Pavillon in einen kleinen Feenpalast umwandeln lassen.“

„Das ist eine große Uebertreibung, lieber Pastor! Früher war es ein ziemlich unglücklicher Pavillon, später wurde es eine verfallene Waldaufseherhütte, und jetzt ist es eine Wohnung geworden weder für Götter noch für Göttinnen, wohl aber für solche, die man nach dem Avertissement-Style Leute vom „besseren Stande“ nennt.“

„Und doch interessirt das Haus so mich mehr, als wenn es von Marmor gebaut und mit Gold gedeckt wäre. Haben Sie Ihre Miether schon besucht?“

„Ich bin auf dem Wege dahin; er ist wohl zu Hause?

„Ich glaube; ich muß Ihnen übrigens im Voraus mittheilen, daß er Bescheid weiß, Sie verstehen mich wohl?“

„Vollkommen,“ antwortete der Baron mißvergnügt.

„Mißbilligen Sie es, daß ich ihm Alles gesagt?“

„Ja, ich mißbillige es allerdings; warum hatte es solche Eile? Ich hätte gewünscht, daß damit gewartet worden wäre, bis Nordorf und ich einander näher kennen gelernt hätten, wenn es überhaupt je nothwendig war, es ihn wissen zu lassen.“

„Der gerade Weg ist der beste!“ antwortete der Pastor verdrießlich. „Nordorf sollte es wissen und Ihnen dankbar sein.“

Das Gespräch ging nun auf gewöhnliche Gegenstände über, schleppte sich aber träge hin, bis Rosa sich erhob, um Abschied zu nehmen, und Baron Erhard ihrem Beispiele folgte. Bald darauf ritten sie zusammen aus dem Pfarrhofe, begleitet von Rosa's Diener.

Als Christian, nachdem er die Gäste hinausbegleitet, zurückkam, fand er seinen Onkel bei schlechter Laune.

„Was Dich nicht brennt, das blase nicht!“ sagte er mürrisch. „Mir ahnt, daß wir von der ganzen Geschichte nur Aerger haben werden; es wäre am besten

gewesen, wir hätten den jungen Nordorf sich selbst überlassen! Nun habe ich schon Baron Erhard vor den Kopf gestoßen, weil ich ein wenig aus der Schule geschwätzt."

„Darüber brauchen wir uns nicht zu grämen; der Baron wird schon wieder gut."

„Oder hältst Du mehr von dem Sprichworte: Alles wissen macht Kopfweh? Wenn Nordorf hier nicht Kopfweh bekommt, dann ist es wahrhaftig nicht meine Schuld; ich habe ihm gestern Verschiedenes erzählt, was er noch nicht wußte."

„Du hast ihm kaum etwas Anderes erzählt, als was zu wissen ihm gut war."

„Oder gefällt Dir besser das Sprichwort —"

„Ich halte überhaupt nichts auf Sprichwörter."

„Du sollst, meiner Treu, doch noch eines hören," sagte der Alte, während seine ärgerliche Miene in ein Lächeln überging, — „Liebe und Rost lassen sich nicht verbergen! Das kannst Du anwenden, wie Du willst!"

Christian wurde roth und sah verblüfft den Alten an; er hatte bis auf diesen Tag geglaubt, seine Liebe zu Clara sei das tiefste Geheimniß für Alle, vielleicht Clara selbst ausgenommen; er war auch in der That

Clara gegenüber so schüchtern und zurückhaltend, daß wenigstens Rudolf keine Ahnung von den Gefühlen seines Freundes hatte, und es fragte sich, ob Clara klüger war. Jetzt sah er, daß der Alte ihn durchschaut hatte, und zum erstenmale, so lange sie im Pfarrhofe beisammen gelebt, wurde er böse auf seinen Onkel: er wandte sich kurz um und verließ hastig das Zimmer.

Fünfzehntes Capitel.

Was Baron Erhard um seiner selbst willen gethan hatte.

Erhard und Rosa ritten Schritt für Schritt dem Walde zu; sie machte diesen Umweg, um den Pavillon zu sehen, und er war glücklich, ihre Gesellschaft um so viel länger zu genießen. Sie übte ganz den alten Zauber auf ihn aus, und Freude und Hoffnung schlichen sich auf's Neue in sein Herz ein.

Er erzählte ihr von seinem Verhältnisse zu Nordorf's, und sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten. Sein Verhältniß zum Agenten, sein erstes Zusammentreffen mit Rudolf auf der Langenbrücke, was ihm später mit Charles Gordon begegnet und Christian Bramson's Besuch auf Thranwerder, das Wohlwollen des Hofraths Grant, der beiden Pastoren Bramson wie seiner eigenen Person für Rudolf, alle

diese Umstände schilderte er Rosa kurz und klar, und zum erstenmale nach langer Zeit fand sie ihn unterhaltend.

„Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen zufälliger Ereignisse," sagte er endlich, „das mich immer auf's Neue mit Nordorf's in Berührung gebracht hat. Wäre ich Fatalist, so könnte ich versucht werden, zu glauben, es stehe in den Sternen geschrieben, daß der junge Nordorf und ich mit einander zu thun haben sollten."

„Und würden Sie etwas dagegen haben, wenn es so wäre?" fragte Rosa; „mit anderen Worten, welchen Eindruck hat dieses junge Genie auf Sie gemacht?"

„Er ist einer von jenen Menschen, für die man unwillkürlich Interesse fassen muß. Mag es nun in seinem gewinnenden Aeußeren liegen, oder in seinem nicht gewöhnlichen Schicksale, oder in dem Bewußtsein, daß er ein Talent ist, oder endlich, was mich betrifft, in den eigenthümlichen Verhältnissen, unter denen ich seine Bekanntschaft machte, soviel ist gewiß, daß sich meine Gedanken sehr viel mit ihm beschäftigt haben."

„Sie haben, kurz gesagt, beschlossen, sein Wohlthäter zu werden?"

„Nicht doch; ich will nicht wünschen, daß die Sache eine solche Wendung nimmt; ich wünsche vielmehr, seine Stellung möchte so gut werden, daß er meiner nicht ferner bedarf; überdies ist es wahrscheinlich, daß er ohnedies nur kurze Zeit hier bleibt. Auf alle Fälle habe ich meine Schuld gegen den Vater abgetragen, und zugleich gegen seine Behauptung protestirt, daß ein Dienst, den der Vater mir erwiesen, nicht dem Sohne vergolten werden könne."

„Aufrichtig gesprochen," sagte Rosa lächelnd, „kann ich nicht einsehen, daß Ihre Verbindlichkeit so groß war. Der Agent ist ein kluger Mann; er war schlau genug, sich weder mit Ihrem Vater zu überwerfen, noch Sie selbst vor den Kopf zu stoßen; denn der Baron von Thranwerder gehört nicht zu den Kleinen, die ein Kaufmann gerne sich entschlüpfen läßt."

„Pfui, Rosa!" rief Erhard, indem er sie vorwurfsvoll anschaute.

„Ha, ha!" lachte Rosa. „Jetzt erinnern Sie mich wieder an die alten Tage, wo ich Sie so oft dadurch erzürnte, daß ich anderer Meinung war, als Sie. Ach, lieber Erhard, so ist es nun einmal in der Welt, und wir Reichen haben nur zu viel Gelegenheit, den Eigen-

nutz der Menschen zu studiren; es ist wohl nicht unsere Schuld, wenn wir mißtrauisch werden."

„Und das Mißtrauen erzeugt immer mehr Böses und erweckt böse Gedanken, wo sie zuvor nicht vorhanden waren. Sie glauben übrigens selbst nicht, was Sie sagen, denn dächten Sie wirklich so gering von der Menschheit, so brächten Sie uns Reiche mit unter die allgemeine Verdammung, und wir kämen zu einem trostlosen Resultate. Wir sollen an das Gute glauben, Rosa, und demselben überall aufhelfen, selbst wenn wir oft getäuscht werden. Sie glaubten sich an alte Zeiten gemahnt — damals waren Sie kein solcher Pessimist, wie Sie später geworden."

„Lassen Sie uns einen Vergleich eingehen," antwortete Rosa schelmisch lächelnd; „ich will annehmen, daß der Agent sowohl auf Ihr Bestes, wie auch auf seinen Vortheil bedacht war; was jedoch seinen Sohn, das junge Genie betrifft, will ich Optimist sein, und hoffen, daß Ihnen seine Bekanntschaft nur Freude bringt."

„Ja," sagte Erhard versöhnt, „glauben Sie nicht, daß ein geistreicher Mensch wie er, uns in unserer Einsamkeit wohl gar ein Gewinn sein kann? Ich will Ihrem Principe in Betreff des menschlichen Eigennutzes

meinen Tribut zollen, indem ich zugestehe, daß ich mir die Möglichkeit dachte, Nordorf könne mir einigermaßen von Nutzen sein; meine Bibliothek ist allmählich in eine schmähliche Unordnung gerathen."

„Ah, ich verstehe! Der junge Nordorf soll ein Gegenstand derselben Wohlthätigkeit werden, wie Mr. Pinch in Martin Chuzzlewit?"

„Nein, sicher nicht!" antwortete Erhard lachend, „nur gelegentlich, und wenn er sich selbst dazu erbietet. Es finden sich doch jedenfalls einige Schätze in der Bibliothek auf Thranwerder, die Interesse für ihn haben müssen."

„Eine sehr delicate Art, die Sache einzuleiten; ich hoffe, die Confusion in der Bibliothek ist eine totale; die Bücher liegen wohl in Stößen auf Tischen, Stühlen und auf dem Fußboden? Ich sehe schon den Schrecken des jungen Dichters, wie Sie ihm die Thüre zur Bibliothek öffnen; er geht sogleich an's Werk, in dem Glauben, Ihnen wirklich einen Dienst zu erweisen; allein die Arbeit ist groß, und Sie können nicht anders, als ihm ein Honorar anbieten. — Herr Nordorf ist indessen kein Mr. Pinch, weder an Charakter, noch bezüglich seiner Lebensstellung; er ist stolz und des reichen Agenten

Sohn; aber das christliche Versöhnungswerk, welches unser guter Freund, der Pastor, eingeleitet, ist leider mißglückt; der Agent hält sein Herz wie seinen Geldbeutel verschlossen; nach einem harten, aber stillen Kampfe mit seinem Stolze nimmt er endlich um seines Weibes und Kindes willen das Honorar an. Die Macht der Verhältnisse ist ihm zu stark gewesen; er hatte einst die Illusion genährt, Erhard Dornfeldt's Freund zu werden, muß aber jetzt sich damit begnügen, des Barons Protegé, Bibliothekar oder Privatsecretair zu sein, und — der Baron wird von der Welt laut gepriesen wegen seines Edelmuthes!"

„Ich werde mir die Warnung, die Ihre outrirte Phantasie enthält, hinter die Ohren schreiben. Uebrigens sehe ich, daß Ihr Interesse für den jungen Dichter rege geworden ist; ich darf ihn wohl seiner Zeit in Holstedt einführen?"

„Als Schöngeist wird er wohl in Mama's Geschmack fallen," antwortete Rosa gleichgültig.

Nun waren sie auf dem offenen Platze im Walde angekommen, wo der Pavillon lag; Rosa hielt ihr Pferd an und rief, als sie das Haus erblickte:

„Nein, das ist allerliebst! Das haben Sie wirklich gut gemacht, Erhard! aus dem Pavillon ist ja eine kleine Villa geworden, die selbst dem Strandwege Ehre machen würde!“

Dieser Beifall von Rosa's schönen Lippen freute Erhard wohl mehr, als alle Dankbarkeit, welche die Bewohner des Dianapavillons ihm erweisen konnten.

Am Walddamme zeigte sich ihnen das Allerneueste, nämlich die kleine Fanny, welche auf dem Arme eines noch sehr jungen Kindermädchens saß und schlief; aber das Mädchen, welches an den Damm gelehnt dasaß, schien reichlich eben so fest zu schlafen, als das Kind. Sie war keine geringere Person, als Käthe's Brudertochter, Stine. Käthe hatte ja einen Sparpfennig, und Stine war die bestimmte Erbin; deshalb mußte sie zur Disposition stehen und inzwischen Frohndienste thun, wenn die Base sich einen Feiertag machte, was nicht so gar selten geschah, seitdem Käthe in der Nähe ihres Geburtsortes und — ihrer „Leute“ war.

„Stine ist treu wie Gold,“ sagte Käthe, als sie ihre Brudertochter Theodora vorstellte, welche Stine's ausdrucksloses Gesicht mit weniger angenehmen Erwartungen betrachtete. — Stine's Treue war nun wohl über alle

Zweifel erhaben; sie hätte gewiß ihr Leben gewagt, um das Kind zu retten, wenn dieses in irgend eine Gefahr gerathen wäre, vorausgesetzt, daß ein solches Unglück nicht gerade in dem Augenblick geschähe, wo sie schlief. Freilich schlief Stine meistens; sie schlief überall und in jeder Stellung, und war sie einmal richtig in Schlaf gefallen, da konnte sie, wie Rudolf sich ausdrückte, nicht mit Kanonen wach geschossen werden; nur directe Berührung war im Stande, Stine's schöne Seele aus dem Reiche der Träume zurückzurufen. Es war inzwischen auf dieser einsamen und hochliegenden Stelle keine Gefahr vorhanden, weder durch Wasser, noch durch den Verkehr, und da Käthe just heute zu einer Kindstaufe gemußt, hatte Stine das Geschäft überkommen, sich an einem ruhigen Platze hinzusetzen und mit der kleinen Fanny zu schlafen.

„Sie schlafen, auf Ehre, alle Beide!“ begann Erhard. „He, halloh! Käthe, Marie, Nanni, oder wie Du sonst heißen magst, wach' auf!“

„Ha, ha,“ lachte Rosa, als das Mädchen sich nicht regte; „steig' einmal vom Pferde, Jean, und versuche, ob Du sie nicht wach rütteln kannst! Sie ist doch nicht am Ende gar krank?“

Jean vollführte lachend den ihm gewordenen Auftrag, erst sanft und schonend, dann mit mehr Nachdruck, bis endlich Stine ihre milchblauen Augen aufschlug, und als sie sich von einem fremden Herrn und einer Dame beobachtet sah, feuerroth im Gesichte aufstand und Fanny, welche ebenfalls erwacht war und heftig weinte, zu beruhigen suchte.

„Du dienst wohl bei Herrn Nordorf droben im Pavillon?“ fragte Baron Erhard.

„Nicht so eigentlich,“ antwortete Stine nach einer kleinen Pause.

„Ist denn das nicht Herrn Nordorf's Kind, das Du hier auf dem Arme hast?“ fuhr Baron Erhard zu fragen fort, während Rosa lachte.

„Ja freilich!“ antwortete Stine, noch röther werdend und nahe daran, der kleinen Fanny im Weinen Gesellschaft zu leisten.

„Dann kannst Du mir wohl sagen, ob Herr Nordorf zu Hause ist?“

„Nein,“ versetzte Stine, indem sie sich in Bewegung setzte; „aber die Madame —“

Weiter kam Stine in ihrer Erklärung nicht, da Rosa's Pferd anfing, ungeduldig zu werden, und Stine

mit der kleinen Fanny sich hinter die Hecke in Sicherheit brachte, aber die Madame war natürlich zu Hause.

„Das ist recht fatal," sagte Baron Erhard, „daß ich Nordorf nicht treffe."

„Sie können ja ebensogut der jungen Frau einen Besuch machen," meinte Rosa.

Die Erinnerung an sein erstes Zusammentreffen mit Theodora gab Baron Erhard wenig Lust, ein Téte-à-Téte mit ihr zu riskiren; er forderte daher Rosa auf, ihm Gesellschaft zu leisten. Diese hielt es jedoch nicht für passend, eine Dame zu besuchen, die ihr wildfremd war, und so trennten sie sich denn, indem Rosa nach Holstedt zurückritt, während Erhard den grasbewachsenen Weg nach dem Pavillon einschlug.

Es war natürlich Niemand vorhanden, der ihm sein Pferd abnehmen konnte, doch er hatte im Felde eine gute Schule durchgemacht, welche ihm überhaupt einen Abscheu vor überflüssiger Bedienung beigebracht, weshalb er auch am liebsten ohne Bedienten ausritt. Er band sein Pferd an's Stacket, ging in den Garten, und gerade in der Gartenthüre kam ihm Theodora entgegen. Sie trug ein helles Sommerkleid, das ihr sehr gut ließ, sah viel besser aus, als da Baron

Erhard sie in der Hauptstadt gesehen, und empfing ihn so herzlich und ungezwungen, daß er auf's Angenehmste überrascht war. Doch war sie etwas ernst und bewegt. — Der Zufall wollte, daß sie den Baron in einem peinlichen Augenblicke begegnen sollte. Rudolf hatte sich vor Kurzem auf die schwere Wanderung nach Steinhafen begeben, ohne seine Freunde im Pfarrhofe davon zu unterrichten, und Theodora war noch ganz voll der Gedanken, welche der Abschied von ihrem Manne in ihr wach gerufen.

„Es thut mir herzlich leid," sagte sie, während der Baron in das Gartenzimmer trat, „daß es sich so unglücklich trifft und mein Mann nicht zu Hause ist; erst vor einer Stunde ist er nach Steinhafen gegangen."

„Nach Steinhafen," wiederholte der Baron bedeutungsvoll.

„Ja," antwortete Theodora mit einem Seufzer; „aber," fügte sie hinzu, während sie erröthete und ihre ausdrucksvollen Augen von einer Thräne verdunkelt wurden, „ich muß nun eben für uns Beide genügen, und Ihnen vor Allem sagen, daß es Pastor Bramson's Schuld ist, wenn mein Mann nicht schon längst in Thranwerder gewesen ist; wir haben —"

„Ach, ich bitte Sie,“ unterbrach sie der Baron, welcher vermuthet, was folgen würde; es war ja mein eigener Wunsch, Sie zuerst zu besuchen. Ihr Mann ist also nach Steinhafen gegangen — er ist schon lange nicht mehr dort gewesen?“

„Nein, er war nicht mehr dort, seitdem er mit seiner unglücklichen Mutter seine Vaterstadt verlassen; Sie können denken, daß er nicht ohne Erregung hinausging.“

„Hat er seinen Vater nicht von seinem Kommen unterrichtet?“

„Nein; ich weiß nicht einmal, ob er heute zum Agenten geht; er sagte, dies würde auf die Verhältnisse ankommen. Er wollte zuerst schreiben, und hat es mehrmals versucht, aber jedesmal den Brief wieder zerrissen. Es war ihm nicht möglich, zu schreiben; es flossen immer Aeußerungen mit ein, die nicht drinnen sein durften. Als er nun gestern Abend vom Pfarrhofe heimgekommen, wo er eine Unterredung mit dem Pastor gehabt, war er sehr verstimmt; er blieb die halbe Nacht auf, und gleich heute Morgen sagte er, nun wolle er der Sache ein Ende machen. Zu dem Alten geht er, dessen bin ich gewiß; ich bin sehr auf das Resultat gespannt.“

„Ich glaub' es Ihnen; doch, lassen Sie uns das Beste hoffen!"

„Ach, Herr Baron," sagte Theodora bittend, „darf ich eine Frage an Sie richten? Sie kennen, wie ich höre, die Verhältnisse, ja Sie riethen ja sogar Rudolf selbst einmal zur Versöhnung — Sie haben uns überhaupt so viele Güte erzeigt. —"

„Sprechen wir nicht davon, liebe Frau," unterbrach sie Erhard; „lassen Sie mich lieber hören, was Sie auf dem Herzen haben."

„Ich wollte Sie bloß fragen, ob die Stiefmutter meines Mannes so hochmüthig und herrschsüchtig ist, wie die Leute sagen? Mir ahnt, daß der Ausgang von Rudolf's Zusammenkunft mit seinem Vater viel von ihr abhängen wird."

„Eitel ist sie, daß sie jedoch hartherzig ist, glaube ich nicht. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich sie nicht so genau kenne. Der Ausgang kommt wohl zumeist auf Ihren Mann selbst an."

„Rudolf wird sich jeder Bedingung unterwerfen. Es hat ihm einen harten Kampf gekostet, sich dazu zu entschließen; hat er aber erst einmal einen Entschluß gefaßt, so führt er ihn auch aus, denn er thut nie etwas halb."

„Es freut mich aufrichtig, dies zu hören; wenn die Sachen so stehen, kann ich mir nicht denken, daß Herrn Nordorf's Gang nach Steinhafen ganz vergebens sein wird. Ich denke nicht so schlecht von dem Agenten.“

„Aber wenn Alles nach Wunsch geht, dann müssen wir ja wieder fort von hier, und wir haben es doch so schön! Ach! wie doch unsere Lage so peinlich ist!“

„Es ist durchaus nicht gesagt, daß Sie gleich fort sollen; für's Erste wollen wir jedoch sehen, was Ihr Mann Neues von Steinhafen bringt.“

„Rudolf war nicht sehr mittheilsam, als er gestern Abend von Bornstedt zurückkam; was ihn eigentlich so sehr verstimmt hatte, erfuhr ich nicht; er unterrichtete mich jedoch davon, daß wir einzig und allein Ihnen, Herr Baron, diese trauliche Heimath zu danken haben. Wir besitzen durchaus keine Ansprüche auf all die Güte, mit der Sie uns in letzter Zeit überhäuft haben, allein Sie dürfen mir glauben, daß wir sie vollkommen zu würdigen wissen. Ich wollte nur wünschen, Sie hätten selbst gehört, wie warm und dankbar mein Mann sich darüber ausgesprochen; nehmen Sie denn auch von mir, so gut ich es vermag auszudrücken, unsern tief=

gefühlten, innigsten Dank! — Ich hoffe doch," fügte sie lächelnd hinzu, „es verhält sich nicht ganz so, wie ich gehört, daß Sie nämlich all dies einzig und allein um unseretwillen gethan?"

„Sie waren wenigstens die Veranlassung dazu, daß es jetzt geschah; unleugbar war es jedoch schon länger meine Absicht gewesen, den Pavillon zu restauriren, der wie eine häßliche Ruine dastand. Die Aussicht ist so schön, daß es sich jedenfalls lohnt, das Haus in bewohnbarem Zustande zu haben, und wenn ich in diesem etwas abseits belegenen Terrain Jagd halte, wollen wir, wenn es Sie nicht zu sehr genirt, hier unser Frühstück einnehmen.

„Ach, das wäre herrlich! So könnten wir Ihnen doch ein wenig zu Dienst sein!" rief Theodora mit Wärme.

„In dieser Beziehung hat es keine Noth," antwortete der Baron lächelnd; „ich habe außerdem nicht wenig Arbeiter hier im Busche; wir graben und pflanzen hier jedes Jahr ziemlich viel, und ich komme daher nicht so selten hieher. Ich werde mich hie und da als selbstgeladener Gast einfinden und eine Tasse Thee bei Ihnen trinken. Ihre Nähe wird so ein reiner Gewinn

für mich werden, und wir kommen endlich zu dem Resultate, daß ich, indem ich den Pavillon restaurirt und meublirt habe, es eigentlich zumeist um meinetwillen gethan habe."

„Ich möchte gerne glauben, daß es sich so verhält."

„Aber ich will aufrichtig wünschen," fuhr der Baron ernst fort, „daß Sie nicht zu kurze Zeit hier bleiben möchten; ein längerer Aufenthalt hierselbst wird für Ihre Gesundheit wie für die Schriftstellerthätigkeit Ihres Mannes sehr vortheilhaft sein."

„Ja, dieser Ort ist der lieblichste, den man sich denken kann; ich vermag Ihnen gar nicht zu sagen, wie überrascht wir bei unserer Ankunft waren, und Rudolf sagte gleich am ersten Morgen, daß die Wirklichkeit Alles übertreffe, was seine Phantasie sich ausgemalt, als er sich von der Stadt fortgeträumt und auf dem Lande eine trauliche Wohnung nach seinem Geschmacke eingerichtet. Darf ich den Herrn Baron im Hause herumführen, damit Sie sehen, wie wir uns eingerichtet haben?"

Baron Erhard besichtigte nun mit Thora das Haus, und ihre Freude über das Ganze verrieth sich auf solch

naive und herzliche Weise, daß es Erhard viel Vergnügen bereitete.

Endlich waren sie in den Garten gelangt und betrachteten die Aussicht. Die jungen Buchen und Eichen bildeten zu beiden Seiten einen hübschen Vordergrund, und das freundliche Dorf unten mit den üppigen Baumgruppen zwischen den Häusern und der Kirche, deren zackige Giebel sich klar abhoben von den fernen waldbekleideten Höhen, dann weiter nach Rechts das Flüßchen mit den grünen Wiesen und den Wäldern von Holstedt als Hintergrund — all dies gab ein Landschaftsbild, wie man es nicht leicht so schön findet, und das um so mehr ansprach, je öfter man es betrachtete. Allein diese hübsche Aussicht war ja auch der Grund, warum der Pavillon hier gebaut worden war.

„Hier sollte man glücklich sein können,“ sagte Theodora, und fügte dann wehmüthig hinzu: „hier sollten wirklich glückliche Menschen wohnen!“

„Hier soll ein Dichter wohnen,“ versetzte Baron Erhard freundlich; „und nun ist ja Alles, wie es sein soll. Ich will nur hoffen, daß der Dichter lange hier bleibt, und daß es ihm gelingen möchte, hier Großes zu schaffen!“

„Nun prophezeihen Sie zu gut,“ gab Theodora zurück, indem sie des Barons Hand ergriff, welche dieser ihr zum Abschied gereicht hatte; „doch das weiß ich, daß wir, so kurz oder lang unser Aufenthalt nun auch werden mag, nie vergessen werden, hier gewesen zu sein.“

Sechszehntes Capitel.

Janus Schwartz kommt um seinen Mittagsschlaf.

Etwas westlich von Steinhafen erhebt sich das Land zu bedeutenden Höhen, von denen man eine ausgedehnte Aussicht genießt über die Stadt selbst, einen langen Küstenstrich und das blaue Meer.

Auf einem der höchsten Punkte, nicht weit von der Landstraße, am Fuße eines Hünengrabes, saß am Nachmittage desselben Tages Rudolf und schaute hinunter auf seine Vaterstadt, aus deren Mitte die große Domkirche emporragte; nicht weit von dieser erhob sich ein hohes Haus, wahrscheinlich die neue Wohnung seines Vaters, die er ja noch nie gesehen hatte, obwohl er aus der Lage schließen konnte, daß sie es sein mußte; weiter gen Norden, nahe am Strande, konnte er das steile Dach der Küsterwohnung entdecken.

Müde und warm vom raschem Gange und erregt von peinlichen, widerstreitenden Gedanken suchte er einige Augenblicke Ruhe, um die Wogen seines Gemüthes zu glätten. Er war nun am Ziele, nicht nur seiner heutigen Wanderung, sondern seiner ganzen Reise, und gerade jetzt kam ihm die Absicht, die ihn hieher geführt, thörichter vor als je. Er begriff fast nicht, daß er wirklich hier war, und die Macht des alten Pastors über ihn schien ihm ein Räthsel. Wäre es nicht am klügsten, wenn er wieder umkehrte?

Der Alte hatte am vergangenen Abende ihm etwas erzählt, was ihn tief erschüttert und geschmerzt hatte. Er erfuhr nämlich, daß die Verbindung seiner Eltern in Sünde begonnen wurde, und daß er selbst ein Bastard wäre, hätte man nicht gegen seinen Vater Zwang ausgeübt. Dieser Gedanke machte ihm den Vater nicht theurer, allein er verstand jetzt doch besser das unglückliche Verhältniß zwischen seinen Eltern. Es demüthigte und schmerzte ihn unsäglich, daß die Erinnerung an seine geliebte Mutter nicht so rein war, als er bisher geglaubt. Diese Erinnerung war das Heiligste in seinem Herzen gewesen, und nun sah er, daß doch ein Flecken darauf ruhte.

Er hatte seine Mutter immer unter die Ausnahmen gerechnet, unter die wenigen Reinen, bei denen man fragen darf: worin haben sie wissentlich gesündigt? Ihr reiner Wandel, ihre unermüdliche Geduld und Liebe hatten seine Erbitterung gegen den Vater verschärft, und sein Groll war wie ein zweischneidiges Schwert in der Hand des Gerechten; jetzt sah er mit Kummer, daß seine unglückliche Mutter von allem Anfang an die Achtung ihres Mannes verscherzt hatte, und daß er selbst eine Frucht der Sünde war.

Jetzt verstand er Vieles, was ihm früher dunkel gewesen; harte Worte seines Vaters, die er als übertriebene Bosheit betrachtet, räthselvolle, selbstanklagende Worte seiner Mutter, die er für einen Ausdruck krankhafter Zerknirschung gehalten, erschienen jetzt in einem anderen, aber traurigen Lichte. Freilich wurde die Sünde seines Vaters leider dadurch nicht geringer, daß seine Mutter sie theilte, und das Dunkel wurde nur größer, da das Licht ihres reinen Andenkens erlosch.

Sein Vater war ein hartherziger Mann; konnte es nützen, wenn man zu ihm kam und von Versöhnung sprach? Würde nicht der bloße Anblick seines Sohnes ihm ein Vorwurf sein und gehässige Erinnerungen in

seiner Seele wecken? Würde er an die edle und uneigennützige Liebe glauben, welche Rudolf nach Steinhafen geführt? Lag es nicht so nahe, anzunehmen, Rudolf komme einzig und allein, weil er nimmer Rath wüßte? Würde er nicht trotz seiner edlen Beweggründe vor seinem Vater wie ein Bettler dastehen, der Weib und Kind nicht ernähren konnte? Würde nicht der Alte ihm sogleich aus seiner Heirath einen Vorwurf machen, als einer leichtsinnigen Handlung, und hatte er nicht Recht, es gerade in dem Augenblicke zu thun, da Rudolf sich an ihn wandte, um sein Schicksal an das seines Vaters zu knüpfen? Wie war's möglich, daß ihre Begegnung friedlich ablief? Rudolf mußte auf jede Demüthigung gefaßt sein, und was nützte es ihm, sich in ein Joch zu spannen, das doch früher oder später brechen mußte?

Und doch hatte man sich Mühe gegeben, ihm den Glauben beizubringen, sein Vater sei versöhnlich gestimmt. Fremde hatten sich in die Sache gemischt, und er war schwach genug gewesen, auf sich einwirken zu lassen. Es war ihm ein peinlicher Gedanke, daß Anderer Aufmerksamkeit sich in so hohem Grade seinen Familienverhältnissen zugewandt hatte; allein gerade weil er eine directere

Einmischung fürchtete, war er jetzt aus eigenem Antriebe herausgegangen; er wollte seinen Streit allein ausfechten, und da war es wohl am besten, wenn er so bald als möglich ein Ende machte.

Er ergriff seinen Stock, erhob sich und ging raschen Schrittes zur Stadt hinab. Es war jedoch nicht seine Absicht, direct zu seinem Vater zu gehen; er wollte erst zu seinem alten Freunde Janus Schwartz, um zu hören, wie es im Hause des Agenten stand. Er ging nicht hin, um Schwartzen's Rath zu holen, denn er hatte jetzt seinen Entschluß gefaßt und wollte ihn auch ausführen, allein der Küster konnte ihm doch vielleicht nähere Mittheilungen über die Lage der Dinge machen.

Es war kurz nach Mittag, als Rudolf die Küsterwohnung erreichte. Janus saß allein im Wohnzimmer, die unverwüstliche Napoleonspfeife im Munde und eine Zeitung auf den Knieen; er schaukelte sich sachte im Schaukelstuhle, und Alles deutete darauf hin, daß das kleine unentbehrliche Mittagsschläfchen sich bald einfinden würde.

„Nur fünf Minuten," pflegte er zu sagen, „allein ich kann's beim Kukuk nicht entbehren!"

Eben waren ihm die Augenlider zugefallen, als es an der Thüre klopfte.

„Herein!“ rief er verdrießlich.

Es traf sich selten, daß er um diese Tageszeit Besuch erhielt; er dachte nicht anders, als es sei ein Handwerksbursche, und suchte schon in seinem Geldbeutel nach dem gewöhnlichen Halbgroschenstücke, als die Thüre aufging und Rudolf eintrat.

Rudolf fühlte sich eigenthümlich bewegt, als er dieses alte, wohlbekannte Zimmer wieder sah, wo fast Alles unverändert war; und da saß Janus Schwartz, den Rücken ihm zugewendet; er erkannte ihn augenblicklich wieder an den breiten, fleischigen Schultern, dem kahlen Scheitel und dem langen Haare im Nacken, welches jedoch viel weißer geworden war.

„Guten Tag, Schwartz!“ sagte Rudolf.

Schwartz sprang auf und wandte sich so rasch um, daß die Asche aus seiner Pfeife aufflog, wie aus einem Krater; da stand er mit gespreizten Beinen und starrte Rudolf an.

„Kennst Du mich nicht mehr, Schwartz?“ fragte Rudolf bewegt.

„Gott's Tod!" rief Janus, nach Luft schnappend, „Du bist es, Rudolf? Du hier in Steinhafen!"

Er lief zu Rudolf hin, nahm seine Hand und drückte sie, zog ihn zum Fenster hin, um ihn recht zu betrachten, that in einem Athemzuge mehr Fragen, als man in einem Tage beantworten konnte, und lief endlich hinaus, um Birthe zu holen. Birthe kam auch sogleich herein und schien ganz betäubt vor Ueberraschung; überhaupt kam es Rudolf vor, als seien die beiden Alten mehr erschreckt, als erfreut, ihn zu sehen. Allmählich wurden sie jedoch etwas ruhiger, und nun erzählte er ihnen, wie es zugegangen war, daß sie auf's Land gezogen und jetzt in Bornstedt wohnten.

„So, Du wohnst in Bornstedt," sagte Schwartz gekränkt, „und das erfahren wir nicht früher, als bis Du selbst kommst und es uns erzählst!"

„Wie Du hörst, ging es ja etwas kopfüber mit dieser Reise; ja, es wäre wohl kaum etwas daraus geworden, wenn nicht Bramson selbst gekommen wäre und uns überrumpelt hätte.

„Bramson! Also der gute Pastor hat dies auf eigene Hand in's Werk gesetzt; das hätte ich nur wissen sollen!"

„Sie sind wohl hungrig und durstig nach der langen Tour,“ sagte Birthe, indem sie aufstand und sich eine Thräne trocknete; hierauf ging sie hinaus, um Anstalten zu einem Imbiß zu treffen, während Janus an die Pflichten der Gastfreundschaft gar nicht zu denken schien.

„Du freutest Dich nicht, mich wiederzusehen, Schwartz!“ begann Rudolf, nachdem Birthe hinausgegangen war; „was ist vorgefallen?“

„Und Du bist gekommen, um mit dem Alten zu sprechen und Dich mit ihm zu vergleichen,“ sagte Schwartz, ohne Rudolf's Frage zu beachten.

„Ja, das bin ich; vielleicht begreifst Du das nicht; allein es lohnt ja nicht die Mühe, die Zeit damit zu vergeuden, daß ich Dir meine Gefühle schildere; genug, ich wünsche, dem Skandale ein Ende zu machen, durch welchen unsere Familie während einer Reihe von Jahren eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Man sollte glauben, es müßte Dich freuen, und doch sitzest Du da und starrst mich ganz betrübt an; bin ich vielleicht in einem unglücklichen Augenblicke gekommen?“

„Ich fürchte es,“ sagte Janus, den Kopf schüttelnd.

„Man hat mir doch gesagt, mein Vater sei versöhnlich gestimmt.“

„Hat man das? hat man das? Ja, so standen die Sachen vielleicht vor einiger Zeit; das sagte ich Deinem Freunde, dem Pastor, und sagte ihm auch, daß er eine gute Handlung beginge, wenn es ihm gelänge, Dich versöhnlich zu stimmen; aber daß er gleich hingehen und auf eigene Faust alle die Anstalten treffen sollte, das war, mein' Seel', nicht meine Meinung! Er hätte wohl erst mich um Rath fragen können,“ fuhr Janus fort, und sein dickes Gesicht wurde roth vor Zorn, „ja, das hätte er gekonnt! Aber die guten Pfarrer glauben ja stets, sie hätten die Weisheit der ganzen Welt verschlungen!“

„Ich bin eben deswegen zu Dir gekommen, um mich etwas auf Kundschaft zu legen, bevor ich einen entscheidenden Schritt thue.“

„Das war sehr gut, daß Du dies thatest! Sonst hättest Du bald zu fühlen bekommen, in welche Lage Deine selbstklugen Freunde Dich hineingewühlt!“

„Aber, was ist denn vorgefallen, Schwartz?“

„Der Teufel ist wieder los drüben in dem großen Hause.“

„Der Teufel? Geht es schlecht mit den Geschäften?“

„Mit den Geschäften! Nein, mit diesen geht es besser als je; allein ich fürchte, das große Glück verhärtet das Herz Deines Vaters. Es giebt dort Eine, die jeden Tag Thränen vergießt: sie sind garstig gegen Clara.“

„Gegen Clara!“ rief Rudolf auffahrend.

„Halt!“ unterbrach ihn Schwartz, die Hand auf seinen Arm legend. „Ich wußte wohl, daß diese Nachricht Deine Geduld, wie die schönen Luftschlösser über den Haufen werfen würde, die Ihr in Bornstedt gebaut habt, darum beeilte ich mich nicht damit; aber Bescheid mußt Du wissen. Die Sache ist die: der Bruder Deiner Stiefmutter, Canzleisecretär Itzfeldt, hat um Clara angehalten, und sie hat ihm einen Korb gegeben. Victoria schäumt aus Zorn darüber, daß Clara sich die Ehre verbeten hat, den Namen Itzfeldt zu tragen, und Dein Vater ist rasend aufgebracht, daß Clara eine so gute Parthie ausgeschlagen. Clara war gestern Abend hier bei uns und erzählte uns die ganze Geschichte unter heißen Thränen; uns kam die Sache nicht ganz unerwartet. Sie erklärte überdies, daß sie es nicht länger mehr zu Hause aushalten könnte. Nur durch vieles

Zureden gelang es uns, sie so weit zu bringen, daß sie uns versprach, sie wolle noch etwas Geduld haben; vielleicht ginge der Sturm doch vorüber, und es wäre ja schlimm, wenn sie im Zorn von dem Vater scheiden müßte."

„Nein, das ist zu arg, Schwartz! Wir Nordorf's sind doch ein unglückliches Geschlecht, zu Kummer und Elend bestimmt! Und das mußte gerade jetzt geschehen."

„Ja, das ist betrübend, sehr betrübend!"

„Aber erzähle mir doch etwas mehr von der Sache! Was für ein Mensch ist denn dieser Itzfeldt?"

„Ich halte ihn für einen Laffen; aber die Leute sagen, er sei ein tüchtiger Beamter!"

„Wurde gegen Clara Zwang angewendet?"

„Dein Vater hat ihr wohl hart genug zugesprochen."

„Aber sie — Victoria? Was hältst Du von ihr?"

„Hm!" sagte Schwarz, indem er sich das Kinn strich, „es würde mich freuen, wenn ich mich irrte, aber ich halte dafür, daß nicht ein guter Blutstropfen in ihr ist."

„Sage nichts, was Du nicht verantworten kannst, Schwartz! Ich hatte mir just vorgenommen, sie zu gewinnen, „denn ich glaube, daß der Weg zu dem Herzen des Vaters durch sie geht."

„Gott sei uns gnädig — Du sie gewinnen!"

„Ja, warum nicht? Ich kann Deine geringe Meinung von ihr nicht mit dem Umstande vereinigen, daß sie Clara ihren eigenen Bruder zum Manne gegönnt hat."

„Du kannst überzeugt sein, daß Victoria ihre Karten fein mischt. Sie hat es so eingerichtet, daß die Welt genau dasselbe denken wird, was Du eben sagtest; aber Clara hat sie schon längst durchschaut. Victoria ist ein böses, herrschsüchtiges Weib; von dem Tage an, da Dein Vater recht anfing, Clara mit Güte zu behandeln, wurde Clara ihr ein Dorn im Auge. Sie will sie um jeden Preis aus dem Hause haben, nur sollte es auf eine anständige Weise geschehen. Der Canzleisecretär mag vielleicht eine Neigung für Clara haben, und eine noch größere für ihre Mitgift und das Vermögen, welches sie außerdem noch zu erwarten hat. Nahm ihn Clara, so war sie aus dem Wege, nahm sie ihn nicht, so gab ja dies einen prächtigen Anlaß ab, Deinen Vater gegen sie aufzuhetzen. Glaube mir, sie hat die Gelegenheit benützt."

Und Clara hat mich in ihren Briefen nicht das Mindeste merken lassen, daß zwischen Victoria und ihr etwas sei!"

„Sie wollte Dich nicht damit plagen, und hat wohl noch in frischer Erinnerung, daß Du ihr damals, als sie zu dem Vater zurückzog, prophezeihtest, es würde kein gutes Ende nehmen. Doch, was willst Du jetzt thun?"

„Mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören; ich will und muß mit dem Vater sprechen!"

„Laß es gut sein, Rudolf, laß es gut sein! Es wird Dir sonst gehen wie dem Hunde, der in ein Spiel Kegel gerathen ist."

„Ich sollte Clara feig im Stiche lassen? Nein, das geschieht nimmermehr! Ich will doch einmal dieser Victoria in die Augen sehen, und hat sich Vater einer neuen Ungerechtigkeit schuldig gemacht, so soll er mir dafür Rede stehen!"

„Das wird eine schöne Versöhnung werden!" sagte Schwartz ironisch; „neuer Skandal und neuer Spektakel! Allein es ist ja gleichgültig, was ich sage."

„Durchaus nicht, lieber Schwartz! Mache mir nur den Augenblick nicht noch schwerer, indem Du böse auf mich wirst. Ist es denn nicht traurig genug, mit solchen

Nachrichten empfangen zu werden, wenn man, wie ich, in der besten Absicht und mit versöhntem Herzen kommt?"

„Ja, das weiß der liebe Gott," sagte Schwartz besänftigt. „All' diese Bosheit und Erbärmlichkeit hat mir den Kopf so wirr gemacht, daß ich eigentlich gar nicht weiß, wie es mit mir steht. Du wirst Dir gewiß schon Deine Gedanken gemacht haben über den armseligen Empfang, welcher Dir in der Küsterwohnung zu Theil wurde, und doch giebt es, — Du darfst es glauben, — wenige Dinge, an die ich mit größerer Freude hätte denken können, als an den Augenblick, da ich Dich wiedersähe."

„Wie es mit Dir steht, Schwartz, will ich Dir sagen: Du fühlst warm für mich und alle die Meinen, während wir es kaum so gewürdigt, wie Du und Birthe es verdient hatten. Vergieb mir das, mein lieber alter Freund, und laß mich dann hören, wozu Du mir räthst."

„Das war ein gutes Wort, Rudolf, und findet bei mir auch stets einen guten Ort; ich rathe Dir, ruhig hier zu bleiben und Dich durch einen kleinen Imbiß zu stärken; dann wollen wir, den traurigen Verhältnissen zum Trotz, mit einander auf eine lichtere

Zukunft ein Gläschen trinken; inzwischen benachrichtigen wir Clara von Deiner Ankunft. Du kannst dann Alles aus ihrem eigenen Munde hören, und verlierst Du auch da nicht die Lust, den Palast auf dem Markte zu stürmen, nun, in Gottesnamen — ich werde Dir keinen Strohhalm in den Weg legen."

Rudolf sah ein, daß dies ein guter Rath war. Er schrieb einige Zeilen an Clara, welche sogleich zum Agenten gesandt wurden; dann setzte er sich zu Tische, wo er allein speiste, Janus Schwartz aber bei der Flasche ihm Gesellschaft leistete und eine gewisse Leichen-bitter-Jovialität entwickelte, welche Rudolf unter anderen Verhältnissen sehr komisch vorgekommen sein würde.

Kaum eine Stunde nach der Absendung des Billets kam Clara; sie sah abgehärmt und verweint aus, glühte jedoch alsbald vor Freude, als sie Rudolf erblickte; daß er hier war und sogar in Bornstedt wohnte, war für sie in ihrer gegenwärtigen trostlosen Stellung ein so unerwartetes Glück, daß bei ihr Lächeln mit Thränen wechselte, und Rudolf heftig erregt wurde durch die zärtlichen Worte, die mit viel größerer Innigkeit gesprochen wurden, als es sonst ihre Gewohnheit war.

Da sie natürlich unter vier Augen mit einander zu sprechen wünschten, gingen sie hinaus in die Veranda, wo sie lange blieben, länger, als sie selbst wußten.

Clara erzählte Rudolf umständlich von ihrem Verhältnisse zum Vater und der Stiefmutter von dem Tage an, da sie wieder nach Steinhafen gekommen war, bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Ihre Erzählung war, besonders im Anfange in ruhigem Tone gehalten, und Rudolf, der seine Schwester genau kannte und wußte, daß sie von Jugend auf Beweise eines sinnigen Charakters und klaren Verstandes gegeben hatte, fühlte sich mehr und mehr überzeugt, daß ihre Darstellung richtig war. Es schien leider klar, daß Victoria systematisch daran arbeitete, den Vater seinen Kindern zu entfremden, aber ebenso sehr ging daraus hervor, daß er wirklich milder gestimmt gewesen und eine Versöhnung ohne große Schwierigkeit zu Stande gekommen sein würde, wäre der Alte sich selbst überlassen gewesen; allein Victoria's Gewalt über ihn schien im Augenblicke unbegrenzt.

Als Clara in ihrer Erzählung zu den Leiden der letzten Tage kam, wurde sie wieder heftig bewegt.

„Du machst Dir keine Vorstellung davon,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „wie viel ich durchmachen mußte, seitdem Victoria sich in den Kopf gesetzt, ich sollte ihren Bruder heirathen. Jeder Tag war mir zur Qual; allein am allerschlimmsten wurde es erst, nachdem sie den Vater ganz auf ihre Seite gebracht hatte.“

„Daß Du diesen Itzfeldt nicht liebst,“ sagte Rudolf, „das weiß ich; aber ist er denn wirklich eine so unangenehme Persönlichkeit, wie Schwartz sagt?“

„Mir ist er unausstehlich,“ antwortete Clara, indem sie tief erröthete.

Sie war bisher gegen ihren Bruder ganz aufrichtig gewesen; in ihrer Herzensangelegenheit konnte sie sich jedoch nicht einmal ihm anvertrauen. Gerade in diesen Tagen war es ihr ja klar geworden, daß ihre Liebe zu Baron Dornfeldt mehr als eine flüchtige Grille war. Sie schämte sich dieser hoffnungslosen Leidenschaft und hatte lange sich abgemüht, sie mit Vernunftgründen zu bekämpfen, doch vergebens. Gerade weil ihr Herz bis zu dem Tage, da sie ihn gesehen, frei gewesen, war es um so heftiger ergriffen worden. Rudolf würde sich höchlich gewundert haben, hätte er

in dem Herzen seiner Schwester lesen können, hätte er gewußt, daß Clara, die so ruhig schien, gegen alle Vernunft leidenschaftlich und schwärmerisch liebte; und da Clara in seinen Gedanken immer so hoch über den anderen jungen Mädchen gestanden, so würde er ohne Zweifel ihre Schwäche als ein neues Unglück, eine neue Demüthigung betrachtet haben, und mit der Einigkeit zwischen ihnen wäre es vorbei gewesen. Es war also gut, daß Clara's Gefühle ihm ein Geheimniß waren; allein sie mußte sich sagen, daß, wenn Alexander Itzfeldt ihr so unleidlich erschien, dies wenigstens theilweise dem Umstande zuzuschreiben war, daß sie einen andern liebte. Deshalb erröthete sie so tief, und Rudolf sah es wohl, schrieb es aber auf Rechnung weiblicher Schamhaftigkeit."

„Weit sei es von mir entfernt," sagte er, „Dir einen Vorwurf daraus zu machen, daß Du ihm einen Korb gegeben, allein da er doch keine zu verachtende Persönlicheit zu sein scheint und Victoria's Bruder ist, so erscheint ihr wie des Vaters Zorn verzeihlich. Es war keine schlechte Parthie für Dich, Clara, und Deine Weigerung setzt den Vater in eine höchst unangenehme Stellung."

„Ich habe Dir das Schlimmste noch nicht erzählt, Rudolf," sagte hierauf Clara, indem sie sehr bleich wurde; „es ist für immer vorbei zwischen mir und dem Vater!"

„Was soll Das heißen?"

„Das soll heißen, daß ich, wenn Du willst, wie ich, nicht mehr in's Vaterhaus zurückkehre. Ach, lieber Rudolf, laß mich hier bleiben und nimm mich mit Dir nach Bornstedt; ich will gerne zu Fuße hinausgehen, wenn ich nur von hier fortkomme. O mein Gott!" fuhr sie fort, während sie in Thränen ausbrach, „wenn ich bedenke, daß Du gekommen bist, um Alles wieder gut zu 'machen, ganz so, wie ich so oft den Himmel angefleht, daß es geschehen möchte, und nun soll Alles vergebens sein!"

„Aber was ist denn vorgefallen? Erzähle mir Alles ruhig und vernünftig."

„Was vorgefallen ist?" sagte Clara, indem sie ihre Thränen trocknete; „Vater hat mich gestern im Zorne und unter Verwünschungen von sich gestoßen, mich, die ihn so innig geliebt und um seinetwillen so viele Demüthigungen ertragen hat! Am Tage, nachdem ich Itzfeldt meine ablehnende Antwort gesendet, — er

hatte schriftlich um mich geworben, — sagte Vater kein Wort zu mir. Ich wunderte mich über sein Schweigen, aber seine düstere Miene prophezeihte nichts Gutes. Du weißt ja aus früherer Zeit selbst, wie düster und strenge sein Gesicht werden kann, wenn er böse ist; Du weißt auch, daß er nicht oft sich gehen läßt, daß aber sein Zorn furchtbar ist, wenn er losbricht; daher kannst Du Dir auch denken, was geschah. Gestern morgens rief er mich zu sich; Victoria war auch da, und ich konnte alsbald an ihrem tückischen Gesichte sehen, daß ich einen harten Strauß zu bestehen haben würde. — Der Vater sagte in strengem Tone zu mir, wie er mit Erstaunen vernommen, daß ich solch eine ehrenvolle Werbung, wie die des Canzleisecretärs, zurückgewiesen. Es habe dies Victoria tief gekränkt; allein nicht deswegen wollte er mit mir sprechen. Er wisse nun einmal, daß ich Victoria verkenne; das sei schändlich, aber er könne es nicht hindern. Seine Pflicht als Vater sei es jedoch, mir die Thorheit vorzuhalten, daß ich einen Mann, wie Alexander Itzfeldt, verschmähe. Der Canzleisecretär sei bereit, meine Ablehnung als in Uebereilung abgegeben zu betrachten; er wiederhole daher hiemit durch den Vater seine Werbung, und er

als Vater hoffe, daß ich zu Vernunft kommen würde. Als er die letzten Worte sprach, zitterte seine Stimme vor zurückgedrängter Heftigkeit; Victoria aber schaute mich mit spöttischem Lächeln an. Rudolf! ich habe nie zuvor einen Menschen gehaßt, allein jetzt weiß ich, was Haß ist; Victoria hasse ich von ganzem Herzen, wie das Böse selbst.“

„Was gabst Du zur Antwort, Clara?“ fragte Rudolf, welcher ihr mit großer Spannung zugehört. „Ich hoffe doch, Du ließest Dich nicht hinreißen?“

„Ich antwortete erst gar nicht; das Herz that mir weh, wenn ich Victoria anschaute; ich fühlte, daß sie jetzt ihr Ziel erreicht hatte, nämlich den Vater und mich für immer zu trennen; doch jetzt sprach sie, und zwar in dem sanftesten Tone. Es sei Sünde, sagte sie, so heftig in mich zu dringen; ich würde schon zur Vernunft kommen, wenn ich Zeit hätte, mich zu bedenken. Sie würde vorschlagen, daß man mir drei Tage Frist ließe, die Sache zu überlegen; sie halte sich überzeugt, daß ihr Bruder zu edel sei, um nicht selbst zu wünschen, daß ich volle Freiheit des Entschlusses haben sollte, obwohl er wünschte, ich möchte die Sache noch einmal in Ueberlegung ziehen; es sei ja auch für

eine Dame nichts Unerhörtes, daß sie in solchem Falle sich Bedenkzeit ausbäte."

„Der Vater sah mich fragend an, und ich antwortete so ruhig, als ich vermochte, wie leid es mir thue, daß man auf's Neue so sehr in mich dränge. Meine Weigerung sei wohlüberlegt gewesen; ich liebte nun einmal Itzfeldt nicht, und da wäre es ja ein Unrecht, wenn ich ihn heirathete. Dies wären meine letzten Worte in dieser Sache, und ich hoffte, daß ich nun Ruhe hätte. Jetzt aber fuhr der Vater auf und überhäufte mich mit Vorwürfen; ach, ich möchte nicht alle die harten Worte wiederholen, die er mir sagte; er verfluchte sogar die Stunde, da ich geboren, und nachdem er noch einige Augenblicke geras't hatte, rannte er aus dem Zimmer."

„Nun war ich mit Victoria allein, und wollte ebenfalls das Zimmer verlassen, um einem Zanke mit ihr zu entgehen; allein sie stellte sich mir in den Weg, und jetzt brach die so lange verborgene Bosheit auf einmal hervor; ich sah so recht, welch ein böses Weib sie ist. Ich wurde natürlich auch heftig — es war ja nicht anders möglich! — und sagte ihr die Wahr-

heit — bittere Worte, die sie, dessen bin ich überzeugt, mir nie vergeben wird."

„Nachdem dies überstanden war, ging ich sogleich hieher zu Schwartz und es war meine Absicht, hier zu bleiben; allein Schwartz und Birthe baten mich um Gottes willen, ich sollte wieder heim gehen. Sie sahen wohl ein, daß ich nun wohl kaum länger bei dem Vater bleiben konnte, allein, um das Gerede zu vermeiden, meinten sie doch, daß es besser wäre, wenn ich ihn auf eine schicklichere Art verließe. So überredeten sie mich denn, wieder nach Hause zu gehen, und ein paar Tage zu warten, bis des Vaters Zorn sich gelegt hätte; aber Du darfst mir glauben, Rudolf, es ist vergebens. Victoria hat ihn so sehr aufgehetzt, daß es zwischen Vater und mir niemals mehr gut werden kann. Ich begegnete ihm gestern auf dem Gange, aber er schaute mich gar nicht an. Nein, nein! es ist besser, wenn ich fort bleibe, und Du, Rudolf, wirst die Hand nicht von mir abziehen."

„Nein, darauf kannst Du Dich verlassen!" antwortete Rudolf, indem er ihre Hand ergriff und sie zärtlich in der seinigen drückte.

Lange saßen sie schweigend neben einander; aber die Gedanken arbeiteten ruhelos in ihrem Gehirne, und stürmisch wogten die Gefühle in ihren Herzen; Woge folgte auf Woge, wie drunten auf dem Meere, das sich schäumend am Fuße des steilen Ufers brach; jedoch wie die Wogen des Meeres, zerschellten auch ihre hoffnungsreichen Gedanken an der felsenharten Küste der Wirklichkeit, und lösten sich in Schaum auf. Endlich erhob sich Rudolf.

„Mein Entschluß ist gefaßt;" sagte er ruhig, aber bestimmt; „ich gehe gleichwohl hin!"

„Ach, thu's lieber nicht!" versetzte Clara bittend.

„Nein, Clara; Victoria soll nicht so leicht gewonnen Spiel haben. Wenigstens soll der Vater Dir Genugthuung geben, und Ihr sollt in Frieden von einander scheiden."

„Du kennst Victoria nicht; Du hast nicht, wie ich, gesehen und gefühlt, welche Macht sie über den Vater hat. Zudem wirst Du Dich nicht beherrschen können, und dann ist nur neues Unglück die Folge."

„Welch neues Unglück sollte daraus entstehen? Ich will im Gegentheile den Vater von dem Unglücke befreien, daß er Dich mit einem Fluche auf Deinem

Haupte von sich gehen läßt. Ich habe wirklich fast Mitleid mit ihm; denn er ist für seine Härte gegen unsere Mutter gestraft worden, und hat in Victoria seinen Meister gefunden. Und diesmal kommt doch eigentlich das Böse von ihr. Sie soll die unangenehme Ueberraschung haben, mich von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

„Bedenke, Rudolf, daß Du Vater seit vielen Jahren nicht gesehen, und daß Ihr mit Haß im Herzen von einander geschieden seid."

„Je unerwarteter ich komme, desto bessere Wirkung wird es haben. Jetzt, da ich nicht als mein eigener Vertreter komme, sondern als der Deinige, kann ich viel ruhiger hingehen."

„Aber Du hast keine Vorstellung davon, wie heftig Vater gestern war; ich sah ihn später vom Fenster aus, wie er gegen Nebb ras'te: ich glaubte, er wolle ihn prügeln."

„Ich bin über den Vater nicht mehr so aufgebracht, denn ich habe Mitleid mit ihm; ich bin außerdem ganz ruhig, und werde mich nicht vergessen."

„Aber wenn," sagte Clara, indem sie erbleichte und ihre Hand auf seinen Arm legte, „wenn er Dich nun schlüge?"

„Ah, Du glaubst doch nicht?“

„Wenn es aber dennoch geschähe?“

„Sei ganz ruhig, Clara, dies geschieht nicht! Allein wenn es auch geschähe, so würde ich doch nie die Haud erheben gegen meinen eigenen Vater. Es ist in den letzten Tagen eine Veränderung mit mir vorgegangen, Clara, an welche zu glauben Du lernen sollst, wenn es Dir auch nicht möglich ist, sie zu verstehen. Es wird mich nicht anders stimmen, selbst wenn der Vater mich im Zorne von sich weis't; ich werde ebenso bereit sein zur Versöhnung, wenn er sie jemals wünschen und zu ihm eilen, wenn er unser einst bedürfen sollte; leider wird dies nie geschehen.“

Clara schaute überrascht ihren Bruder an; er betrachtete sie jedoch ruhig und lächelte sie an, sodaß sie selbst ruhig wurde, indem sie ihn ansah.

„Es ist sonderbar,“ sagte sie, daß wir ganz die Rollen getauscht haben; früher konnte ich durchaus nicht recht böse werden auf Vater, und fand Deinen Haß sogar unchristlich; jetzt vermag ich Deinen Haß so gut zu verstehen, und nun sehe ich Dich ganz entwaffnet.“

„Laß uns Niemand hassen, Clara, und sollte es auch nur sein, um uns selbst nicht das Leben zu ver-

bittern. Wir haben genug davon gehabt! Ja, wie jung wir auch noch sind, so haben wir doch mehr Unfrieden kennen gelernt, als die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang!"

„O, wie freut es mich, Dich so sprechen zu hören, liebster Rudolf! Ist nur mein Gemüth erst wieder ruhig, dann will ich mit Gottes Hülfe denken wie Du!"

„Und nun wirst Du bald bei Thora und mir sein, und wir wollen glücklich mit einander leben, doch nicht, bevor ich meine Pflicht gethan habe. Laß mich lieber jetzt gehen, damit der Sache ein Ende wird."

„In Gottes Namen denn! Aber noch ein Wort, bevor Du gehst. Sollte es wider Erwarten gehen, sollte der Vater Dich gut aufnehmen und Dir Gehör schenken — denkbar ist es ja, wenn es Dir glückt, ihn allein zu sprechen — sollte er die geringste Spur von Reue über seine Härte gegen mich zeigen, dann sage ihm, daß ich ohne Groll von ihm scheide, und heute Abend in sein Haus zurückkehren werde, um geziemend von ihm Abschied zu nehmen; geht es aber, wie ich fürchte, weis't er Dich mit Zorn und Hohn von sich, und verstößt er Dich zum zweitenmale, dann sage ihm, daß ich nicht diese Nacht mehr unter seinem Dache

schlafen werde, und daß er mich zum letzten Male gesehen!“

„Das will ich,“ antwortete Rudolf; „anders kann es ja wohl nicht sein.“

Dann ging er.

Siebenzehntes Capitel.

Quitt für immer.

Rudolf befand sich bald auf dem Markte. Da lag das große neue Haus vor ihm. Er brauchte nicht zu fragen; Nordorf und Sohn stand über der Thüre; ja, und jetzt kam der Sohn! Er stellte keine Betrachtungen an über alle die Veränderungen, die während seiner langen Abwesenheit vor sich gegangen waren; er sah nur, daß da, wo in seiner Jugend eine Planke gewesen, jetzt ein großes, schönes Haus stand; da sollte er hinein, und ohne sich zu bedenken oder zu zögern, öffnete er die Thüre.

Sobald er eingetreten war, trat ihm eine lebendige, aber verhaßte Jugenderinnerung entgegen — Samuel Nebb in selbsteigener prunkender Person. Rudolf sah, daß Samuel im Aeußern ein Gentleman geworden war; er trug einen neuen, feinen schwarzen Frack, helle Weste

und Beinkleider, schwarze Binde, moderne Vatermörder und einen neuen, spiegelblanken Hut — Samuel hatte sich mit der Firma gehoben und seinen Geschmack ausgebildet; auch er hatte sein Theil von der Politur erhalten, welche durch Victoria sich gradweise vom Chef an abwärts über das ganze Nordorf'sche Haus verbreitet hatte; sein gelbes Gesicht jedoch und die dunklen, schielenden Augen waren dieselben geblieben. Rudolf betrachtete ihn mit unverhohlenem Widerwillen.

Samuel kam, die Cigarre im Munde, eilends aus dem Hofe. Es war Abend, und er wollte hinaus, um sich ein wenig zu erfrischen. Die letzten Tage war ihm etwas warm um die Ohren geworden, denn der Agent hatte sich schrecklich hitzig und auffahrend gegen ihn benommen, und Samuel mußte sich in demüthigender Weise an die Tage erinnern lassen, wo er nichts als ein Ladenjunge und Dütendreher war. Dies war sehr einfältig von seinem Principale; allein die Frau, die sich immer als complete Dame benahm, entschädigte ihn reichlich dafür durch um so größere Freundlichkeit.

Hatte Samuel nur die Thüre der Firma hinter sich, so war er auf einmal ein ganz Anderer; so demüthig, vorsichtig und lauernd er unter den Augen

des Agenten war, so keck und hochmüthig gebehrdete er sich in der Außenwelt. In der Stadt war Samuel eine Größe, und just in diesem Augenblicke, da es ruchbar zu werden begann, daß der Canzleisecretär um Clara angehalten und einen Korb erhalten habe, war er zugleich auch eine interessante Person. Es gab mehr als ein Haus in der Stadt, wo er gerne gesehen war, und nun wollte er eben fort, um sich einen vergnügten Abend zu verschaffen und eine Familie seiner Bekanntschaft mit den Skandalen der Nordorf'schen Familie beglücken, als — als er plötzlich vor sich und mitten unter der Thüre eine Gestalt erblickte.

Nachdem die Thüre von der Straße her geschlossen war, fiel das volle Licht vom Hofe auf Rudolf. Er war lange nicht so hübsch gekleidet, als Samuel; er trug einen zwar anständigen, aber sehr bescheidenen grauen Sommeranzug und einen Strohhut mit flachem Kopfe und breiten Rande; allein er trug seine einfachen Kleider mit natürlichem Anstande, und schien einige Zolle höher zu werden, als er so dastand und Samuel Rebb mit den Augen maß.

Samuel blieb stehen, erbleichte, machte einen Schritt auf die Seite und hielt sich nahe der Treppe. Obwohl

Rudolf sich im Laufe der Zeit etwas verändert hatte, erkannte Samuel ihn doch fast augenblicklich. Die Nordorf'schen Züge waren der Art, daß man sie nicht so leicht vergaß, und Samuel hatte den größten Theil seines Lebens damit zugebracht, sie zu studieren. Ja, das war Rudolf, der verstoßene Sohn! Samuel erinnerte sich noch gar gut, wie nahe er daran war, von ihm zum Abschiede ausgeklopft zu werden, und war er schon sonst kein Held, — jetzt machte das böse Gewissen ihn vollständig zum Hasen. Was mochte wohl der entlaufene Erbe der Firma hier wollen? Sich rächen? Oder wollte er betteln? Der Boden brannte Nebb unter den Füßen; er wollte entwischen und der Agentin melden, wer im Anmarsch sei; allein Rudolf trat rasch auf ihn zu und hielt ihn zurück.

„Halten Sie, Nebb!" sagte Rudolf ruhig; „kennen Sie mich?"

„Ei du guter Gott, freilich!" antwortete Samuel, die Cigarre in der Hand und den einen Fuß auf der Treppe; „Sie sind Herr Rudolf!"

„Sie fürchten sich doch nicht vor mir?" fragte Rudolf lächelnd. „Ich will Ihnen meiner Treu kein

Leid thun. Ist der Vater zu Hause? Ich muß mit ihm sprechen."

„Hier auf dem Comptoir ist er sicher nicht," antwortete Samuel schnell, und legte die Hand auf das Treppengeländer.

„Gut," sagte Rudolf, und ging die Treppe hinauf bis zur Comptoirthüre, während Samuel ihm schielend folgte. „Nun hören Sie, was ich Ihnen sage: ich wünsche mit meinem Vater zu sprechen, doch am liebsten unter vier Augen. Wissen Sie, wo er ist, so gehen Sie zu ihm und sagen ihm, es sei ein Herr im Comptoir, der ihn sprechen wolle, weiter nichts. Ich werde hier so lange warten; aber eilen Sie, sonst mache ich meinen eigenen Wegweiser."

„Sogleich," antwortete Samuel etwas erleichtert und mit einem, wie Janus Schwartz gesagt haben würde, „rückwärtigen" Blicke lief er die Treppe hinauf, daß er unterwegs seine Cigarre verlor.

Droben im Wohnzimmer saßen Paul und Victoria; er studierte die Zeitung, sie arbeitete mit resignirter Miene an einer Stickerei. Victoria sah wie eine Märtyrin aus, und that auch ihr Bestes, damit Paul sie als solche betrachten sollte. Sie litt unter dem doppelten

Drucke der Mißstimmung ihres Mannes und der Erbitterung ihrer eigenen Familie; dazu kam noch der Skandal, der natürlich bald in vollem Gange sein würde; doch der Gedanke hielt sie aufrecht, daß die verhaßte Clara mit Nächstem das Feld räumen und ihr den Kampfplatz überlassen würde. Da konnte denn die ganze Welt sehen, daß sie es mit Clara gut gemeint, daß aber Clara eine trotzige und undankbare Seele sei. Die Welt war für Victoria die oberste Gewissensrichterin; konnte sie nur den Schein wahren, so fühlte sie ihr Gewissen schon beruhigt. Indessen war es eine traurige Zeit, denn alles gesellschaftliche Leben im Hause des Agenten war verschwunden; aber war nur Clara fort, dann sollte bald Alles wieder seinen gewohnten Gang gehen.

Soweit war Victoria in ihren Betrachtungen gekommen, als sich rasch die Thüre öffnete und Samuel Nebb in athemloser Hast hereinstürzte. Vier Augen starrten ihn nichts weniger als freundlich an, und der Agent schalt:

„Was ist denn los? Fällt man Einem so in's Zimmer?“

„Ich bitte — um Entschuldigung —“ antwortete Samuel; „aber — er ist hier —“

„Er, wer? Hast Du die Sprache verloren?“

„Er — Rudolf — Ihr Sohn!“

„Mein Sohn!“ rief Paul aufspringend, und Victoria ließ ihre Stickerei in den Schooß fallen.

„Ja, Ihr Sohn! Er steht unten vor dem Comptoir und sagt, er müsse mit Ihnen sprechen, aber am liebsten unter vier Augen.“

Jetzt erhob sich auch Victoria.

„Warten Sie einen Augenblick, Nebb!“ sagte sie rasch. „Willst Du mit mir in's Nebenzimmer gehen Paul?“ fragte sie dann ihren Mann, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte und voran schritt; Paul folgte ihr zögernd.

„Geh' um Gottes willen nicht zu ihm hinunter,“ flüsterte sie, nachdem die Thüre hinter ihnen in's Schloß gefallen und sie allein waren.

„Was kann der Junge doch von mir wollen, was kann er doch nur wollen?“ rief Paul mit unsicherer Stimme, indem er rathlos im Zimmer auf und nieder schritt. „Und wie kommt er auf einmal daher, gerade jetzt?“

„Es sollte mich nicht wundern, wenn es sich herausstellte, daß Clara ihm geschrieben; es ist jedenfalls ein Complot gegen mich! Doch ich wiederhole Dir's — geh' nicht zu ihm hinunter! Du kannst Dich nicht beherrschen, Paul, und dann giebt es nur wieder eine Scene, noch schlimmer, als die jüngste mit Clara!"

„Aber was soll ich dann thun? Ich kann ihn doch nicht wohl von meiner Thüre weisen?"

„Nein; das Klügste ist, Du lässest ihn heraufkommen; wir wollen ihn Beide empfangen. Aber höre ganz ruhig an, was er Dir zu sagen hat. Ich kann gar nicht begreifen, wie es Dich so stark afficirt, daß er hier ist. Du hast ja ein gutes Gewissen, und er kann sich gewiß nicht darüber beklagen, daß Du ihm seine Rente nicht pünktlich ausbezahlt hast. Will er Geld, so gieb ihm welches, aber laß Dich nicht weiter mit ihm ein; das ist mein Rath. Doch jetzt komm, Samuel wartet."

Sie gingen wieder in's Wohnzimmer zurück, und Paul hieß Samuel, Rudolf den Bescheid zu bringen, daß er herauf kommen müsse, wenn er mit ihm sprechen wolle. Samuel ging, und kurz darauf trat Rudolf ein.

Da stand sein Vater vor ihm; es waren dieselben harten Züge, nur hatte das Alter sie noch etwas schärfer gemacht und seine Haare mehr gebleicht; er warf einen scheuen Blick auf Rudolf, schaute aber dann vor sich nieder und blieb stehen wie eine Bildsäule, weder durch ein Wort noch durch einen Blick seinen Sohn willkommen heißend. Und da stand auch Victoria, eine hübsche Dame mit einem falschen Gesichte; sie betrachtete Rudolf mit gespannten, aufmerksamen Blicken, beantwortete jedoch seinen Gruß, da er sich vor ihr verneigte. Rudolf ging auf seinen Vater zu und reichte ihm ohne Umstände seine Hand, die Paul zögernd ergriff, während seine bleichen Wangen glühend roth wurden.

„Es muß Dich überraschen, lieber Vater," begann Rudolf, anfangs bewegt, aber im Verlaufe des Gesprächs sich doch seine Fassung wieder erkämpfend, „daß ich so unerwartet zu Dir komme; jedoch ich will Dir nur sagen, daß es schon länger mein Wunsch gewesen war, mit Dir zu sprechen; es schien mir passend, daß ich mich doch einmal direct an Dich wendete, und zugleich wünschenswerth, daß wir in ein besseres Vernehmen zu einander kämen. Willst Du mir eine Unter=

redung unter vier Augen gönnen? Ich werde Dich nicht lange aufhalten.“

Victoria sah mit großem Mißvergnügen, daß Rudolf, während Paul ganz der Sprache beraubt zu sein schien, mit Sicherheit auftrat und die Worte vollkommen in seiner Gewalt hatte. Jetzt, nachdem sie Rudolf gesehen und gehört, wünschte sie weniger als je eine Unterredung unter vier Augen zwischen ihm und Paul, und an dem Gesichte ihres Mannes konnte sie sehen, daß er zu schwanken begann. Sie irrte sich darin auch nicht; Paul wünschte in diesem Augenblicke aufrichtig, Victoria möchte das Zimmer verlassen; allein sie war rasch bei der Hand.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte sie mit einem kalten Lächeln zu Rudolf, auf einen leeren Fauteuil deutend, und fügte dann in zärtlichem Tone, zu ihrem Manne gewendet, hinzu: „und setze auch Du Dich, lieber Paul, Du siehst ganz angegriffen aus; aber es ist ja kein Wunder, wenn solche Sorgen auf Einen hereinstürmen, wie sie Dich in dieser letzten unglücklichen Zeit darniedergeworfen haben.“

„Setze Dich, Rudolf!“ sagte Paul endlich trocken und mit schnarrender Stimme. „Was Du mir zu

sagen hast, wünsche ich hier zu vernehmen: ich habe keine Geheimnisse vor meiner Frau."

„Es ist durchaus nicht meine Meinung," antwortete Rudolf, welcher trotz der doppelten Aufforderung, Platz zu nehmen, stehen blieb, „daß meine Unterredung mit Dir ein Geheimniß bleiben soll; allein da wir unter traurigen Verhältnissen von einander schieden und uns so viele Jahre nicht gesehen, würde es ohne Zweifel am angenehmsten sein, wenn ich mit Dir allein sprechen könnte."

Da weder Paul noch Victoria hierauf antworteten, fuhr Rudolf fort:

„Indessen, wenn es durchaus nicht sein kann, muß ich mich darein finden, hier mit Dir zu sprechen. — Und so muß ich Dir denn vor Allem sagen, daß ich hieher kam, ohne zu wissen, was in den letzten Tagen vorgefallen. Es war meine Absicht, mit Dir von mir selbst zu sprechen, da mehrere meiner Freunde mich aufgemuntert hatten, mich an Dich zu wenden, und man mir gesagt hatte, daß ein solcher Schritt Dir vermuthlich lieb sein würde. Jetzt weiß ich, daß dies ein Irrthum war, und ich muß es wohl nun unterlassen. Aber ich habe mit Clara gesprochen — sie ist

in diesem Augenblicke bei Schwartz — und die betrübenden Mittheilungen über ihre Stellung hier im Hause, die sie mir machte, veranlaßten mich, um ihretwillen zu thun, was ich um meinetwillen nicht mehr gethan haben würde."

„Da siehst Du! Es verhält sich ganz so, wie ich vermuthete," sagte Victoria, nach Paul hinüberblickend; „es ist ein Complot zwischen Deinem Herrn Sohn und Deiner Fräulein Tochter gegen meine Wenigkeit!"

„Ich muß Dich bitten, Rudolf," sagte Paul heftig, „daß Du Clara ganz aus dem Spiele lässest. Ihre Angelegenheiten gehen Dich nichts an; ich sollte meinen, ich könnte sie allein ordnen."

„Es scheint doch nicht, daß Du es kannst," antwortete Rudolph ruhig; „denn sie hat Dein Haus verlassen, um es nie mehr zu betreten; sie hat bei Schwartzen's Zuflucht gesucht, und es ist ihre Absicht, mir nach Hause zu folgen."

„Sie lohnt Dir in Wahrheit alle die Güte, die Du ihr erwiesen, schön!" rief Victoria mit himmelwärts gerichteten Augen.

„Darin haben Sie ganz Recht, Frau Nordorf," versetzte Rudolf, „Wenn Clara Jemandem für erwiesene

Güte zu danken hat, so ist's der Vater und nicht Sie. Es thut mir leid, zu hören, lieber Vater," fuhr er fort, „daß so harte Worte zwischen Clara und Dir gefallen sind. Sie hat es nicht um Dich verdient und Du meinst es ja auch nicht so schlimm. Du mußt sie nicht von Dir gehen lassen!"

„Allem Anscheine nach bist Du mit Clara's Benehmen ganz einverstanden," sagte Paul bitter; „sie hat Dir eben die Sache nach ihrer Weise erzählt. Aber das magst Du wissen, daß sie wie eine Thörin gehandelt hat, und obendrein gegen mich trotzig und gegen Victoria äußerst unartig gewesen ist."

„Ich begreife recht gut, daß Du böse auf sie bist, und beklage es aufrichtig, daß sie gezwungen war, gegen Deinen Willen zu handeln, und dies gerade in dem Augenblicke, da ich in der besten Absicht hierher kam. Aber die Zeiten sind doch wohl vorüber, wo ein Vater seine Kinder zwang zu heirathen, wen er wollte, und wenn nun einmal Clara den Mann nicht liebt, den Du für sie ausersehen hattest, so war es doch zu viel verlangt, daß sie aus purer Nachgiebigkeit das Glück ihres Lebens opfern sollte. Du mußt Clara ver-

geben, Vater, und wenn Du bereit bist, es zu thun, so wird sie noch heute Abend in Dein Haus zurückkehren und hier bleiben, bis sie eine nähere Bestimmung über ihre Zukunft getroffen. Es ist klar genug, daß man ihren Aufenthalt im Hause nicht länger wünscht, aber es wäre doch der Mühe werth, daß Ihr Euch auf eine hübsche und anständige Weise trenntet."

„Ich habe Clara nichts zu vergeben," antwortete Paul kurz. „Indessen würde ich Dir verbunden sein, wenn Du es unterließest, meiner Frau noch mehr Unartigkeiten zu sagen. Daß Du jedoch nur um Clara's willen hierher gekommen, das machst Du mich nimmer glauben; drum sage es heraus, wenn Du mich um etwas zu bitten hast, ich bin kein solcher harter und unbarmherziger Vater, als Ihr Beide, Du und Clara, Euch wohl einbildet."

„Ich habe Dir ja bereits gesagt, daß ich nicht um Clara's willen nach Steinhafen gekommen bin; denn ich wußte nicht, was mit ihr vorgefallen war; im Gegentheile, ich glaubte, daß sie im besten Einvernehmen mit Dir und Deiner Frau lebte, da ich aus ihren Briefen nicht den geringsten Anhaltspunkt entnehmen konnte, Anders

zu denken. So wie die Sachen jetzt stehen, ist es jedoch ganz vergebens, von meinen Angelegenheiten zu sprechen, und nur weil Du darnach fragst, will ich Dir in Kürze Folgendes mittheilen. Ich kam, damit Alles wieder gut werden sollte zwischen uns; gleich wie ich Dir verziehen, was Du wider mich gefehlt haben mochtest, so wollte ich Dich bitten, mir das Unrecht zu verzeihen, das ich in jugendlicher Unbesonnenheit gegen Dich begangen; ich kam, um allem Zwiespalt und Skandale ein Ende zu machen, und hoffte, daß Deine Frau mich darin unterstützen würde, um eine vollständige Versöhnung zu Stande zu bringen."

„Versöhnung," wiederholte Paul; „und was beweis't mir, daß Du es aufrichtig meinst? Alle die Frömmigkeit ist etwas gar zu plötzlich gekommen."

„Es war meine Absicht, Dir die stärksten Beweise meiner Aufrichtigkeit zu geben, die in meiner Macht stunden; ich wollte Dir jedes Opfer bringen, sogar das, an Deiner Thätigkeit Theil zu nehmen, wenn Du es wünschen solltest?

Paul erhob sich und ging heftig auf und nieder.

„So wollen Sie also Kaufmann werden," sagte Victoria mit boshaftem Lächeln; „erst Student, dann

Dichter und jetzt gedenken Sie sich auf den Handel zu werfen! Sie wechseln ja Ihren Beruf wie andere Leute ihre Kleider."

„Komm nicht mit solchem Unsinn," sagte Paul, indem er mit gekreuzten Armen vor Rudolf stehen blieb. „Sage mir lieber ohne Umschweife die Wahrheit. Du hast Weib und Kind und kannst sie nicht ernähren; ich soll sie statt Deiner ernähren und kleiden, damit Du Deiner Liebhaberei nachgehen und Verse machen kannst, nicht wahr? Es wäre mir wohl ein Leichtes, dies zu thun, allein ich will nicht, denn es würde Dich nur in Deinem Müssiggang bestärken. Anstatt ein Examen zu machen und Dir einen Broderwerb zu verschaffen, begingst Du die Thorheit, Dich zu verheirathen: als Student mit fünfhundert Thalern Rente sich zu verheirathen?"

„Ja," entgegnete Rudolf erröthend, „das war nicht klug gehandelt, obwohl ich meine Gründe dazu hatte. Diese Unklugheit ist jedoch in jeder anderen Hinsicht ein Glück für mich geworden. Allein es nützt ja nichts, davon zu sprechen. Ich bin nicht gekommen um Geld von Dir zu erbetteln, und da mein Anerbieten, Dir im Geschäfte zu helfen und eine Stütze für Dein Alter zu

werden, für Dich und Deine Frau nur Unsinn ist, so sind wir ja fertig.“

„Hast Du Schulden,“ sagte Paul nach einer Pause, „so will ich sie bezahlen.“

„Nein,“ antwortete Rudolf, „ich habe keine Schulden; allein selbst wenn ich welche hätte, so würde ich doch jetzt Dein Anerbieten nicht annehmen. Ich nehme nichts an, was mir aus Mitleid zugeworfen wird; verschmähst Du meine Liebe, so verschmähe ich Dein Geld?“

„Wo ist Deine Frau und Dein Kind?“ fragte Paul, ohne Rudolf's Antwort zu beachten. „Sind sie hier in der Stadt?

„Nein, sie sind in Bornstedt.“

„In Bornstedt?“

„Ja, in Bornstedt. Mein Freund Pastor Bramson und dessen Onkel haben viel Antheil daran, daß wir herübergezogen sind. Ich habe dort ein Haus gemiethet, welches Baron Dornfeldt gehört, wenn Du es wissen willst.“

„Ah so! Da stecken Andere dahinter!“ brauste Paul auf. „Diese Freunde sind es wohl auch, welche Dich auf mich gehetzt haben, damit es dann heißt, ich sei ein unbarmherziger Vater! Und ich soll es auf mir

sitzen lassen, ich, der reiche Paul Nordorf, daß andere Leute meine Kinder ernähren!"

„Das zu sagen, kann den Leuten nie beifallen," mischte sich Victoria dazwischen; „Du kannst ja Clara ihre Rente ausbezahlen, und Dein Herr Sohn und seine Frau werden ihr mit Vergnügen helfen, sie zu verzehren!"

„Jetzt will ich Ihnen erzählen, was die Leute sagen werden," fuhr Rudolf auf, indem er, die Röthe des Zornes im Gesichte, sich an Victoria wandte: „sie werden sagen, daß Sie ein herzloses Weib sind, welches, anstatt ihren Mann in allem Guten zu bestärken, beständig in's Feuer bläs't und sein Herz gegen seine eigenen Kinder verhärtet. Es ist möglich, daß Sie selbst meinen Vater zu täuschen vermögen, allein Clara hat Sie schon längst durchschaut, und Ihr Benehmen hat mir heute gezeigt, daß sie Sie nicht schwärzer gemalt, als Sie in der That sind. Es ist Ihr Werk, daß die versöhnliche Stimmung meines Vaters im Keime erstickt, und daß Clara aus ihres Vaters Hause verstoßen wurde. Die angezettelte Verbindung mit Ihrem Bruder war nichts Anderes, als ein fein ausgeheckter Plan, meine Schwester auf eine anständige Weise loszuwerden. Der Plan ist

geglückt, obwohl der Anstand dabei zu Schaden kam. Alle daraus entspringende Schande wird über Sie kommen; doch Sie können sich damit trösten, daß Sie jetzt uns Beide für immer quitt geworden sind!"

Während der letzten Worte hatte er sich der Thüre genähert; er riß sie heftig auf und ging seiner Wege ohne Lebewohl; aber wie er auf den Gang hinaustrat, stieß er an einen Gegenstand an: er war an Samuel angerannt, welcher draußen auf der Lauer gestanden! Rudolf packte Samuel bei der Brust und schüttelte ihn, daß er seinen neuen glänzenden Hut fallen ließ, dann stieß er den Hut mit dem Fuß zur Seite und eilte die Treppe hinab, als ob der Boden ihm unter den Füßen brennte. Bald darauf saß er wieder bei Schwartz in der Wohnstube, wo seine alten Freunde und Clara ihn mit Sehnsucht erwartet hatten.

Hier angekommen, theilte er ihnen umständlich mit, was sich zugetragen, und so erfuhren sie denn, daß Alles gegangen war, wie sie erwartet hatten; aber das Eine freute Schwartz im höchsten Grade, daß Rudolf den Muth gehabt hatte, Victoria die Wahrheit zu sagen.

„Da wird sie, mein Seel', daran zu kauen haben," wiederholte er mehrmals; „jetzt freut es mich, daß Du

hingegangen bist, nur um dieses Umstandes willen, nicht zu sprechen von dem Rippenstoße, den Nebb erhalten!"

Der Abend verging sehr stille; Rudolf und Clara waren abgespannt durch die Anstrengungen des Tages, und gingen bald zu Bette, nachdem zuvor abgemacht war, daß Schwartz am andern Morgen zum Agenten gehen sollte, damit Clara's Effecten gepackt und hinübergeschafft würden.

Diese Vorsorge erwies sich jedoch als überflüssig, denn während sie des Morgens noch am Theetische saßen, rollte ein Wagen vor die Thüre; es war der Packwagen des Agenten, von zwei großen Mecklenburgern gezogen und von dem Kutscher in Livré geführt. Es befanden sich sämmtliche Effecten Clara's im Wagen, und bevor sie noch hinausgehen konnten, sie in Empfang zu nehmen, klopfte es an der Thür und Samuel Nebb trat ein. Er begegnete mit frecher Stirne den verächtlichen Blicken, die ihm von allen Seiten zugeworfen wurden. Das Blut kochte in Rudolf, als er daran dachte, daß es jetzt zum zweiten Male war, daß Samuel die Genugthuung hatte, ihn aus seinem Vaterhause verstoßen zu sehen, und auf Befehl die Absendung von Clara's Gepäck zu besorgen. Samuel hütete sich indessen wohl zu lächeln;

er setzte mit wichtiger Miene seinen Hut auf einen Stuhl — Schwartz bemerkte zu seiner Genugthuung, daß er eine Beule hatte — zog seine Brieftasche hervor und sagte:

„Die Frau Agentin läßt Sie grüßen und Ihnen sagen, daß hiemit alle Effecten des Fräuleins folgen; es ist Alles draußen auf dem Wagen, mit Ausnahme der Meubel, die mit nächster Gelegenheit nach Bornstedt geschickt werden würden, wohin doch jedenfalls das Fräulein ziehen werde, wie Frau Nordorf vermuthete. Die Frau Agentin hat mir ausdrücklich befohlen, zu sagen, daß sie selbst die halbe Nacht aufgewesen, um Alles zu packen; sie hoffe, daß nichts fehle, sollte dies aber dennoch der Fall sein, so möge man sie gefälligst davon unterrichten, damit es später nachgesandt werden könne. Und hier ist ein Brief vom Herrn Agenten an Herrn Rudolf Nordorf."

Da Rudolf sich nicht von der Stelle rührte, ging Samuel zu ihm hin und reichte ihm den dicken Brief, auf welchem stand: „Hierin 1500 Thaler."

„Ich will ihn nicht haben," sagte Rudolf abweisend. „Nehmen Sie ihn zurück und bringen Sie ihn wieder meinem Vater."

„Der Herr Agent hat mir strengstens aufgetragen, den Brief abzugeben," sagte Samuel, indem er das Schreiben auf den Tisch legte; „und ich bitte nur für für meine Person um eine Bescheinigung, daß er richtig in Ihre Hände gelangt ist."

„Mache ihn wenigstens auf," sagte Schwartz; „vielleicht enthält er etwas Geschriebenes."

Rudolf nahm den Brief mit Widerwillen, öffnete ihn und fand neben den Bankscheinen folgende Zeilen, von des Vaters fester Hand geschrieben:

„Ich habe, nachdem Du gegangen warst, über unsere Unterredung nachgedacht, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Dein Anerbieten wirklich aufrichtig gemeint war; allein die Verhältnisse sind nun einmal so, daß ich es weder annehmen kann noch darf. Erspart mir wenigstens die Kränkung, mit leeren Händen von mir zu gehen. In der Einlage folgen 1500 Thaler; dies Geld wird mit dem, was Euch gesetzlich zukommt, Euch auf ein paar Jahre ein sorgenfreies Auskommen sichern. Ist es Ernst mit Deiner Versöhnlichkeit, so wirst Du das Geld annehmen.

Paul Nordorf."

Rudolf reichte den Brief Clara, welche ihn las, und dann Schwartz gab.

„Herrgott!“ rief Schwartz, nachdem er gelesen, „der Paul hat doch mehr Herz, als ich ihm je zugetraut hätte! wäre nur sie nicht gewesen, hm!“ unterbrach er sich, nach Rebb hinüberblitzend.

Auf einen Wink Rudolf's gingen sie alle in das Gartenzimmer, indem Schwartz den Buchhalter bat, einen Augenblick zu warten.

„Was sollen wir thun?“ fragte Rudolf.

„Das Geld annehmen, natürlich!“ antwortete Schwartz.

„Und was sagst Du, Clara?“

„Rathe Du lieber für uns Beide!“

„Es ist ein eigenes Ding,“ sagte Rudolf, „eine Gabe anzunehmen, nachdem man Einem die Thüre gewiesen.“

„Nun, nun, Rudolf!“ nahm Schwartz das Wort, „wenn man es genau nimmt, hat er Dir durchaus nicht die Thüre gewiesen. Die Stellung Deines Vaters ist eine schwierige; nehmen wie hierauf Rücksicht, so kommen wir unfehlbar zu dem Resultate, daß es zu hart sein würde, das Geld zurückzuweisen.“

„Und alle Anderen, vielleicht den Vater mit eingeschlossen, werden zu dem Resultate kommen, daß es doch in der Absicht meines Besuches lag, zu betteln. Victoria wird wenigstens, wenn es ja nöthig sein sollte, das Ihrige dazu beitragen, daß er es glaubt. Jetzt bereue ich es bitter, hinaufgegangen zu sein!"

„Ich bin einer schnurgerade entgegengesetzten Ansicht. Dein Vater glaubte im ersten Augenblicke, Du sei'st gekommen, um zu betteln; bei reiflicherem Nachdenken hat er jedoch eingesehen, daß dieses Dir nicht im mindesten ähnlich sah. Was Victoria und die ganze übrige Welt denkt oder sagt, das ist zu gleichgültig, als daß es Dich vom rechten Wege abziehen dürfte. Ich stimme Deinem Vater bei — ist es Dir Ernst mit Deiner Versöhnlichkeit, dann wirst Du das Geld annehmen, und es ist durchaus keine Schande für Dich, daß Du es brauchst. Er konnte gar nicht weniger thun, als Euch eine Unterstützung zu bieten."

Rudolf entschloß sich endlich, die angebotene Hülfe entgegenzunehmen, und schrieb in Eile folgende Zeilen:

„Lieber Vater!

Clara und ich haben die 1500 Thaler richtig erhalten, und danken Dir hiemit dafür! Wir nehmen

dieses Geld an in dem Glauben, daß es, trotz Allem, was zwischen uns vorgefallen ist, aus gutem Herzen kommt. Meine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, als ich bei Dir war, aber meine versöhnliche Stimmung ist keine Grille, geschweige denn etwas Schlimmeres. Glaube das Beste von mir und Clara, und solltest Du je uns zu sprechen wünschen, so weißt Du, wo wir zu finden sind.

Dein

Rudolf."

Nachdem Samuel zurückgekommen war, und den Brief an seinen Principal abgeliefert hatte, wurde er von der Frau in's Verhör genommen.

„Bei Schwartz wurde eine prächtige Comödie aufgeführt," sagte Samuel; „denken Sie nur, Herr Rudolf that, als wolle er die 1500 Thaler gar nicht annehmen, ha, ha!"

Victoria stutzte; beinahe hätte sie Nebb verrathen, wie gänzlich unwissend sie darüber gewesen, daß ihr Mann den Kindern Geld gesandt. Paul war allerdings in Geldsachen immer zum Verzweifeln zurückhaltend; wie fügsam er sich auch in anderen Dingen gegen seine

Frau zeigte, so war sie doch weit entfernt, in diesem Punkte sein Vertrauen in so hohem Grade zu besitzen, als man hätte glauben sollen; und gerade in diesem Falle hatte sie gehofft, daß er ohne ihr Wissen nichts thun würde.

„Nun," sagte sie später zu sich selbst, „es ist am Klügsten, ich rühre nicht an der Sache; je weniger ich von den Kindern spreche, desto früher vergißt er sie. Eine weitere Unannehmlichkeit ist wohl auch, daß sie hier in der Gegend bleiben; doch, es ist gleichgültig — ich bin ihnen doch zu stark! — So, — jetzt haben wir Friede hier im Hause!"

Ende des ersten Theils.

Inhalts-Verzeichniß.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

50
9
51
39
2
154
3
157

Ewald, H. F.,

Die Familie Nordorf Roman

Bd.: 1. Theil

Bremen 1871